Biogr. 889 fy

Pfeiffer
(Pfeiffer)

<36604809150011
<36604809150011
Bayer. Staatsbibliothek

90

Meine Reisen
und meine
fünfjährige Gefangenschaft
in
Algier.

Von

Simon Friedrich Pfeiffer.

Mit einer Vorrede von Herrn Professor Dr. Schmitthenner.

Dritte verbesserte und mit einem Nachtrage, »die Bewohner des Staates Algier« vermehrte Auflage.

Giessen 1834.
Zu erhalten durch die Ricker'sche Buchhandlung.

85 G. n. 3150

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Durchlauchtigster Großherzog!

Allergnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königlichen Hohheit allerhöchste Gnade war fast das erste, dem ich begegnete, als ich, den Schrecken meines seltsamen Schicksals entflohen, den süßen vaterländischen Boden wieder betreten hatte, und das Gefühl der Erkenntlichkeit für die genossene Huld ist das tiefste, das in meinem Herzen lebt. Vorerst noch mit der Vorbereitung zu meinem künftigen Berufe beschäftigt, ist mir kein anderes Mittel zum Ausdrucke meines Dankes gegeben, als der kühne Schritt, nachfolgende Darstellung meines schickungsreichen Lebens

Allerhöchstdenselben zu Füßen zu legen. Die Tiefe des Dankes gab die Größe des Muthes und das Andenken empfundener Gnade das Vertrauen einer allergnädigsten Entschuldigung meiner Kühnheit.

In tiefster Ehrfurcht ersterbend

Ew. Königlichen Hoheit,

allerunterthänigster

S. F. Pfeiffer.

Stud. der Med.

Vorwort.

Indem ich dem Wunsche des Verfassers dieser Schrift, sein Werk mit einigen Worten bei dem Publikum einzuführen, nachgebe, kann ich kaum etwas anderes thun, als auf den Inhalt desselben hinweisen. Schlicht und wahr, gleich dem Sinne des Verfassers, steht dort geschrieben, wie er sich vom Grabe seiner Eltern aufgemacht, in weiter Welt das Glück zu suchen, und das Schicksal ihn wunderbar und schrecklich bis in die Kerker von Algier geführt hat, wo gewissermaßen die

Menschheit für ihn, er für die Menschheit unterging, — wie aber höhere Mächte mit besorgtem Auge über ihn gewacht und ihn mitten durch den tosenden Lärm weltgeschichtlicher Entwickelungen hindurch auf die Stätte zurückgeleitet haben, wo einst der elterliche Heerd stand, und von wo er nun eine andere Bahn durch das Leben betreten hat, die er hoffentlich sicher und freudig fortwandeln wird.

Recht gerne gesteh' ich, den Verfasser zu der Herausgabe des vorliegenden Schriftchens theils in dem eig'nen Interesse desselben, theils in dem des Publikums aufgemuntert zu haben. — In dem erstern wünschte ich die Welt auf einen jungen Mann von dem gediegensten Charakter und den lautersten Sitten, der ganz ausgezeichnete, unter den sprechenden Völkern selbst erworbene Kenntnisse der orientalischen Sprachen besitzt und der sich frühe schon reelle Verdienste um die Menschheit erworben hat, aufmerksam zu machen. Er ist es, um dieß namentlich anzuführen, der die Verpfle-

gung und Heilung der verwundet nach Algier gebrachten Franzosen besorgte; ein Verdienst, das die sonst so erkenntliche Nation freilich um so schneller vergessen konnte, je mannichfaltiger die Ereignisse waren, die seitdem, alle Gefühle aufwühlend, alle Leidenschaften entfesselnd, ihren Blicken vorüber gegangen sind. —

In dem Interesse des Publikums aber wünschte ich, daß die Erfahrungen des Verfassers nicht verloren gingen. Bei seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen, einem langen Aufenthalt in Algier und von einer ganz eigenthümlichen Lage aus mußte er Ansichten des Lebens gewinnen, Erfahrungen einsammeln und daher Aufschlüsse zu geben im Staude seyn, wie wir dieselben über Algier, meines Wissens, noch nicht haben.

Freilich ist dieses Schriftchen mehr geeignet, Erwartungen zu erregen, als dieselben vollständig zu befriedigen. Ich hoffe aber um so mehr die Nachsicht des Publikums, als der Verfasser sich eine vollständige Darstellung seiner Erfah-

rungen und Ansichten auf spätere Zeiten zunächst aus dem Grunde vorbehalten hat, um sich nicht der ihm zu seinen Studien so karg zugemessenen Zeit berauben zu müssen.

Giessen im Juli 1832.

Friedr. Schmitthenner.

1. Einleitung.

In Rheinhessen geboren, verlor ich schon im sechsten Jahre meine Eltern durch den Tod. Wohlthätige Menschen nahmen sich meiner Erziehung an und sorgten für meine erste Ausbildung. Im dreizehnten Jahre bestimmte ich mich zur Chirurgie, zu welchem Fache ich besondere Neigung fühlte. Elternlos und allein, getrennt und von meinen Brüdern fesselte mich nichts mehr an die Heimath und ich beschloß daher, in der Hoffnung im Auslande mein Glück zu finden, nach den Niederlanden zu reisen, wo ich mehrere Bekannte anzutreffen glaubte. Als fünfzehnjähriger Jüngling in Amsterdam angekommen, ward ich von einem dortigen Bekannten freundschaftlich aufgenommen, und ihm danke ich meine Empfehlung an den auf der Werfte komman-

direnden Admiral. Dieser menschenfreundliche Mann, (Kuvel war sein Name,) voll Mitleid mit meiner zarten Jugend, willfahrte meinem Wunsch und schickte mich als Praktikant der Chirurgie auf ein Linienschiff in dem Hafen Texel.

Es war dieses eines von den sogenannten Kostschiffen, einer Art von Seekasernen, die beständig im Hafen liegen. Alle Neulinge, Matrosen, Steuerleute, Kadetten, Offiziere, Chirurgen und Ärzte, werden in solche gelegt, um sich hier an das Seeleben und Schiffswesen zu gewöhnen und gleichsam ihre praktische Schule zu machen. Aus diesen werden dann die in See gehenden Schiffe bemannt. Hier nun brachte ich einige Monate zu und machte mich allmählich mit dem zwar geräuschvollen, aber doch einfachen und einförmigen Schiffsleben bekannt.

Meine damalige Lage kann ich nicht unangenehm nennen. Ich stand im Range eines Kadetten, mein Geschäft war, unter der Leitung eines Oberarztes den Verband im Schiffsspital vorzunehmen, sowie die Schiffsapotheke zu besorgen. Die übrige Zeit vertrieben wir uns mit Spaziergängen auf das Land; überhaupt suchten wir uns mit den Gegenständen in unsrer Sphäre vetraut zu machen,

und diese bot uns das zwischen Land und Meer getheilte Leben in Menge dar.

So saßen wir eben an einem Septembernachmittage gegen 2 Uhr bei dem Mittagsmahle in der Steuerruder-Kammer, als wir auf einmal vom Verdeck einen großen Lärm vernahmen. Auf unser Fragen, was derselbe zu bedeuten habe, erfuhren wir von den uns bei Tische aufwartenden Schiffsjungen, daß man vom Verdeck aus nach einer gewissen Richtung hin und eben in keiner großen Entfernung eine Wasserhose wahrnehme. Wir eilten nun auf das Verdeck, wo sich uns in der Entfernung von etwa einer holländischen Seemeile eine Bewunderung und Grausen erregende Erscheinung darbot. Von der Meeresfläche erhob sich eine ungeheure Wassersäule hoch in die Wolken, nach oben hin an Breite abnehmend, so daß sie einem umgestülpten Trichter nicht unähnlich war. Im Innern erschien die Masse dunkelgrau, wolkenähnlich und erhellte sich allmählig nach Außen. Zwar blieb sie beständig auf derselben Stelle stehn, jedoch zeigte sich eine beständig wogende Bewegung, indem von Zeit zu Zeit dunkle, schwarzgraue Massen, gleichsam von einem Vulkane aus-

gespien, emporstiegen. Diesem erhabenen Schauspiele sah ich wohl eine halbe Stunde mit Erstaunen zu, bis sich die Säule nach und nach von oben nach unten auflös'te und die Wassermasse vom Meere verschlungen wurde.

Das Ganze hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht und es ist das Einzige, das mir aus dieser Zeit noch im Gedächtniß geblieben. Nur das gedenkt mir noch, wie ich oft einsam am Meeresufer einherging, während meine Schiffsgenossen ihren rohen Vergnügungen nachhingen, und wie mich dann oft meine Lage an die des jungen Robinson erinnerte. Als ich dessen Geschichte mehrere Jahre zuvor gelesen, dachte ich wohl nicht, wie ähnlich meine Schicksale den seinigen werden würden.

2. Aufbruch.

Im Dezember des Jahres 1824 wurde ich auf höheren Befehl nebst andern meiner bisherigen Schiffsgenossen auf die Fregatte »Diana« versetzt, welche auf dem mittelländischen Meere zum Schutze des Handels zu kreuzen bestimmt war.

Der Tag des Aufbruches war gekommen.

Der Schiffshauptmann, umgeben von seinen Subalternen, steht auf dem Verdeck. Mit besorgten Blicken die Wetterfahnen und den Kombaß beobachtend, geht er nachdenkend noch einige Mal auf und nieder, indeß die ganze Schiffsmannschaft, keinen Laut von sich gebend, frostig in sich gekehrt, in Gott ergebenem Sinne dasteht, um, wie es scheint, von nun an einzig und allein für die Winke und Befehle ihres gefürchteten, in See über Leben und Tod gebietenden Hauptmanns leben zu wollen. Endlich nach diesen Augenblicken gespannter Erwartung winkt der Kapitain mit der Rechten, gleichsam als fühle er die ganze Größe seiner jetzigen unumschränkten Gewalt. Der Kapitän-Lieutenant, diesen Wink verstehend, kommandirt, die Anker zu lichten, alle Offiziere schreien's ihm nach, und mit: »Hurrah! Hurrah!« geht's an's Werk. Zwei Dritt-Theile der Mannschaft laufen nun in geregeltem Takt, von Trommel und Pfeife begleitet, um's Drehspiel*), und während der Unteroffiziere gellende Pfeifchen das Signal zum Segel-Aufspannen geben, entern die übrigen Matrosen

*) Die Maschine, womit die Anker aufgewunden werden.

pfeifschnell auf die Masten und Raaen, und in einem Nu haben sich die ungeheuren Segel entfaltet, die Steuerleute stehen fertig am Ruder, und ehe fünf Minuten verstreichen, ist der Kasten flott.

Ein frischer Nordost blies kräftig in die Segel, vogelschnell durchschnitt der Kiel die Wogen, und mit Majestät flog die Fregatte dahin, daß bald die Gestade auf beiden Seiten unsern Blicken entschwanden.

Wir standen alle auf dem Verdecke, wo ein Jeder, in eigenen Gefühlen versunken, dem theuren Vaterlande noch ein Lebewohl zurief, als auf einmal ein entsetzlicher Stoß das Schiff in seinem Laufe hemmte und uns ziemlich unsanft aus unsern Träumereien weckte. »Godverdamme, wy zyn op een Zandbank geraakt *)!« erscholl's aus aller Munde. Sogleich wurde nun ein Theil der Segel gestrichen, und die übrigen gebrasset **). Fürchterlich brachen sich die Wogen am Rumpfe des Schiffes, drohend dasselbe zu zertrümmern, und wohl

---

*) An der Küste von Holland sind bekanntlich unzählige Sandbänke und Klippen und es ist daher nichts seltnes, wenn Schiffe darauf stoßen.

**) d. h. gedreht.

eine Viertelstunde brachten wir in banger Erwartung in dieser peinlichen Lage zu, bis endlich die bereits eingetretene Fluth hoch aufstieg und uns aus dieser Bedrängniß befreite. Bei manchen unsrer Leute verursachte diese Scene eine üble Stimmung, man glaubte darin schon eine Vorbedeutung künftiger Unglücksfälle zu sehn, und ich gestehe, auch ich war schwach genug, dieses zu glauben. Und leider haben sich manche unsrer bangen Vorgefühle schrecklich bewährt. Sehr bald erreichten wir die hohe See und gelangten bei günstigem Winde schon um Mitternacht in den Canal. Die Dunkelheit der Nacht bedeckte alle Gegenstände so, daß man nichts wahrnehmen konnte, als die Leuchtthürme von Calais und Dover.

3. Der Sturm.

Mit Sonnenaufgang befanden wir uns schon im atlandischen Meere und nahmen unsere Richtung gegen Gibraltar. Aber noch an demselben Nachmittag wurde die See unruhig, der Wind blies heftig aus Westen, und je mehr sich der Tag neigte, um so mehr nahm der Wind an Heftigkeit und die Meereswellen an Größe zu, daß wir alle Segel

bis auf 3 Sturmsegel streichen und uns von den Wellen treiben lassen mußten. Die Wogen, welche sich gleich hohen Bergen aufthürmten, stürzten nun schäumend und brausend auf das hilflose Schiff ein, so daß wir jeden Augenblick fürchten mußten, vom Meer verschlungen zu werden. Kaum sahen wir uns auf dem höchsten Gipfel einer Welle und schauderten vor der unermeßlichen Tiefe unter uns, als eine mächtigere Woge uns in den Abgrund schleuderte. Das Schwanken des Schiffes, das Rauschen der Wassermassen und das Zischen der wüthenden Orkane kann selbst die ältesten Seeleute erschüttern. Aber um so trauriger mußte die Lage von uns jungen Seeleuten seyn, indem wir bei allem Ungemache auch noch mit der Seekrankheit*) zu kämpfen hatten.

*) Diese Krankheit, welche bekanntlich jeder, der zum erstenmal eine Reise zur See macht, zu bekommen pflegt, kann nie unmittelbar tödtlich seyn, und ist daher mehr lästig als gefährlich. Daß sie aber, soviel ich wahrnehmen konnte, vorzüglich bei schwacher Leibeskonstitution mittelbar die Ursache äusserst nachtheiliger, ja gefährlicher Krankheitsübel werden kann, verdient mehr beachtet zu werden. Sie greift nämlich den Körper sehr an und bewirkt einen ungemein starken Durst und Schweiß. Nun eilen gewöhnlich die Kranken, von Bangigkeit gefoltert und im innern Schiffsraum zu sehr beengt sich fühlend, in diesem kritischen Zustande auf das kühle Verdeck, um daselbst ihren Durst zu löschen und

Der Sturm heulte die ganze Nacht. Um Mitternacht verloren wir durch einen heftigen Windstoß den Stengel *) des großen Mastes. Dieser Schaden war leicht zu ersetzen, größer jedoch war der Verlust, den wir am folgenden Morgen zu beklagen hatten. Bekanntlich hängen einige Schaluppen an Tauen hinten über dem Spiegel und neben über der Rust **). Eine andringende Welle hob eine derselben aus ihrem Gehänge und riß sie mit sich fort. Um einem ähnlichen Verluste vorzubeugen, kletterte ein wackerer Matrose hinaus auf die äusserste Wandung

---

sich abzukühlen. Wie empfänglicher ein solcher gereizter Körper ist, brauche ich nicht zu erinnern, und was hieraus, zumal bei kaltem Wetter, entstehn kann, wird ein Jeder leicht einsehen können. Ich machte mehrmals die Erfahrung, daß sich schwache Individuen in Folge dessen Katarrh, Rheumatismus, selbst Nervenfiebern zuzogen. Einige wollten behaupten, die Krankheit sey nicht allgemein, denn nicht alle junge Seefahrer würden davon befallen, doch ich glaube nach meinen wiederholten Beobachtungen das Gegentheil davon belegen zu können, und nur einmal fand ich auf einem Schiffe von 250 neuen Seeleuten, nur einen, der ganz von der Seekrankheit verschont blieb. Freilich greift die Krankheit den Einen heftiger an, wie den Andern, denn nicht alle bekommen Erbrechen, sondern manche fühlen nur eine Unbehaglichkeit, ein Uebelbefinden. Auch fand ich Beispiele, daß man mehrmals von diesem Uebel befallen werden kann, was ich sogar bei einigen ganz alten Matrosen wahrnahm. —

*) Der oberste Theil des großen Mastes.

**) An der Seitenwand des Schiffes.

des Schiffs, um einige Taue zu befestigen. Unglücklicherweise aber hatte er vergessen, sich, was gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, an eine Leine zu befestigen — eine gewaltige Woge verschlang den Armen. Mit Entsetzen sahen wir den Hülflosen in den Wellen ringen, und immer wird mir sein Hülferuf »help Jesus, Marie, Josep!« in den Ohren tönen. Der Sturm ließ kein wirksameres Rettungsmittel zu, als die Rettungs-Bojen*) ihm zuzuwerfen. Aber alle Kraftanstrengungen des geübten Schwimmers waren vergeblich, das Meer überwältigte ihn, nie sah man ihn wieder. Dumpfes Schweigen kündigte die tiefe Trauer und Wehmuth seiner Genossen an, und zur Ehre der Menschheit sey's gesagt, alten, sonst als gefühllos verschrieenen Matrosen sah ich Thränen um ihren Mitbruder über ihre braunen Wangen träufeln.

Durch den Sturm waren wir von unserm Cours abgetrieben und weit nach Westen verschlagen worden, so daß wir erst am neunten Tage nach dem Anfang des Sturms durch den Wechsel des Winds im Stande waren, mit vollen Segeln nach Gibral-

*) Faßähnliche Kistchen aus Korkschwamm, welche vermittelst Leinen zu geworfen werden.

tar zu steuern. So bekamen wir nach fünf Tagen zur Rechten das Affengebirge von Marokko, zur Linken die spanische Küste und vor uns Gibraltar zu Gesicht.

4. Gibraltar.

Jetzt wehten uns milde Lüftchen vom Lande entgegen. Bei dem herrlichen Anblicke, den uns die spanische Küste mit ihren lachenden Fluren darbot, vergaßen wir unser kaum überstandenes Ungemach, und neu belebt vom Hauche der Landluft kamen wir in der fröhlichsten Stimmung vor Gibraltar an. Wunderbar war mir's zu Muthe, als wir auf der weiten Rhede angelangt waren. Sie war mit einigen hundert Schiffen bedeckt, und von den hohen Masten herab sah man die Flaggen und Wimpel aller seefahrenden Nationen in bunter Mischung lustig flattern. Und nun einherzufahren durch die langen Reihen der majestätischen Meerpaläste — es ist ein imposantes Schauspiel ein wahrhaft ergreifender Anblick. Hundert Gegenstände drängen sich dem Auge auf, Alles regt sich um uns her, allenthalben sieht man Schaluppen in Thätigkeit, theils nach benachbarten Schiffen, theils nach der Stadt zurudernd, und aus allen größeren Kriegsschiffen

(es war eben die Zeit der Wachtparade) erschallen die schönen Märsche der Seetruppen. Scherzend schrieben wir die Musik unserem Empfange zu. Endlich gelangten wir auf ein kleines schiffleeres Plätzchen, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, wo wir nun die Segel strichen und die Anker fallen ließen. Wir begrüßten nun sogleich die englische Flagge, indem wir nach Schiffsbrauch dieselbe nebst der unsrigen unter 21 Kanonenschüssen am großen Mast aufzogen*). Alsbald erwiederte

---

*) Das *Salutiren* oder das gegenseitige Begrüßen der Kriegsschiffe durch Kanonenschüsse, so wie die Signale mit den Flaggen sind ein eigener alter Gebrauch, der als eine bestimmte feste Regel bei allen seefahrenden Nationen und nicht allein bei den Christen, sondern auch bei den Muhamedanern anzutreffen ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Offiziere und Steuerleute der Letztgenannten mit diesen allgemeinen Schiffsregeln nicht immer so bekannt sind, wie sich's gehört. Die *Flaggensignale*, womit die Schiffe in einer bedeutenden Entfernung mit einander gleichsam sprechen können, sind sehr intressant, aber zu mannichfaltig, um sie hier mittheilen zu können, indem sie eine eigne Wissenschaft bilden, die von den Steuerleuten und Cadetten eifrig studirt werden muß. — Wenn ein Kriegsschiff ein anderes oder eine Stadt salutirt, so zieht es deren Flagge auf dem großen Maste auf, und begrüßt sie nun mit 21, wie die Schläge einer Kirchenuhr auf einander folgenden Kanonenschüssen. Wird ein Admiral oder ein Gesandter salutirt, so werden, so viel mir bekannt, 18 Kanonen gelös't, bei einem Vice-Admiral 15, bei einem Contre-Admiral und einem General-Konsul 13, bei ei- Schiffs-Kapitain oder Konsul 11. —

die englische Besatzung unsern Gruß mit eben so viel Schüssen, und es war ein schöner Anblick, als wir uns, mit Perspektiven bewaffnet, nach dem Felsgipfel hinwandten, von welchem der Kanonendonner zu uns herabrollte. Wir sahen auf dem Berge hinter der Stadt von einem hohen kahlen Felsen unsere holländische Flagge neben der englischen wehen. Etwas tiefer zwischen den Felsen, in dunkeln Schluchten sah man Gerüste in Ketten hängen, auf welchen Kanonen angebracht waren und so h ä n g e n d e wirklich wunderbare Batterien bildeten. Wir sahen weiter, wie sich am Ufer eine Anzahl Schaluppen regte, wie Leute von allen Nationen aus- und einstiegen, oder Waaren aus- und einzuladen beschäftigt waren, und wie in der Stadt selbst Tausende von Menschen und lasttragenden Thieren in den Straßen auf- und niederwogten. Auf der Wohnung des holländischen Konsuls wehte unsere Flagge und bald sahen wir auch eine Schaluppe mit dieser Flagge versehn, vom Lande her auf uns zusteuern, was uns vermuthen ließ, daß es der Konsul selbst sey. Wir täuschten uns nicht, er kam in Begleitung seines Sekretärs an Bord. Unsere ganze Mannschaft war zu seinem

Empfang aufgestellt: auf dem Hinterverdeck stand der Kapitain, von allen seinen Offizieren, Ärzten Kommissarien und Schreibern, Kadetten und Steuerleuten umgeben, auf dem mittleren und Vorderverdecke waren die Handwerksleute, so wie auch die Unteroffiziere, Matrosen und Soldaten. Der wachthabende Lieutenant empfing den Konsul an der Schiffstreppe, und führte denselben auf das Hinterverdeck zu dem Schiffskommandant. Der gegenseitige Willkomm war sehr ansprechend und herzlich, so daß man hätte glauben sollen, es begrüßten sich lauter alte Bekannte, und doch kannte keiner den andern persönlich, indem der Kapitain, so wie die meisten von uns nie zuvor in Gibraltar gewesen waren. Aber es ist so die Art der gutmüthigen Holländer. Der Konsul gratulirte uns zu unserer glücklichen Ankunft vor Gibraltar, erkundigte sich sorgfältig nach dem holländischen Vaterlande und nach dem Zweck unseres Hierseyns, so wie auch nach der Anzahl der Mannschaft und deren Gesundheitszustand. Hierauf gab er uns einige uninteressante Neuigkeiten aus Gibraltar zum Besten.

Der Proviantkommissair unseres Schiffes hatte unterdessen dem Sekretär des Konsuls eine schriftliche Forderung übergeben, welcher zufolge der Konsul uns täglich frische Lebensmittel liefern mußte. Der Kapitain lud den Konsul zu einem Glase Rheinwein und zu einer speciellen Unterredung in die Kajütte ein, und nach einem halbstündigen Aufenthalt verließ dieser wieder das Schiff, 11 Kanonenschüsse begleiteten ihn, und eben so viele erwiederte die englische Artillerie.

5. Der Leichenzug.

In unserer Nähe zur Rechten lag eine dänische Fregatte und zur Linken eine Corvette unter sardinischer Flagge. Ein jedes dieser Schiffe salutirten wir hierauf mit 21 Kanonenschüssen, und sogleich donnerte ihr Gegengruß von beiden Seiten zu uns herüber. Auch kamen bald darauf Schaluppen mit Offizieren von den genannten Schiffen, welche uns zu unsrer Ankunft Glück wünschten. Der sardinische Offizier, den Hut und Degen mit Trauerflor umhüllt, bemerkte uns, daß der Kapitain seines Schiffes gestorben sey und diesen Mittag um 1 Uhr beerdigt werden solle. Unsere ganze Schiffsmann-

schaft war gespannt auf den Leichenzug, und weil es auch vielleicht dem Leser interessant ist, zu hören, wie man im Hafen die Gebeine geehrter Männer bestattet, so will ich die Sache, so viel mir noch im Gedächtniß ist, ausführlich erzählen.

Gegen 1 Uhr versammelten sich etliche zwanzig Schaluppen, welche mit Offizieren verschiedener Nationen angefüllt waren, um die sardinische Corvette. Die sardinischen Schaluppen, 6 an der Zahl, wurden nun ebenfalls in Bereitschaft gesetzt und von dem sardinischen Offiziercorps besetzt. Die siebente Schaluppe, als die größte und schönste, dem verblichenen Kapitain angehörig, welche ihn schon manches Jahr zu so manchen Geschäften und Lustpartheieen an das Land getragen hatte, sollte auch nun zum Letztenmale seinen Leib zum Ufer führen. Zu diesem Ende war sie mit 8 in Schiffsuniform gekleideten Matrosen und einem Steuermann bemannt, von deren Hüten herab lange Trauerflöre wehten. Von dem kleinen Schaluppen-Maste senkte sich traurig eine große sardinische Flagge und ein Wimpel herab.

Nun wurde der Leichensarg vom Schiffe vermittelst Rollen in die Schaluppe herunter gelassen und auf das Hintertheil niedergesetzt. Den Sarg

bedeckte eine sardinische Flagge, und darauf prangte der Degen so wie mehrere Ordenszeichen des Verstorbenen. Zu beiden Seiten dieser Schaluppe waren zwei andere mit Musikanten angefüllt, welche Trauermärsche spielten. Auf diese folgte eine andere, welche den sardinischen Konsul, den Sohn des Verstorbenen, (einen Knaben von 12 bis 14 Jahren) so wie einen Priester trug. Hinter diesen segelten nun paarweise die Schaluppen mit den sardinischen Offizieren, und den Schluß machten die Offiziere der übrigen Schiffe.

Der Zug fing nun an sich langsam und feierlich fortzubewegen. Sobald sich die erste Schaluppe mit der Leiche vom Borde des Schiffes zu entfernen begann, wurden auf demselben die sardinischen Flaggen und Wimpel von ihrer vorigen Lage zur Hälfte heruntergelassen, dagegen einige Todtenflaggen und die Flaggen aller mit Sardinien befreundeten Nationen aufgezogen. Hierauf wurde eine Kanone gelös't, und mit Zwischenräumen von je 5 Minuten erfolgte nun eine dreistündige Kanonade. Alle Schiffe, bei welchen der Leichenzug vorüber kam, senkten auf einige Minuten ihre Flaggen, zogen die sardinische auf und lös'ten eine Ka-

none. So dauerte es fort, bis der Leichenzug am Lande angelangt war.

Nie hatte ich etwas in seiner Art so Interessantes gesehn. Überhaupt machten die laue Luft, die ich hier einathmete, so wie die vielen noch nie gesehenen Gegenstände, die mich hier umgaben, namentlich dieser in seiner Art einfache und doch so großartige Leichenzug einen feierlichen Eindruck auf mein Gemüth. Jetzt dachte ich zum Erstenmale über meine Lage nach, die mich bald heiter, bald traurig stimmte. Die verschiedensten Gefühle bestürmten meine Seele. Ich dachte nach, wie ich so einsam da stände, mitten im Strudel der Welt, ein fünfzehnjähriger Jüngling, fast 300 Meilen von der Heimath, entfernt — wahrlich ein seltenes Loos — wie ich selbstständig und mir überlassen nur auf mich vertrauen konnte, und einzig an die weiten Bande des Vaterlandes gefesselt, ohne festes Lebensziel in eine dunkle Zukunft hineinlebte, vielleicht vergessen von denen, die mir theuer waren. Dann aber sah ich wieder auf das Mannichfaltige, das Großartige des freien Seelebens, verlor mich in Bildern der Zukunft, von Ländern, die ich noch sehen, von Menschen die noch kennen lernen würde —

nur schön malt sich die Jugend die Zukunft — ich rechtfertigte meinen Entschluß.

Aus diesen Gedanken wurde ich durch die taktmäßigen Ruderschläge des Proviantboots, welches uns der Konsul schickte, aufgestört. Dieses brachte uns einige Zentner frisches Ochsenfleisch, mehrere Schafe, Hühner und Tauben, frisches Brod, Kräuter und Wein. Nebst diesem kamen auch einige Katrajer (so nennt man im mittelländischen Meer die Boote, welche den Schiffen Südfrüchte und andere Kleinigkeiten zum Verkaufe bringen). Wir alle kauften uns allerlei Südfrüchte, welche uns ganz vorzüglich schmeckten. Da sich aber einige von der Mannschaft trotz aller Ermahnungen beim Genusse derselben nicht zu mäßigen wußten, so mußten sie sehr bald mit Krankheit dafür büßen.

Gibraltar bezieht viele Produkte, als: Südfrüchte, Wein, Öl, meist aus Spanien, dagegen Getraide, Rindvieh, Schafe, so wie auch Honig, Wachs u. a. aus Istaun in Marokko. Nach vier Tagen, an denen aber nichts von Bedeutung vorgefallen war, lichteten wir die Anker und steuerten auf Minorka.

6. Porto Mahon.

In Porto Mahon ist ein Depot der holländischen Escadre, die im Mittelmeere kreuzt. Daselbst versammeln sich gewöhnlich die Schiffe dieser Escadre, um ihr Winterquartier zu halten, weil der Hafen sehr bequem und sicher ist. Dorthin kommen auch alle Transportschiffe, weil derselben von Holland aus neue Mannschaft, Lebensmittel, Munition und andere nöthige Gegenstände zuführen. Hier bringt der Contre-Admiral, welcher die Escadre befehligt, die meiste Zeit des Jahres zu, und korrespondirt von hier aus mit allen Gesandten und Konsuln Hollands am mittelländischen Meere. Von da schickt er seine Befehle vermittelst kleiner Kourrierschiffe an seine Fahrzeuge, welche im mittelländischen Meere oder an der Levante kreuzen, und empfängt wiederum ihre Berichte.

Wir fuhren durch die Meerenge von Gibraltar rechts den kahlen Bergen von Marokko entlang. Zu unserer Linken hatten wir die reizenden und gesegneten Gefilde von Malaga im Gesichte. Gegen Abend kamen wir auf die Höhe von Majorka. Obgleich wir nur noch 7 Meilen von der Insel

Minorka entfernt waren, so wußten wir doch wegen der schwachen Prise, welche eben wehte, die Hoffnung, an demselben Tage noch Porto Mahon zu erreichen, aufgeben und wieder in die See stechen. Des andern Morgens aber sahen wir schon in aller Frühe die Sonne Minorka's Berggipfel beleuchten. Es war ein schöner heitrer Morgen, eine frische Landprise wehte uns entgegen, und zwang uns, wenn wir den Hafen erreichen wollten, zum Laviren. Mit gespannter Erwartung sahen wir alle dem vielbesprochenen Mahon, als dem dießmaligen Ziel unserer Reise (denn jedenfalls hofften wir, einige Monate daselbst ausruhen zu können) entgegen, der widrige Wind verzögerte das Einlaufen in den Hafen, und wir hatten unterdessen hinlänglich Zeit, die Insel, deren Umrisse allmählich immer deutlicher und bestimmter wurden, zu betrachten. Anfangs kam mir die Insel reizend vor; denn auf den Seefahrer, nachdem er in See nichts als Himmel und Wasser gesehn, macht alles Land auf den ersten Anblick einen günstigen Eindruck. Ich dachte, daselbst schöne Zitronen- und Orangenwäldchen und einladende Zypressenhaine zu finden, glaubte reizende Thäler und Landschaften zu sehn, in denen

sich ein ewiger Frühling spiegelte. Aber statt dessen fand ich bei näherer Betrachtung schroffe Felsen und nackte Berge, und auch die Thäler wollten sich nicht so üppig zeigen, als ich es dachte. Denn schon von Natur ärmlich beschenkt, tragen sie überall auch noch die Spuren von der Trägheit der Spanier.

Gegen Mittag waren wir endlich im Stande, in den Hafen einzulaufen*). Hier trafen wir ungefähr 30 Kauffahrteischiffe so wie mehrere französische, englische und amerikanische Kriegsschiffe an. Auch einige mit unserer Flagge lagen daselbst vor Anker, worunter sich vorzüglich ein Linienschiff von 74 Kanonen, das den Contre-Admiral an Bord hatte, durch seine Größe und Schönheit auszeichnete. Wir grüßten nun die anwesenden Schiffe der Reihe nach mit Kanonenschüssen und schickten

*) Beim Einfahren in denselben sah ich eine Scene, die wohl im Stande ist, das Schamgefühl eines jungen Menschen von meinem damaligen Alter auf das Höchste zu beleidigen. Wir bemerkten nämlich am Gestade einen Trupp von etwa 300 Frauenzimmern, die uns mit ihren Tüchern winkten und uns in spanischer Sprache anriefen. Einige von ihnen fingen an Fandango zu tanzen, andere aber warfen uns Leinen und Netze entgegen, als ob sie uns hineinziehen wollten. Erstaunt über diese Scene, war ich eben im Begriff, jemanden zu fragen, was dieses Schauspiel zu bedeuten habe, als mir ein Kadet, der ehedem schon ein-

sogleich einige Schaluppen sowohl auf das Admiralschiff, als auch auf die andern. Es dauerte nicht lange, so kam der holländische Konsul an Bord. Eine Schaluppe brachte den Adjutant des Admirals, eben so kamen viele Offiziere von andern holländischen Schiffen an Bord, um uns zu bewillkommen und Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren. Auch die übrigen holländischen Mannschaften drängten sich alle zu uns heran, der Eine fragte nach seinem Vater, der Andre nach Mutter oder Geschwistern, der Dritte nach seinem Liebchen. Das Bewillkommen, Fragen und Erzählen wollte kein Ende nehmen. Wir hatten viele Nachrichten und Briefe aus Holland mitgebracht, wodurch denn bei den meisten die Freude auf das Höchste stieg. Es war wirklich eine schöne, wahrhafte holländische Scene.

---

mal in Mahon gewesen, mit Lachen erklärte, daß dieses die privilegirten Damen von Mahon seyen. Bald darauf kam eine Ambassade dieser Damen an Bord. Daß der Kapitain unsers Schiffs in ihr Gesuch einwilligte, bewies gegen Abend die Ankunft von 20 Schaluppen voll Spanierinnen. Ich erinnere mich noch heute mit Vergnügen, daß mehrere junge deutsche Matrosen sich aus der Menge zurückzogen und auf das Vorderverdeck schlichen. Freudig ging ich auf sie zu und drückte ihnen die Hände.

7. Die Schiffsmusterung.

Der Contre-Admiral ließ uns ankündigen, daß er am folgenden Tage zur Wachtparade an Bord unsers Schiffes kommen wolle, um uns zu mustern. Es wurden also Maßregeln zu seinem Empfange getroffen, das Schiff innerlich und äusserlich gewaschen, angestrichen und getheert, alle Waffen geputzt, kurz Alles zu einem glänzenden Empfange vorbereitet, so daß die ganze Schiffs-Compagnie, vom Hauptmann bis auf den geringsten Schiffsjungen in großer Thätigkeit war. Des andern Morgens war Alles in der schönsten Ordnung. Die ganze Schiffsmannschaft, 360 an der Zahl, erschien gut gekleidet und bewaffnet auf dem Verdeck. Gegen 9 Uhr erschien der Admiral, von einigen Stabs-Offizieren begleitet, auf unserem Schiffe. Die holländischen Flaggen und Wimpel, so wie auch die mit Holland befreundete östreichische, russische und preußische wurden aufgezogen. Als der Admiral das Verdeck betrat, wirbelten ihm die Tambours drei sogenannte Ruffels entgegen, die Unteroffiziere gaben mit ihren Pfeifchen das Signal und dreimal rief die ganze Mannschaft

Hurrah! der Contre-Admiral begab sich darauf auf das hintere Verdeck, wo er vom Schiffskapitain, den Ärzten und Kommissarien des Schiffs umgeben ward. Die Mannschaft war in kleine Divisionen eingetheilt, an der Spitze einer jeden standen ein erster und ein zweiter Lieutenant und ein Kadet; die Steuerleute und Handwerker bildeten eine eigene Division. Alle diese Divisionen defilirten nun dreimal mit klingendem Spiel, zuerst Ein Mann hoch, dann Zwei Mann hoch und zuletzt Drei Mann hoch vor dem Admiral vorüber. Jetzt versammelte sich die ganze Mannschaft auf dem hintern Theile des Verdeckes und nahm den Contre-Admiral und die übrigen Offiziere in die Mitte. Der erste Sekretär des Schiffes trat hervor und las die Kriegsartikel, oder besser die Marinegesetze, mit lauter Stimme vor. Als dieses beendigt war, schwangen alle Anwesenden die Hüte und riefen wiederum dreimal Hurrah!

Nun begann das Exercitium. Die Matrosen enterten auf die Masten und Raaen und zeigten, jeder auf seine Weise, ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit. Die Soldaten exerzirten mit den Ge-

wehren und die Artillerie legte bei den Kanonen Proben ihrer Geübtheit ab. Nun begab sich der Contre-Admiral in den Schiffsraum, um daselbst Inspektion zu halten. Auch hier fand er Alles in schöner Ordnung. In dem Spital befanden sich der Oberarzt und ich mit unsern Krankenwärtern und einige Patienten. Bei dem Eingang in die Pulverkammer stand der Konstabel-Major (erster Feuerwerker) und eine Schildwache. Vor der Thüre der Proviantkammer stand der Kommissair mit seinen Schreibern und andern Untergebenen nebst der Schildwache. Bei der Küche standen die Köche mit ihren Subalternen, nämlich der Koch des Kapitains, der für die Offiziere und Kadetten und der für das Volk. Vor der Thüre der Kajüte des Kapitains stand eine Schildwache, in der Vorkammer der Kajüte der Hofmeister und andere Bedienten des Kapitains, in der Vorkammer der Offizierskajüte ein andrer Hofmeister und die Jungen der Offiziere und Ärzte. Als der Contre-Admiral dieses Alles eingesehen hatte, ermangelte er nicht, seine Zufriedenheit über unsre gute Haltung und Einrichtung zu äussern. Hierauf verließ er unser Schiff. Ein dreifaches Hurrah! der ganzen Mann-

schaft schallte ihm nach und dreizehn Kanonenschüsse begleiteten Se. Excellenz.

8. Leben auf Minorka.

Auf der Insel Minorka sind die Holländer ganz einheimisch, fast wie in Holland. Die Matrosen und Soldaten bekommen wöchentlich ein- oder mehrmal von ihren Schiffskapitains die Erlaubniß, an's Land zu gehen. Auf manchen holländischen Schiffen ist es sogar Gebrauch, daß die Offiziere, Ärzte und die übrigen Schiffsbeamten sich, so lange ihre Schiffe im Hafen liegen bleiben, in der Stadt Wohnungen miethen, so daß manche zwei Haushaltungen haben, nämlich die in Holland zurückgelassene und das in Mahon angelegte spanische Harem. Auf unserem Schiffe fiel dieser Gebrauch weg. Unser Kapitain erlaubte zwar jedem Offizier, Kommissair, Chirurg und Kadet, täglich nach Belieben an das Land zu gehn, verbot aber daselbst eine Wohnung zu miethen. Ich selbst ging anfangs täglich an's Land, um mich mit der Stadt und der ganzen Insel bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke miethete ich mir gewöhnlich ein Pferd, Maulthier oder einen Esel, welcher letztre bei jenen schlechten Wegen, und um Felsen und Berge zu ersteigen, am zweck-

mäßigsten ist. Allein bei solchen Ausflügen muß man vorsichtig und bewaffnet seyn, denn ich weiß Beispiele, daß die rohen Spanier Gewaltthätigkeiten an Einzelnen von uns verübten.

Die Insel hat wenig Gegenstände, die das Leben daselbst angenehm machen können. Außerhalb der Stadt ist Alles so öde, daß man nicht mehr Lust hat, einen Ort zum zweiten Mal zu besuchen. In der Stadt ist eben so wenig Genuß zu finden. Allenfalls können die Klöster oder die Fandango-Tänzerinnen während der ersten Tage als eine neue Erscheinung anziehen. Wer Bacchus und Venus huldigt, der freilich kann hier so gut, oder noch besser, als irgendwo befriedigt werden. Um so mehr mußte dem Fremden das Spazierengehn an's Land verleidet werden, da man nicht einmal seines Lebens und Eigenthums sicher war. So kehrte ich eines Abends etwas spät in Begleitung eines alten holländischen Arztes, des Oberfeuerwerkers von unserm Schiffe und eines rüstigen Kadetten aus der Stadt zurück. Es regnete ein wenig, der Himmel war ganz trübe, in der bergabgehenden Straße, in der wir uns gerade befanden, war es stockfinster und wir hatte keine Leuchte bei

uns. Plötzlich sahen wir uns, oder fühlten uns vielmehr von einigen Männern, vermuthlich Banditen, angegriffen. Der alte Mann wurde von zwei Männern angefallen, bekam auf die linke Hand eine kleine Wunde, wahrscheinlich durch einen Messerstich, und wurde seines Mantels und seiner Taschenuhr beraubt. Er konnte sich wegen seines Alters weniger wehren und schrie jämmerlich um Hülfe, aber leider konnten wir Übrigen ihm nicht helfen, denn Jeder hatte sich seiner Haut zu wehren. Der Kadet wurde ebenfalls von zwei Räubern angefallen, und ehe er sich's versah, hatten sie ihm vorn die Uniform aufgerissen und aus der Westentasche die Börse genommen. Er zog den Degen, die Räuber wichen zurück, einen von ihnen verwundete er in den Rücken. Der Oberfeuerwerker, ein wakrer Deutscher, hatte es mit einem zu thun, mit dem er sehr bald fertig ward. Er schrie dem Spanier ein deutsches Mordsakrament entgegen, packte ihn am Halse, warf ihn zu Boden, riß ihm ein langes Schiffsmesser aus der Hand und stampfte ihm einige Mal mit den Füßen auf den Bauch, daß jener jämmerlich um Pardon flehte. Dann eilte er dem Arzte zu Hülfe. Er fand ihn neben im Schlamm liegen, und zwei

Banditen waren im Begriff, ihm Uniform und Hosen zu rauben. Den einen Bandit stieß er mit dem Kopfe so gegen die Mauer eines Hauses, daß ihm beinahe der Schädel zersprang und nahm ihm den Mantel des alten Arztes wieder ab. Auch ich hatte einen kleinen Kampf zu bestehen. Vor mich trat, so viel ich bemerken konnte, ein äußerst langer hagerer Bandit versetzte mir einen Säbelhieb dermaßen auf den Kopf, daß sich mein lederner Hut ganz über das Gesicht herunter zog. Ich hatte beinahe meine Besinnung verloren, doch faßte ich mich bald wieder und riß schnell meinen Hut vom Gesichte weg, um frei sehn zu können. Darauf zog ich meinen kleinen Schiffsdegen, und versetzte dem Räuber einen Stich in seinen linken Arm, mit dem er mich eben am Halskragen fest hielt. Er zog hierauf seinen verwundeten Arm zurück und suchte mir noch einige Säbelhiebe zu versetzen, die ich aber mit meinem kleinen Degen meist auffing, so daß mir nur eine kleine Verwundung am Ringfinger der linken Hand blieb.

Diese Balgerei mochte ungefähr 6 — 7 Minuten gedauert haben. Die Bewohner der Häuser, vor denen wir uns schlugen, hatten gewiß den

großen Tumult gehört, allein keine Thüre und kein Laden öffnete sich, um uns zu leuchten, kein Spaniol zeigte sich, um uns zu helfen. Endlich sahen wir in der Entfernung ein Licht, welches langsam auf uns zukam. Wir wollten nun die Banditen festhalten, allein sehr gewandt wußten sie uns zu entschlüpfen. Das Licht kam nun zu uns, es war eine spanische Padrouille. Der Sergeant, welcher sehr gut Französisch verstand, suchte uns zu beruhigen, bedauerte sehr, daß wir in dieser verrufenen Straße solches Unglück zu bestehen hatten und wünschte uns Glück, daß wir so gut davon gekommen wären. Wir betrachteten uns nun gegenseitig beim Schein der Handlaterne, und obgleich wir alle sehr verstimmt und voller Unmuth waren, so mußten wir einander doch herzlich belachen. Von Kopf bis zu Fuß mit Koth bedeckt, die Kleider zerrissen, Hände und Röcke mit Blut besudelt, der alte Doktor und ich ohne Hut, unsre Haare naß und gesträubt, kurz die Banditen hatten uns zu ihres Gleichen umgemodelt. Am possirlichsten präsentirte sich unser alter dicker Arzt über welchen das Regenwasser und die Schlammgosse hinausgeflossen war. Meinen Hut fand ich im Schlamme, man

konnte mit der Hand in die ungeheure Öffnung hineingreifen; ebenso eine braune wollene Kappe von einem der Banditen, an welcher wir unsre blutigen Degen abputzten und sie dann als erobertes Gut mitnahmen. Ein Soldat fand eine Pisette*), wir schenkten sie ihm, verließen die Patrouille, die darüber in großer Freude war, und begaben uns auf unser Schiff.

An einem Sonntage, wo ein großer Theil unsrer Leute Erlaubniß hatte, an das Land zu gehn, hatte ich nun recht Gelegenheit, die Art der Vergnügungen dieser Leute in Mahon zu sehn. Die Matrosen von unserm Schiffe, so wie auch die Mannschaft von andern holländischen amerikanischen und französischen Fahrzeugen gesellten sich zusammen, mietheten sich Thiere zum Reiten, und beluden einige derselben mit Fässern Wein und Rhum. Mehrere von ihnen nahmen auch ihre spanischen Liebhaberinnen mit, und nun machten sie, mehrere 100 an der Zahl, einen Ausflug auf einen eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Berg.

---

*) Eine spanische Münze, ungefähr 36 Kreuzer nach unserm Geld.

Auf demselben wurde einige Stunden lang tüchtig gezecht und getanzt, und sofort ging es nun wieder nach der Stadt. Da die Wege schlecht sind und mehrere von der wackern Gesellschaft schwer geladen hatten, so war es nicht zu verwundern, wenn mancher Matrose das Gleichgewicht verlor und von seinem oft auch tückischen Esel herabglitt, was denn zwischen den Steinen oft nicht unbedeutende Quetschungen zur Folge hatte. In der Stadt angekommen, wurden die Thiere an die Eigenthümer zurückgegeben, und nun nahm die Sache eine Wendung, die wohl auch nicht zu den Seltenheiten dieser Insel gehören mochte. Obgleich die Bürger von Mahon von den Mannschaften der dahin kommenden Flotte leben, und unberechenbare Verdienste und Gewinnste dadurch haben, so suchen sie doch, wie überall in der Welt, wo möglich, die Seeleute zu prellen, und obwohl die Lebensmittel einen billigen Preis haben, so müssen doch die Seeleute nicht allein doppelt, sondern oft drei- und vierfach bezahlen. Die Matrosen, die eben wieder geprellt werden sollten, machten den Bürgern derbe Vorstellungen, und schalten sie unter anderen jüdische Betrüger. Da aber die Spaniolen das Wort

«Jude» hörten, wurden sie äußerst erbos't, und nun gab's heftigen Wortwechsel, hier und da Thätlichkeiten, am Ende förmliches Handgemenge. Die Anzahl der Bürger mehrte sich, es kamen ihnen sogar spanische Soldaten zu Hülfe, ebenso stieg die Anzahl der ausländischen Seeleute auf wenigstens 600 Köpfe. Sie schlugen sich beiderseits mit Säbeln, Messern und Steinen, der Kampf wurde immer heftiger, die Spanier verlangten den Generalmarsch und wollten eben Feuer geben, als der spanische Gouverneur mit der ganzen Ortsbehörde, und mehrere Schiffskommandeurs kräftig einschritten, beide Parteien zu beschwichtigen suchten und so dem Streit ein Ende machten. Von beiden Seiten blieben einige Todte, eine Menge war verwundet. Von den Matrosen unsers Schiffs hatte einer einen Finger, ein anderer ein Ohr verloren und mehrere waren leicht beschädigt. Das Ende vom Liede war, daß am folgenden Tage Mehrere mit körperlicher Züchtigung exemplarisch bestraft wurden. Ein Unteroffizier, welcher als Mitanstifter des Tumults beschuldigt war, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und später mit Degradation und dreimaligem von der Raa fallen bestraft.

9. Strafen auf den Schiffen.

Bei dieser Gelegenheit möchte es nicht uninteressant seyn, einige Bemerkungen über die Bestrafungen auf den Kriegsschiffen zu lesen, weil diese gerade einen tiefen Blick in das Schiffsleben überhaupt geben. Der Schiffskommandant ist der Regierung, sobald er das Schiff bestiegen hat, auf die ganze Dauer der Reise, sowohl für das ganze Schiff, als auch für dessen Mannschaft, verantwortlich. Er kann zwar nach Willkühr belohnen und bestrafen, wird aber nach seiner Rückkehr, wenn sein Benehmen von dem Bestraften angeklagt wird, vom Marineministerium zur Rechenschaft gezogen. Er kann alle Offiziere, Ärzte, Administrativbeamte, Kadetten, Steuerleute und Handwerker mit Stubenarrest oder auch wohl mit Fußeisen bestrafen. Bei größeren Vergehungen aber muß er dieselben so lange gefangen halten, bis er Gelegenheit findet, dieselben durch ein nach dem Vaterlande segelndes Transportschiff dem Marineministerium zu übersenden. Der wachthabende Offizier hat Gewalt, alle Matrosen und Soldaten wegen kleinen Vergehungen prügeln zu lassen. Matrosen,

welche sich ein großes Vergehen zu Schulden kommen lassen, läßt er durch den Profoß in Eisen schließen und stattet dem Kapitain Bericht ab. Dieser kann nun nach Willkühr eine Strafe diktiren, und man hat unzählige Beispiele, daß unmenschliche Schiffskapitäns ihre Untergebenen todt prügeln oder doch so schlagen ließen, daß sie ihr späteres Leben als untaugliche Krüppel zubringen mußten *). Ein jeder rechtlich und menschlich denkende Schiffskapitain wird diejenige Matrosen, welche sich schwere Vergehungen zu Schulden kommen lassen, nicht nach Willkühr, sondern durch ein Schiffskriegsgericht bestrafen lassen. Das Schiffskriegsgericht ist vom Marineministerium bestimmt und besteht aus mehreren Offizieren, aus dem ersten Schiffsarzt und aus dem Schiffer, d. h. dem höchsten Unteroffizier. Der Schiffskapitän ist Präsident, der erste Schiffssekretär Auditeur dieses

*) Ein Beispiel hatte ich an unserm Kapitain-Lieutenant, welcher früher schon ein holländisches Schiff in Westindien befehligte und daselbst einen Matrosen zu Tode prügeln ließ, später aber vom holländischen Marineminister, wegen dieser That zur Rechenschaft gezogen, da er sich nicht verantworten konnte, als gesetzwidrig handelnder Unmensch degradirt wurde. Nach einigen Jahren aber wurde er durch Verwenden seiner Freunde wieder als Schiffs-Lieutenant angestellt.

Gerichts. Die Marinegesetze dienen zur Richtschnur, aber neben dem Recht berücksichtigt es auch immer die Billigkeit. Sobald die Beweise klar vorhanden sind, ist es befugt, den Delinquenten nach Verhältniß des Vergehens mit einer Tracht Schläge, mit Eisen, mit Raafallen oder mit Kielhaalen zu bestrafen.

Wenn Einer von der Raa fallen soll, so werden ihm die Hände auf den Rücken und 110 bis 150 Pfund Eisen, entweder Ballastscheitchen, oder schwere Kanonenkugeln, an die Füße gebunden. Alsdann wird ihm ein Tau unter den beiden Armen befestigt und dieses geht hinauf an die äußerste Spitze der großen Raa *). Dort lauft es durch eine Rolle, und das andere Ende reicht wieder auf das Verdeck herab. Die ganze Schiffsmannschaft steht nun, dieses Tau in den Händen haltend, bereit, und auf ein vom Schiffer gegebenes Signal wird der Delinquent hinaus auf die Raaspitze gezogen. Jetzt lassen die Matrosen die Leine

*) Die große Raa ist ein Querbalken des großen Mastes, ungefähr 50 Fuß hoch vom Verdeck. Die äusserste Spitze der Raa ragt wohl 18 bis 20 Fuß vom Schiff hinaus über das Wasser, von dem sie bei 70 Fuß hoch entfernt ist.

los, und blitzschnell stürzt der Arme in die Tiefe hinab. Doch nicht lange wird er unter dem Wasser gelassen, sondern wenn er nicht zu mehrmaligem Fallen verurtheilt ist, wird er vermittelst eines andern Taues, welches an seine Beine befestigt ist, herein gezogen, dann mit seinen nassen Kleidern auf dem Verdeck festgebunden, und zwei Unteroffiziere geben ihm nun 50 bis 80, oft 100 Schläge mit getheerten Tauen auf den Rücken. Der gewaltige Profoß steht ihnen zunächst mit einem langen Stabe in der Hand und zählt die Streiche; dann, wenn der Delinquent sein Quantum hat, gebietet er Einhalt. Während dessen steht der Unterchirurg mit einem Riechfläschchen in der Nähe und hält dem Leidenden, wenn er ohnmächtig wird, das Fläschchen unter die Nase. Außerdem spielen die Tambours und Pfeifer während dieser Handlung Märsche. Wenn dieses vorüber ist, wird der Geschlagene in das Spital gebracht und gut verpflegt. Der stärkere Grad dieser Strafe ist das Kielhaalen. Dabei geht ein Tau unter dem Kiel hinweg, steigt auf der entgegengesetzten Seite wieder zur Raaspitze auf und lauft von da durch eine Rolle auf das Verdeck herab. Dem Delin-

quenten werden auch weit schwerere Eisen, wie beim Raafallen angehängt. Er wird nun zur Raaspitze der einen Seite hinaufgezogen, von hier in das Meer herabfallen gelassen und nun durch das Tau auf der entgegengesetzten Seite unter dem Kiel hinweg und an der andern Raaspitze wieder in die Höhe gezogen. Das Kielhaalen ist stets mit Todesgefahr verbunden; denn wenn es nicht ganz schnell von Statten geht, so ertrinkt der Unglückliche, und nicht selten streift der Körper beim Heraufziehen am Kiel, wo dann der Kopf oder ein anderes Glied abgerissen oder doch so beschädigt werden kann, daß früher oder später der Tod erfolgt.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten im Hafen von Mahon war mir derselbe zum Überdruß geworden, und ich war herzlich froh, als unser Schiff an einigen Stellen ausgebessert und kalfatert war, und wir vom Contre-Admiral Befehl erhielten, in die See zu stechen, um einige Monate im Mittelmeere zu kreuzen. Da wir aber an den holländischen Konsul in Toulon Aufträge und ausserdem auch noch Mangel an Schiffsbauholz hatten, welches letztere man zu Toulon gut

und zu billigem Preise bekommen kann, so sollten wir, ehe wir anfingen zu kreuzen, erst diese Geschäfte besorgen.

10. Toulon.

An einem schönen heitern Morgen verließen wir Porto-Mahon. Der Wind war uns günstig, die Reise ging schnell von Statten, und ohne etwas Interessantes erlebt zu haben, langten wir schon am zweiten Tage unserer Fahrt auf der Rhede von Toulon an. Hier trafen wir an 30 Kriegsschiffen von verschiedenen Nationen, im innern Hafen aber eine Menge Kauffahrteischiffe an. Auf der Werfte erblickten wir mehrere neugebaute Schiffe und ausserhalb der Stadt französisches Militär, das hier unter Trommeln und Schießen exercirte.

Beim Einfahren in den Hafen gewähren die Landhäuser auf der rechten Seite einen herrlichen frohen Anblick, gegen deren üppige Gartenanlagen die nackten und weißlichen Berge der linken Seite freilich einen sonderbaren Kontrast bilden.

Wir blieben nun hierselbst einige Tage vor Anker liegen während welcher Zeit ich einmal an

das Land fuhr. Sobald man in den innern Hafen kommt, hat man die Stadt ganz vor sich liegen. Sie gewährt von hier aus einen schönen Anblick, noch erhöht durch die große Menge von Schiffen und durch das lebhafte Gewimmel am Landungsplatze. Von der Stadt selbst und deren Merkwürdigkeiten weiß ich wenig zu erzählen, indem ich nicht viel Zeit und Gelegenheit hatte, solche genauer zu beobachten. Meine Begleiter und ich kauften noch einige nöthige Gegenstände, gingen sodann in ein Kaffeehaus, wo wir mehrere französische Offiziere antrafen, und uns mit ihnen eine Zeitlang unterhielten. Einige derselben waren so gefällig, uns durch einige Straßen zu führen und zum Hafen zu begleiten. Wir trafen unterwegs auch einige deutsche Offiziere, die bei dem Regimente Prinz Hohenlohe standen.

Im Hafen fesselte meine Aufmerksamkeit am meisten drei Schiffe von außerordentlicher Größe; die Holländer nennen sie Dreidecker. Wie Berge liegen sie da, und je näher man ihnen kommt, desto kolossaler erscheinen sie. Man sagt uns, daß sie 130 bis 160 schwere Kanonen an Bord nehmen können. Der eine Dreidecker diente zur Kaserne,

der andre zum Gefängniß, der dritte zur Marinenschule, ähnlich unserm Kostschiff in Texel. Auch interessirte mich sehr jene Fregatte, welche einst den Obergeneral Bonaparte aus Ägypten, durch die englische Flotte hindurch, nach Frankreich zurückbrachte. Sie wird nicht wie ein andres abgängiges Schiff benutzt, sondern als Reliquie aufgehoben; täglich wird auf ihr die Flagge aufgezogen, während stets ein Detachement Soldaten Wache darauf hält. Einen traurigen Anblick gewähren die Galeerensklaven, deren sich mehrere Tausende hier in Toulon befinden. Sie haben die vielfachen und beschwerlichen Hafenarbeiten zu verrichten, und beständig sieht man sie auf großen Schaluppen hin und herrudern. Ihre Füßen sind mit Ketten und großen Kanonenkugeln beschwert.

Als wir unsre Geschäfte beendigt, und etwas Holz an Bord genommen hatten, verließen wir die Rhede von Toulon, um wieder eine Zeitlang zu kreuzen. Von der ganzen Fahrt ist wieder wenig Bemerkenswerthes zu erwähnen; nur noch Einzelnes schwebt mir im Gedächtnisse.

An einem schwülen Sommernachmittage, als wir uns eben in der Nähe von Sizilien befanden,

gewahrten wir in einiger Entfernung mehrere Gegenstände auf der Meeresfläche. Zur Untersuchung derselben wurde eine Schaluppe beordert, und es fand sich, daß es große Wasserschildkröten waren, von denen die Mannschaft zwei auffing, und an Bord brachte. Diese kommen nämlich nicht selten bei schönem Wetter und stillem Meere an die Oberfläche, legen sich alsdann auf den Rücken, um im warmen Sonnenschein zu schlafen, und so lassen sie sich sehr leicht fangen. Die größte dieser beiden war 1 1/2 Fuß breit und 2 Fuß lang, sie wog etliche 30 Pfd. Auch bemerkten wir auf dieser Fahrt fliegende Fische, die aber hier keineswegs so hoch fliegen, als man aus der Südsee berichtet, sondern sich kaum zwei Klafter hoch über die Meeresfläche erheben.

Als wir an dem schönen Sizilien vorüberfuhren, stieg ich nebst mehreren Andern in den Mastkorb und hatten nun eine herrliche Ansicht. Vom Meeresufer zogen sich bald grüne Thalgründe weit in das Land hinein, mit anmuthigen Landhäusern, Dörfern und Klöstern ausgeschmückt; bald boten sich dem Auge weite, freie Ebenen dar, auf denen sich Landvolk regsam hin und her bewegte; bald

sonnige Wiesen, wo Rindvieh und Pferde weideten, bald grasige Hügel von Schaafheerden bedeckt. Den ferneren Hintergrund bildeten Bergreihen, unter denen des Ätna dampfender Gipfel vor allen hervorragt. Nach einer mehrtägigen Fahrt erreichten wir sodann die Höhe von Neapel.

11. Neapel.

Den eigentlichen Grund, warum wir hierher gesegelt, habe ich nie erfahren können. Wahrscheinlich hatte der Kapitain auch hierin Aufträge vom Contre-Admiral. Um einige Zeit sicher und ruhig liegen zu können, wollten wir in den innern Hafen fahren, und gaben daher dem Hafen-Kapitain ein Zeichen mit der Flagge, worauf derselbe uns eine Barke entgegenschickte, in die wir nun all' unser Pulver abgeben mußten. Dies ist eine doppelte Vorsicht, welche in allen Seehäfen von allen ankommenden Kriegsschiffen fremder Nationen beobachtet wird; einmal, damit eine solche Stadt nie der Gefahr ausgesetzt werde, von einem fremden Kriegsschiffe in der Nähe beschossen zu werden; dann, um Unglück zu verhüten, wenn etwa auf einem der vielen dicht neben einander liegenden

Kauffahrtei-Schiffe Feuer ausbrechen sollte. Die Kauffahrteischiffe haben wenig oder gar kein Pulver an Bord; die großen Massen Pulver der einlaufenden Kriegsschiffe aber werden bis zu ihrer Abreise in Pulver-Magazinen am Lande aufbewahrt. Als wir durch die schöngeordneten Reihen der Kauffahrteischiffe aller Nationen dahin fuhren, zogen diese alle uns zu Ehren die Flaggen auf, das Salutiren hingegen verbot sich von selbst. Auch sahen wir hier die neapolitanische Kriegsflotte vor Anker liegen. Sie bestand aus einem Linienschiff (der Vulkan) und 7—8 kleinen Kriegsschiffen, stand aber den holländischen Schiffen hinsichtlich ihrer Bauart, Bemannung, überhaupt an innerer Einrichtung, Reinlichkeit u. dergl. bedeutend nach.

Während wir hier vor Anker lagen, fuhr ich öfters an das Land, um mich mit dieser herrlichen weltberühmten Stadt und deren Umgebungen ein wenig bekannt zu machen. Hier hat man Gelegenheit, Menschen von allen Nationen zu sehen und zu sprechen, die zu Wasser und zu Land von allen Weltgegenden und Erdtheilen hergetragen, theils zu Geschäften, theils zum Vergnügen, theils zum Studium der alten Kunst und Wissenschaft sich in

Neapel versammlen. Am allerwenigsten aber braucht man um deutsche Landleute verlegen zu seyn; denn deutsche Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Handwerker trifft man hier in Menge an. Außerdem hielt damals österreichisches Militair die Stadt und Umgegend besetzt *).

Obgleich ich daselbst viele nie gesehene, für mich neue und interessante Gegenstände zu bemerken Gelegenheit hatte, so will ich doch den Leser damit nicht belästigen, indem über Neapel schon so vieles geschrieben und gelesen worden ist. Nur Einiges erlaube ich mir zu beschreiben, damit doch meine kleine Erzählung im Zusammenhange bleibe. Öfters ging ich auf das große stark befestigte Kastell, welches, von der See aus betrachtet, zur Linken der Stadt auf einer steilen Anhöhe liegt. Fest und schön gebaut erhebt es sich mit seinen vielen Kanonen, von allen Seiten frei, hoch und majestätisch über die Stadt. Von dem geräumigen

*) Es waren nämlich damals in Folge der Insurrektionen in Neapel an 70,000 Mann Oestreicher im Königreiche eingerückt, welche auf Kosten Neapels unterhalten wurden. Ungefähr 14,000 lagen in der Stadt selbst, bivouaquirten zum Theile auf den Straßen. Ganz Neapel hatte damals das Ansehn eines Feld-Lagers.

Kastellplatze aus, hat man eine Aussicht, deren Schönheit und Umfang ganz zu beschreiben meine Feder nicht im Stande ist. Nach der vordern Seite hin genießt man eine freie Aussicht auf den Meeresbusen, welcher immer mit aus- und einlaufenden Schiffen, Barken oder Fischerböten belebt ist. Links sieht man den hohen und stets dampfenden Vesuv, von dessen Fuße bis in die Nähe der Stadt eine herrliche angebaute Ebene mit Weingärten, Landhäusern und Anlagen aller Art sich ausbreitet. Zwischen dieser Ebene und dem Kastell zieht sich dann die Stadt über mehrere Hügel und Thäler hin, und gewährt von dieser Seite, die Seeseite etwa abgerechnet, den imposantesten Anblick. Das Schloß des Königs, mehrere Kirchen, Theater und andre Paläste ragen daraus hervor. Vor der Stadt sieht man den innern Hafen, welcher durch ein großes langes Fort von der Rhede getrennt ist, und aus demselben gelangt man nur durch einen ziemlich engen Ausgang (Porto) auf das offene Meer. Nach den übrigen Seiten wird die Aussicht durch angebaute Hügel, reichlich mit Landhäusern und Klöstern besetzt, und hinter diesen durch eine hohe Bergkette begränzt.

In der Stadt sah ich das königliche Schloß von innen, so wie auch eine große Bibliothek, die mich aber damals wenig interessirte. Ich gestehe, daß ich nicht ein einziges Buch öffnete, sondern nur immer, während wir in den langen Sälen umherwanderten, die große Anzahl der Bücher, die prachtvollen Einbände, und die Geschwätzigkeit unseres Führers bewunderte. Auch ließ ich mich in einige Natur- und Kunst-Museen, so wie in eine Gemälde-Gallerie führen. Ich bewunderte Alles als nie gesehene Gegenstände, meine geringen Kenntnisse jedoch hinderten mich, sowohl den Kunstwerth zu schätzen, als auch ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. Auch besuchte ich mehrere Schauspielhäuser und Kirchen. Die innere Pracht, Musik und Gesang gefielen mir sehr, aber der ganze Eindruck aller dieser Herrlichkeiten wird dadurch gestört, daß man sich beständig vor räuberischen Händen hüten muß. Namentlich strömen in die Kirchen die Lazaroni's und anderes Gaunergesindel die Menge herein, um die Andächtigen zu bestehlen.

Eines Tags ging ich mit einem Kommissair von unserm Schiff, wohl mehr aus Neugierde als

aus religiösem Bedürfniß, in eine große schöne Kirche, in der eben das Hochamt gehalten wurde. Die Zahl der Andächtigen war sehr groß und wir mußten uns, um nur die Kirche von allen Seiten betrachten zu können, bis in die Mitte vordrängen. Dort angelangt, betrachteten wir das prächtige Innere der Kirche und lauschten aufmerksam der schönen Musik und dem Gesange der Kastraten, und eben waren wir im Begriffe, einander unsere Empfindungen bei den Lobgesängen dieser verstümmelten Unglücklichen auszudrücken: als ich auf einmal bemerkte, daß mich Jemand von hinten berührt hatte; ich sah mich schnell um, fühlte in meine Rocktasche und — weg waren zwei seidene Taschentücher. Eben wollte ich diese Entdeckung meinem Gefährten mittheilen, als er erschrocken ein God verdamme ausstieß, schnell nach seiner Uhrtasche griff und diese leer fand. Was war nun zu thun? Wen sollten wir als Thäter angreifen? Von allen Seiten waren wir von wohlgekleideten Menschen umgeben und Einer von ihnen mußte doch der Dieb gewesen sein! Fluchend rief mir mein holländischer Kamerad zu, ihm zu folgen, indem hier nicht gut wohnen sey. Wir eilten nun aus

dem Gedränge, mit dem festen Vorsatze, nie wieder in ein neapolitanisches Bethaus zu gehen.

Von ähnlichen Diebereien hörten wir oft, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn man die viele Taugenichtse und Müssiggänger ansieht, die sich auf den Straßen umhertreiben. Es gibt in Neapel Tausende, die sich blos vom Stehlen nähren, und trotz der vielen Armenhäuser wimmeln doch alle Straßen von Lazaroni's, die meist halb nackt umherlaufen, den größten Theil des Jahres auf den Straßen zubringen, und den Fremden in ganzen Truppen mit kläglichen Bitten um Almosen anfallen. Sie sind wirklich halbe Thiere zu nennen, für Schamgefühl sind sie ganz stumpf; sie suchen vor den Häusern aus Schutt- und Kothhaufen oder Pfützen Orangen, Feigen Äpfel und Kastanien, und balgen sich mit den Hunden vor den Wassersteinen, aus denen ihnen manchmal Brodkrummen, Fleischbrocken, gekochtes Kraut oder Knochen zufließen. Die afrikanischen Neger im wilden Zustande fand ich nicht so roh, als diese Lazaroni's im hochkultivirten Neapel.

Wie wohlthätig das schöne und gesunde Klima Neapels auf den menschlichen Körper wirkt, zeigte

sich uns deutlich darin, das nach einem Aufenthalte von 2 Monaten die 20 Kranken, die wir an Bord hatten, bis auf den letzten genesen waren. Als wir den mir freilich unbekannten Zweck unsers Hierseins erreicht hatten, gingen wir weiter in See, um eine Zeitlang zu kreuzen.

12. Neue Sturmesscenen.

Mehrere Tage lang hatten wir die herrlichste Fahrt. So schön der Anblick ist, den ein blauer, heiterer Himmel über dem ruhigen Meere gewährt, so abschreckend und niederschlagend ist er auch, wenn sich allmählig Himmel und Meer in eine schwarzgraue Farbe hüllen, und nun in eine dunkle Masse zusammenzufließen scheinen. Ich möchte sagen, auch das Gemüth nimmt dann dieselbe dunkle Farbe an.

Eines Abends erhoben sich plötzlich heftige Sirokko-Winde und am Horizonte schien ringsum das Meer aufzusteigen, und sich über unserm Schiffe wieder zu schließen. Die Wogen drangen schnell und wüthend auf uns ein und der Wind drehte wirbelnd das Schiff im Kreise herum. Die

Gefahr war groß und nur die Vorsehung rettete uns. Denn obgleich alles, was auf dem Schiffe lebte, mit der größten Geistesgegenwart und rühmlichsten Ordnung beschäftigt war, die Segel zu streichen, so war es doch zu spät. Wir verloren in diesem Augenblicke zwei Segel, die durch die Gewalt des Windes in Stücke zerrissen wurden. Der Spiegel *) wurde fast ganz eingedrückt und auf der einen Seite der größere Theil der Verschanzung **) hinweggerissen. Aber noch weit grösser waren die Beschädigungen am untern Theile des Schiffs. Wo sich der Rumpf des Schiffs aus dem Wasser erhebt, ist die Batterie angebracht, welche, wenn das Schiff sich in See befindet, mit dicken starken Läden (battery-poorten) gut versehen ist, um das Eindringen der Wellen zu verhindern. Daselbst wurden nun durch die Gewalt des Wassers sieben Läden eingedrückt, so daß unaufhörlich Wassermassen eindringen konnten. Und obschon augenblicklich die zweckmäßigsten Anstalten

*) Spiegel ist der hintere Theil des Schiffes, wo sich die Kajüte befindet.

**) Verschanzung ist die obere Wand des Schiffes, welche das Verdeck vor dem Eindringen der Wellen schützt.

getroffen wurden, um dem Eindringen des Wassers zu wehren, so hatte sich doch der Schiffsraum so schnell angefüllt, daß wir ohne unsre guten Schiffspumpen rettungslos versunken wären. Einmal wurde das Schiff von schnell aufeinanderfolgenden Wellen so auf die linke Seite geworfen, daß die auf der entgegengesetzten Seite befestigten Gegenstände nicht mehr Stand halten konnten, und einige sechs und dreißigpfündige Kanonen, welche übrigens auf dem Verdeck sehr gut befestigt waren, durch ihre Schwere die Taue zerrissen. Während man sich ihrer wieder zu bemächtigen suchte, stürzte eine derselben auf einen Schiffsjungen, zerschmetterte ihm die Brust und beschädigte noch mehrere andre von der Mannschaft.

Diese Schreckensscenen dauerten bis gegen Mitternacht, wo sich der Sturm ein wenig legte, und wir wieder freier athmen konnten. Des andern Morgens gewahrten wir in einer kleinen Entfernung einige Tonnen, verschiedenes Holzwerk, Bretter, einen Mast und eine Raa, an der noch ein Stück Segel zu sehen war, im Wasser schwimmend. Dieses ließ uns schließen, daß in der vergangenen Nacht auf dieser Höhe ein Kauffahrtei-

Schiff verunglückt sey. Wir wunderten uns keinesweges hierüber, und dankten tiefgerührt dem allgütigen Retter für unsre Erhaltung. Da wir wegen der hohen Wellen unser Schiff noch nicht ganz in der Gewalt hatten, so konnten wir diesen Trümmern noch nicht ganz nahe kommen; weil aber die Möglichkeit vorhanden war, daß sich vielleicht noch ein lebender Mensch darunter befinden könnte, so lös'ten wir eine Kanone, um uns doch wenigstens bemerkbar zu machen. Vergebens aber richteten wir unsere forschenden Blicke nach jenen Überresten hin, denn trotz aller unsrer Bemühungen konnten wir keinen Menschen mehr entdecken. Wie viele mochten hier ihr Grab gefunden haben!

Noch einige Tage währte dieser Sturm und das Schaukeln des Schiffes war stets so heftig, daß wir nicht einmal im Stande waren, Speisen zu kochen. Unsre brave Mannschaft war von der fortwährenden Nässe, von Erkältungen, Anstrengungen und Ungemach aller Art so geschwächt, daß ein großer Theil nach wenigen Tagen heftig erkrankte. Die Meisten waren vom rheumatischen Gallenfieber befallen worden, welches bald darauf in die falschen Blattern überging, die so wüthend

um sich griffen, daß etliche und siebenzig Mann davon befallen wurden. Innerhalb vierzehn Tagen mußten wir ein und zwanzig Leichen als Opfer derselben über Bord werfen, wo die meisten eine Beute der Haifische wurden.

Denkt man sich den Mangel an so manchen frischen Produkten, die für Kranke so unumgänglich nothwendig sind; den engen Raum für diese vielen Kranken, so wird man sich ein klares Bild von unserm bejammernswerthen Zustande machen können. Wir sehnten uns daher sehr nach einem Hafen, um sowohl unsre Kranken besser verpflegen zu können, als auch unser leckes Schiff auszubessern. Wir legten also wieder auf Porto Mahon, das am Nächsten war, an, und brachten hier vor allen Dingen unsre Kranken in das Quarantaine-Lazareth, wo sie sehr gut verpflegt wurden. Wir bekamen dreißig Tage Quarantaine, welche Zeit dazu verwendet ward, unser Schiff auszubessern.

13. Die Inseln.

Unser Schiff ward nun nach der Levante beordert, zu welchem Zwecke wir nothwendig bei Maltha anlegen mußten, um einen Lootsen mitzunehmen. Nach einer langen und einförmigen Fahrt, auf welcher nichts von Bedeutung vorfiel, kamen wir wohlbehalten auf dieser Seestation an.

Maltha hat zwei Häfen, von denen der eine für die Quarantaine haltenden Schiffe, der andere, welcher sich längs der Stadt La Valetta hin erstreckt, für alle übrigen Schiffe bestimmt ist. Da wir hier wieder Quarantaine halten mußten, so durften wir während unsers kurzen Aufenthalts nicht an das Land gehen, und mußten uns mit dem begnügen, was wir vom Schiffe aus sehen, oder später vom Lootsen erfahren konnten.

La Valetta selbst gewährt einen recht schönen Anblick. Das Ufer bildet einen Halbkreis und macht so den innern Hafen aus. Um den Hafen herum zieht sich die Stadt, die sich nach hinten bis auf die Spitze eines Berges erhebt. Viele Kirchthürme sieht man aus den Häuserreihen hervorragen und unter diesen namentlich fast ganz oben

die schöne Ordenskirche St. Johannis. Vor der Stadt hin zieht sich ein freier Platz, auf dem sich beständig eine große Menschenmasse hin- und hertreibt, was in der Entfernung einem Bienenschwarme äusserst ähnlich sah, zumal da man ein beständiges Gesumse vernahm, und der mit Häusern bedeckte Berg wirklich einem Bienenhause glich. Dieser Anblick macht begreiflich, daß Maltha das bevölkerste Land der Erde ist. Übrigens sieht die Insel sehr öde aus, indem sie größtentheils aus verwitterten Felsen besteht, und nur mit vieler Kunst und Mühe einige südliche Produkte hervorbringt. Die fruchtbare Erde ist mehrere Schuh dick aufgetragen, und wird von den fleißigen Malthesern übers Meer hergeholt. La Valetta, die Hauptstadt, hat 50,000 Einwohner, unter denen man auffallend viele rothe und schwarze Uniformen sieht, nämlich englische Soldaten und Geistliche. Die Anzahl der Letzteren ist im Verhältniß zu der an sich schon so starken Bevölkerung wirklich ungeheuer.

Zur ferneren Fahrt, namentlich durch den Archipelagus bedarf es nothwendig eines Loot-

sen*), den wir uns hier mitnahmen. Beim Ausfahren aus dem Hafen erblickte ich rechts hoch auf einem Felsen einen Galgen, an welchem ein eiserner Käfig hing. Ich fragte den Lootsen, was das sey und erhielt zur Antwort, daß darin die Skelette eines berüchtigten Seeräuber-Kapitain's nnd seines Steuermanns sich befänden, die vor vielen Jahren hier ihr Wesen trieben, und so zur Warnung für Jedermann ausgestellt worden waren.

Wir hatten zwar sehr günstigen Wind und die Fahrt ging ziemlich schnell von Statten; aber dennoch war es eine lange Reise, bis wir endlich wieder einmal bei Milo die Anker warfen. Man mußte daher seine Zuflucht zu den gewöhnlichen Schiffsunterhaltungen nehmen, die denn freilich auch nicht sehr mannichfaltig waren. Spiele sind, außer dem Dambret, auf holländischen Schiffen streng verboten. Dennoch wird von den Offizieren manches Spielchen gewagt, auch die Matrosen schleichen sich bisweilen auf den Mastkorb und

*) Lootsen sind Leute, die, allenthalben der See kundig, von der Regierung damit beauftragt sind, den Schiffen als Wegweiser zu dienen. Dafür bekommen sie täglich zwei Kronenthaler. Hat jedoch ein Schiff das Unglück, durch ihre Schuld zu stranden, so werden sie ohne Weiteres zum Tode verurtheilt.

ziehen dort ihre Blätter hervor. Freilich setzt es tüchtige Strafen, wenn sie vom Profoß ausgespürt werden. Dieser ist überhaupt eine wichtige Person auf dem Schiffe. Er hat namentlich für Sicherheit und äußere Ordnung zu sorgen. So hat er z. B. darauf zu sehen, ob Abends zur bestimmten Zeit alle Lichter und Tabackspfeifen ausgegangen; ob die Schildwachen in der gehörigen Ordnung, ob alle Gegenstände hübsch rein, ordentlich und an der rechten Stelle sind und s. f. Er hat auch das Recht, augenblicklich zu strafen, oder wenigstens das Vergehen dem wachthabenden Offizier anzuzeigen.

Ausserdem las ich auch viel auf dem Schiffe, sowohl deutsche als holländische Bücher. Namentlich erinnere ich mich noch damals Schillers Maria Stuart gelesen zu haben. Man plauderte viel, erzählte sich aus dem Leben, aus dem Vaterlande, und wurde immer näher und näher bekannt: denn wenn man einmal lange zusammen gereist ist, glaubt man wirklich eine Familie zu bilden, besonders da die gutherzigen Holländer so leicht Vertrauen erregen und finden. Oft auch setzte ich mich zu den Matrosen auf eine Kanone, und ließ mir

von ihnen erzählen, oder ging, ein Pfeifchen rauchend, auf dem Verdecke umher, und hing meinen Gedanken und Träumen nach; oft sah ich lange nach der Gegend hin, wo mein geliebtes Vaterland lag, und befand mich im Geiste wieder in den Gegenden meiner Jugendzeit.

Doch wieder zurück zu unsrer Reise. Bei Milo lagen wir 14 Tage vor Anker. Es ist ein hübsches Inselchen am Anfange des Archipels. Ein festes Städtchen liegt auf einem Berge von niedlichen Dörfern umgeben. Man findet an Produkten dort Wein, Oliven u. s. w., auch Baumwolle und vorzügliche warme Salzquellen. Wir trafen daselbst einen holländischen Alterthumsforscher, welcher an einer Stelle nachgraben ließ, wo er auf verschüttete Häuser und Straßen stieß, und eine Menge Gefäße, Münzen, sowie auch eine marmorne Büste des Sokrates und einen aus Marmor gehauenen, schön verzierten Altar ausgrub.

Die aus dem Schutt hervorgegrabenen Hausfluren und Stuben waren alle mit Mosaik belegt, wovon man ganze Massen hervorzog. Aber es ging mir hier wieder, so wie in Neapel, im Herkulanum und Pompeji — ich hatte wohl Sinn da-

für, sowie überhaupt eine rege Begierde, alles zu erfahren, zu ergründen, allein ich war leider noch zu jung, um Gegenstände der schönen Kunst und des Alterthums mit der gehörigen Beurtheilungs-Kraft betrachten zu können.

Da in jener Zeit die Schifffahrt in dem Archipel in Folge der türkischen und griechischen Feindseligkeiten für die Kauffartheischiffe unsicher war, so konnten sich diese nie ohne Bedeckung von Kriegs-Schiffen durch den Archipel wagen. So traf es sich auch, daß wir jetzt gerade eine Menge Kauffartheischiffe, die alle nach der Levante bestimmt, bei Milo zusammen gekommen waren, eskortiren mußten.

Die Fahrt durch die griechischen Inseln ist zwar schwierig, allein sehr angenehm und unterhaltend. Man hat immer irgend eine schöne Insel im Gesichte. Manchmal ist man ringsum von Inseln umgeben, und oft fährt man so nahe am Strande vorbei, daß man ans Ufer werfen könnte.

So fuhren wir eines Tags ganz nahe an dem unglücklichen Scio vorüber, sonst eine blühende Insel, damals aber öde und leer, hier und da schwarze Brandstätten, die traurigen Zeichen furcht-

barer Gräuelthaten. Zweimal fuhr ich an diesem Schreckens-Ufer hin, und jedesmal wurde ich in tiefe Wehmuth versenkt; aber das erste Mal konnte ich doch Fluchen über die scheußlichen Mörder; das zweite Mal befand ich mich gar unter ihres Gleichen. Späterhin hatte ich mehrere Male Gelegenheit, mit türkischen Janitscharen, welche die Expedition nach Scio mitgemacht, so wie auch einen griechischen Jüngling, der als Sklave hinweggeführt worden war, zu sprechen. Der eine Türke erzählte mir von einem seiner Kameraden, welcher, wie er ihm selbst gesagt, sich eines Tages auf Scio einen Spaß machte, indem er sechs Säuglinge theils aus der Wiege, theils vom mütterlichen Busen riß, sie zusammen in einen Sack steckte und so ins Meer versenkte. »Und du billigtest diese verruchte That?« fragte ich entrüstet. »Nein!« antwortete er, »Allah selbst mochte diese That mit »Zorn angesehen haben, denn als mein Kamerad »denselben Abend noch, ganz von Brandwein be»rauscht, an Bord seines Schiffes fahren wollte, »und die Schaluppe von den aufgeregten Wellen »stark schaukelte, machte er eine ungeschickte Bewe-

»gung auf die Seite, stürzte in die Fluthen und »fand so seinen Lohn.«

Auch erzählte derselbe noch andere Gräuelthaten, deren Zeuge er gewesen, unter andern: »wie »einst eine Horde Janitscharen in das Haus eines »reichen Kaufmanns eingedrungen, in welchem sie »einen Greis nebst dessen Tochter, einem Mädchen »von etwa zwanzig Jahren, antrafen. Barsch don»nerten sie den Greis an, Geld und Juwelen her»beizuschaffen, und bereitwillig brachte der Alte mit »seiner Tochter ein Kästchen mit Geld herbei. Die »Türken theilten sich gierig in diese sehr bedeutende »Summe. Aber damit nicht zufrieden, fragten sie »den alten Griechen, ob er noch mehr dergleichen »besitze? Auf seine Verneinung fielen Mehrere über »ihn her, banden ihm einen Strick um den Hals, »und waren eben im Begriff, ihn aufzuhängen, »als plötzlich die Tochter desselben voll Verzweif»lung mit einem langen Messer in der Hand sich »wie eine gereitzte Löwin, die ihre Jungen in den »Klauen des Feindes sieht, unter die erstaunten »Barbaren stürzte. »»Teuflische Ungeheuer«« rief »sie, »»schont das Leben meines Vaters, oder ich »»schone des eurigen nicht!«« Lachend stießen sie

»die Türken zurück, und wollten sich eben wieder
»an ihr mörderisches Werk machen. Da stieß das
»heldenmüthige Mädchen einem Türken das Messer
»wüthend in die Brust. Aber in demselben Augen-
»blicke auch schoß ein andrer dem Greise eine Ku-
»gel durch den Kopf, und leblos stürzte derselbe
»unter dem herzzerschneidenden Klaggeschrei der
»Tochter nieder, die sich auf den Leichnam warf,
»und ihn fest umklammerte. Noch nicht zufrieden
»mit dieser Gräuelthat, opferten sie auch noch das
»Mädchen ihrer Wuth und schändeten sie gewalt-
»sam. Nur Einer von ihnen sah mit Unwillen
»diese verruchte That an, und erhob kräftig seine
»Stimme dagegen. Da er aber sah, daß man ihn
»nicht hörte, schoß er schnell dem Mädchen eine
»Kugel durch das Herz; eine zweite erhielt der
»Verruchteste von Allen, der Bairaktar - Baschi
»(Fahnenträger und Anführer dieser Rotte), und
»indem er einem Andern die Pistole entriß, schoß
»er mit dieser sich selbst durch den Kopf. Dieser
»brave Jüngling war der Sohn eines Hotscha
»(Priester) aus Mangsa bei Smyrna. Nicht
»Raubsucht lockte ihn nach Scio, sondern eine

»verkehrte Ansicht von Religion und Tugend. Der »Name dieses seltenen Türken war Osman.«

Nicht weit von Scio sahen wir plötzlich zu unserer Rechten die türkische Flotte, fünfzig Segel stark, unter den Befehlen des Husſered Pascha auf uns zusteuern. Kaum aber hatten wir uns beiderseits erkannt, als wir auch zu unsrer Linken die griechische Flotte, vierzig Segel stark, hinter uns vorbei, auf die türkische lossegeln sahen. So gern wir auch dem nun beginnenden Kampfe zugesehen hätten, so war es doch unmöglich, wegen der vielen Kauffartheischiffe, die uns anvertraut waren. Ehe noch eine halbe Stunde vergangen, hatten sich bereits die vordern Linien einander genährt, und nach mehreren Stunden hörten wir eine heftige Kanonade, deren Resultat mir jedoch unbekannt geblieben ist.

Nicht lange darnach kamen wir zur anmuthigsten Insel unter allen, die ich in dem Archipel sah, nach Tino. Sie hat einen ziemlich bedeutenden Umfang, enthält einige hundert Städtchen und Dörfer, und ist von freien Griechen bewohnt, doch findet man auch viele Franken (Europäer) daselbst. Diese Insulaner verleben ihre Tage in der

unschuldigsten Freude. Armuth kennt man daselbst wenig oder gar nicht, überflüssiger Luxus ist durch einfache Sitten und Trachten, Wucher aber und andre Übel durch zweckmäßige Gesetze von der Insel verbannt.

O glückliche Insel! wie oft wünschte ich mich auf deine grünen Hügel zurück, wo Tausende von Schafen, von fröhlichen Knaben und Mädchen gehütet, ihre fette Waide finden; wie oft in die üppigen Weinberge zurück, wo mich die fußlangen Trauben mit ihren dicken Beeren anlachten, und deren Genuß mir die Eigenthümer so gerne erlaubten; wie oft zurück in die anmuthigen Thäler, wo reinliche Köschken (Landhäuser) mit ehrwürdigen Monasteren (Klöstern) abwechseln!

Die Insel hat einen ziemlich guten Hafen, einige starke Batterien, und eine kleine Schiffs-Werfte. Im Jahr 1824 war der Kapudan Pascha so unvorsichtig, mit einem Theil seiner Flotte bei schlechtem Wetter in diesen Hafen zu segeln, um Anker zu werfen. Da aber die griechischen Batterien unaufhörlich auf dieselben feuerten, so war sie genöthigt, den Hafen wieder zu verlassen, und zwar mit einem Verluste von drei Schiffen, einer

Fregatte, einer Korvette und einer Brigg, welche auf verborgenen Klippen strandeten. Jetzt noch sieht man den obern Theil ihrer Masten aus dem Wasser hervorragen.

14. Smyrna.

Schon nach einem achttägigen Aufenthalte mußten wir die herrliche Insel wieder verlassen, um weiter nach Smyrna zu segeln. Schwermüthig, gleichsam mein nahe bevorstehendes Unglück ahnend, trennte ich mich von derselben und ging meinem Schicksale entgegen.

Smyrna hat keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine geschlossene sehr geräumige Rhede, auf der immer einige hundert Schiffe von allen handeltreibenden Nationen zu finden sind. Festungs-Werke hat die Stadt nur wenige: die vorzüglichste Batterie ist die sogenannte neue Jengi Kalai gleich beim Einfahren rechts, und dann auf einer Anhöhe hinter der Stadt die Katifa Kalai, welche nur mit wenigen Kanonen versehen ist. Es ist dieses die Ruine einer sehr alten Burg, welche nach der türkischen Volkssage zu Alexanders des Großen Zeit

von einer Prinzessin Namens Katifa erbaut worden war. Zunächst dieser großen Ruine sieht man noch mehrere kolossale Wasserleitungen, deren Bau-Art aber mehr dem römischen Zeitalter entspricht. Die Stadt ist sehr ausgedehnt und enthält wohl 100,000 Einwohner, von denen ungefähr die eine Hälfte aus Türken, die andre aus Franken, Griechen, Armeniern, Kopten und Juden besteht. Sie ist in Quartiere (Machale) und Märkte (Basare) eingetheilt, so daß meistentheils eine jede Nation ihr eigenes Quartier bewohnt. Die herrschende Religion ist die muhamedanische; doch wird auch den andern Religionsparteien, gegen Errichtung eines Tributs, Ausübung ihres Kultus gestattet, und Schutz für Person und Eigenthum gewährt. Die Franken haben ein Kloster mit Glocken in ihrer Kirche. So haben auch alle übrigen Christen ihre Kirchen und die Juden ihre Synagogen.

Der Handel ist sehr bedeutend. Schiffe aus allen Weltgegenden begegnen sich hier, so wie auch die Karavanen aus dem ganzen türkischen Reiche, aus Persien, Arabien und Indien hier zusammenkommen. Der Gewerbfleiß ist nicht minder ausgedehnt. Man verfertigt Shawls, kostbare Teppige,

Seide und Baumwollen-Zeuge, Saffian und Lederfabrikate aller Art, vorzügliche Säbel und andere Waffen, und schöne türkische Pfeifen; auch bereitet man köstliche Öle aus Rosen, Jasmin und Narzissen.

Smyrna ist reich an Produkten jeder Art, z. B. an Getraide, köstlichem Wein, Rosinen, Oliven, Feigen und Baumwolle. Man findet dort vorzügliche Pferde, Rindvieh und Schafe, letztere meistens mit ungeheuren Fettschwänzen. Ich sah dergleichen Schafe schlachten und überzeugte mich selbst, daß man aus einem Schwanze 30 Pfd. Fett gewann. Freilich gibt es noch viel größere. Bei einer Heerde sah ich einen alten Hammel, dessen Höhe 3 1/2 Fuß betrug, und dessen Schwanz 3 Fuß in die Länge und 2 Fuß in die Breite maß. Diese ungeheure Fettmasse war dem Thiere selbst zur Last, weßhalb man ein Rollwägelchen unter ihm angebracht hatte, dessen Scheere vermittelst einer Gurte an der Brust des Thieres befestigt war. Mit Leichtigkeit zog es so seine Bürde nach sich, und mit der größten Gewandtheit und Geschicklichkeit wußte es den im Wege liegenden Steinen auszuweichen und über kleine Anhöhen und

Vertiefungen wegzusetzen. Ich sah dem Thiere lange mit Bewunderung und Vergnügen zu.

Die Hunde laufen ohne Eigenthümer in Schaaren von 20 bis 30 umher. Ausserhalb der Stadt erjagen sie sich Wild zu ihrer Nahrung. Einen Hauptnahrungszweig finden sie jedoch bei dem Schlachthause vor der Stadt und zwar in der Nähe von der Wohnung des Pascha. Dieser Platz gewährt den schmutzigsten und abscheulichsten Anblick, der sich nur denken läßt. Der hier herrschende Gestank verpestet die Luft in weitem Umkreise, und ist besonders in schwülen Sommertagen unerträglich. Diesem Übel wäre durch eine zweckmäßige Einrichtung sehr leicht abzuhelfen, aber die stumpfe Trägheit der türkischen Behörden läßt dies nicht zu.

Die Kameele pflegt man dort auf verschiedene, mannichfaltige Art abzurichten. Einmal sah ich auf einem freien Platze sechs solcher Kameele mit einander ringen. Sie hatten Maulkörbe an, sprangen je zwei und zwei ergrimmt auf einander los, stellten sich alsdann auf die Hinterfüße, faßten einander mit den Vorderfüßen um die Hälse, oder um den Leib, schüttelten sich derb und schleuderten einander rechts oder links. Dasjenige von ihnen,

welches auf den Rücken fiel, hatte verloren; das andre fiel sogleich mit einem fürchterlichen Gebrüll über dasselbe her, fing an, es mit seinen Füßen zu stampfen, und wenn nicht sogleich die Kameelführer (Dewitschi) herbeieilten, um sie von einander zu bringen, so würde jenes das unterliegende umbringen. Dieses wirklich interessante Schauspiel dauert oft eine oder mehrere Stunden, bis endlich die Thiere mit Schaum bedeckt und ganz erschöpft niedersinken. Tausende von Zuschauern stehen um den freien Platz (Meedan) versammelt, um für ihren Grusch oder jirmi Parah*) entschädigt zu werden. Da sieht man den aufmerksam beobachtenden Europäer neben dem nur nach Sinnengenuß strebenden Türken in Kaftan und Turbandi gehüllt stehen. Dort steht der stolze Grieche in seinem Gehlek und Garra Turbandi neben dem furchtsamen und allgemein verachteten Juden mit seinem Beschlik und Sijah vess auf dem Haupte. Hier steht der schlaue Armenier in seinen Talaar gehüllt und mit dem Kalbak bedeckt neben dem einfältigen Kopten in

*) Ein Grusch beträgt nach unserm Gelde 16 kr., ein jirmi Parah die Hälfte.

seinem Kürk und Scheschia; dort sieht man einen Mönch mit seiner Kutte und ehrwürdigem Kahlkopfe neben einem schwärmerischen Derwisch, in sein Junlek gewickelt, mit der Kulach auf dem geschornen Kopf — fürwahr ein buntes Gemisch von den verschiedenartigsten Menschen, welches dem Auge des Beobachters einen sehr interessanten Anblick gewährt. Leider hört man jedoch öfters nach einem solchen Schauspiele von starken Exzessen, die oft blutige Folgen haben.

Die Straßen der Stadt sind meist schmutzig und nicht sehr breit, größtentheils mit Brettern bedeckt, um Schatten und Kühlung zu gewähren, sehr wenige gepflastert. Auch die Häuser sind außer einigen hervortretenden Gebäuden ziemlich unansehnlich. Zu den größern Gebäuden gehören die vielen Bethäusern (Tschamin und Mestschiden)*) und Klöster der Derwische; das große Zollhaus (Kümrük); die großen Gasthäuser für muhamedanische Reisende (Hahne genannt); die große Anzahl der Badehäuser (Hamamlari); Kaffeehäuser (Kawa-

*) Den Ausdruck Moscheen, welchen man gewöhnlich findet, kennt man hier gar nicht.

Hahne); Krankenhäuser (Hasta-Hahne); Anstalten für Bejahrte, und Anstalten für solche, die an allzugroßer Trägheit leiden (Tembel-Hahne)*).

Ein eigner Schlag Menschen, ausgezeichnet durch eine Körperkraft, wie ich sie nirgend wieder gesehen, sind die Lastträger (Hammal). Sie haben auf ihren Rücken Tragmaschinen, auf welchen sie die größten Lasten zu tragen im Stande sind, gewöhnlich zwischen 4 — 6 Centner, aber man hat sichere Beispiele, daß sie schon acht Centner und darüber auf eine kleine Strecke getragen haben. Wenn sie beladen sind, so gehen sie, die Füße etwas nach innen, die Waden nach außen gekehrt, ganz langsam und haben einen äusserst sichern Tritt. Gehen sie hingegen leer, so haben sie einen sehr unsichern Gang, und schlotternde Kniee. Sie sind meistens korpulent, doch sah ich magre unter ihnen, bei denen im Verhältniß ihres Körperbaues

*) Die ungemeine Trägheit der Türken erklärt sich aus mancherlei Ursachen. Das warme Klima, die erhitzenden Nahrungsmittel Gewürze, als rother spanischer Pfeffer und d. gl., die träge Lebensweise, indem sie von Jugend auf an keine Arbeit gewöhnt werden, und vor allem der übermäßige Genuß des Opiums, welcher sie in einen empfindungslosen Zustand versetzt, und ihre Nerven allmählich so abstumpft, daß sie weder geistig noch körperlich sich anstrengen, weder denken noch arbeiten können.

die Schenkel und Waden ungemein dick und muskulös sind; auch haben sie mehrentheils sehr breite platte Füße. Von früher Jugend auf werden sie allmählig daran gewöhnt; sie genießen nur die nahrhaftesten Speisen, als Sago, Hammelsköpfe, Hammels- und Kalbsfüße wohl zubereitet, und sonstige kräftige Sachen, als Hühnerfleisch und Hühnersuppen; auch glauben sie an die Kraft des Weins und trinken ihn häufig, trotz des Verbotes des Kur-ahn. Sie verdienen sehr viel Geld, da sie aber sehr kostspielig leben, so geht Alles von Hand zu Mund.

15. Uwrlah. — Die verfolgten Griechen.

Wir verließen Smyrna nach einem ziemlich kurzen Aufenthalte, und richteten unsern Lauf nach Uwrlah, nicht weit davon, ebenfalls an der Küste gelegen.

Eines Tags, da ich mich eben auf dem Verdecke befand, sah ich, daß sich auf einmal die Sonne verfinsterte und von einer schwarzen Wolke überzogen wurde, von der herab wir ein ganz eignes Ge-

räusch vernahmen. Aufmerksam sahen wir diesem, über uns heranziehenden Gewölke entgegen, und gewahrten endlich, daß es ein Schwarm verheerender Heuschrecken war. Sie flogen in dichter Masse und es dauerte 10 — 12 Minuten, bis der Zug über uns hinweg war, während welcher Zeit sie uns die Sonne ganz verfinstert hatten. — Viele Tausende fielen herab in's Wasser und auf unser Verdeck, wo ich Gelegenheit hatte, sie genauer zu betrachten. Ihre Länge betrug 1 1/2 — 2 Zoll; ihre Farbe war hellbraun, grünlich und hellgrau. Der Zug kam von Südosten und bewegte sich langsam nach Nordwest, wohin wir ihm noch lange nachsehen konnten.

Uwrlah ist ein vorzüglicher Wasserplatz, nur einige Meilen von Smyrna entfernt. Wir segelten hierhin, sowohl um frisches Wasser einzunehmen, als auch um unseren Kranken, deren wir mehrere an Bord hatten, eine bessere Pflege angedeihen zu lassen. Die Gegend um diesen Ort ist ebenso schön und fruchtbar, wie die um Smyrna, aber auch sie hatte der verheerende Krieg heimgesucht und täglich fielen Mordscenen zwischen Griechen und Türken vor. Als wir daselbst vor Anker

lagen, hörten wir an einem Abend kurz vor Sonnenuntergang, hinter einem Vorgebirge eine bedeutende Kanonade, welche sich allmählig zu nähern schien. Aller Augen waren nach jener Gegend hin gerichtet, und eine Zeitlang hatten wir schon vergeblich geharrt, als auf einmal zwei Barken mit der griechischen Flagge zum Vorschein kamen. Ihnen folgten in Schußweite zwei östreichische Kriegsschiffe, welche anhaltend auf sie feuerten. Sogleich schickten wir eine Schaluppe mit einem Offizier als Parlamentair auf die östreichische Korvette, und eine französische Kriegsbrigg, welche neben uns vor Anker lag, that ein Gleiches, um sowohl Erklärung über dieses Betragen zu fordern, als auch unsrer Pflicht gemäß einzuschreiten, und Einstellung des Feuers zu verlangen. Die abgeschickten Schaluppen kamen alsbald zurück mit der Antwort vom östreichischen Kommandanten, daß die zwei verfolgten Fahrzeuge griechischen Rebellen angehörten, und er sey von seiner Regierung befugt, dieselben, wo immer er sie anträfe, als Piraten zu behandeln. Da wir neutral waren und uns nicht befugt fühlten, weiter einzuschreiten, so konnten wir zur Rettung dieser unglücklichen Griechen nichts mehr beitragen.

Der Kommandant der französischen Brigg, von Menschlichkeit beseelt, protestirte zwar heftig gegen dieses Verfahren; allein dessenungeachtet fuhren die Östreicher fort, zu Feuern. Indessen ward es Abend und die griechischen Fahrzeuge liefen in die Bucht von Uwrlah ein. Das eine, von den Kanonenkugeln ganz durchbohrt, versank daselbst mit der sämmtlichen Mannschaft, das andere lief auf den Strand. Die Mannschaft des letztern benutzte die Dunkelheit der Nacht, und bestieg zwei Schaluppen, mit welchen sie glücklich an den östreichischen Schiffen, die indessen vor Anker gegangen waren, vorübersegelten, und um Aufnahme bittend zu uns an Bord kamen. Da wir jedoch noch lange in dieser Bai liegen bleiben mußten, und es uns zu unmöglich war, dieselben des folgenden Tages in einen andern griechischen Hafen zu bringen, so konnten wir sie nicht an Bord nehmen. Ihre Anzahl belief sich auf 35 Mann, nebst zweien Frauen und mehreren Kindern. Traurig verließen sie unser Schiff und wandten sich nun an die französische Brigg, welche sie gastfreundlich aufnahm und schon am andern Morgen weiterbrachte.

Sowohl die Mannschaft des französischen

Schiffs, als auch die Unsrige, waren äußerst aufgebracht wegen dieses abscheulichen Verfahrens der Östreicher. Die Franzosen erzählten uns mehrere ähnliche Fälle von den Östreichern, ja sie hätten sogar schon öfters gefangene Griechen an den Pascha von Smyrna ausgeliefert, der sie meistens Aufknüpfen ließ. Viele Türken sagen, deßhalb sey auch der Prophet den Östreichern sehr geneigt, und man habe Ursache zu hoffen, daß der östreichische erste Wessir einen guten frommen Muselmann abgeben würde. Menschlicher und klüger war die Rolle, welche die schlauen Engländer dabei spielten. Sie nahmen, wenn sie türkische Schiffe oder türkische Einwohner in griechischem Bereiche in Gefahr sahen, dieselben in Schutz, und brachten sie zu ihren Landsleuten in Sicherheit. Ebenso aber auch machten sie es mit den Griechen, so daß sie auf beiden Seiten gleich menschenfreundlich wirkten. Dabei blieben sie mit allen Mächten neutral, wurden vom großen Haufen sowohl auf türkischer als auf griechischer Seite geliebt und geschätzt, und was für sie das wichtigste war, es kam ihnen als großmüthigen Errettern mancher Beutel mit türkischen und griechischen Piastern zugeflogen.

16. Die Gefangennehmung.

Wegen der Kranken mußte ich die meiste Zeit auf dem Lande zubringen, wo mich denn meine Schiffsgenossen häufig besuchten.

Gegen Abend, es war im Juli 1825, ging ich einst mit mehreren Bekannten und einigen Griechen in einem Wäldchen spazieren. Kaum waren wir eine ziemliche Strecke gegangen, als wir uns auf einmal von einer Horde bewaffneter Janitscharen umringt sahen, welche über uns herfielen, uns plünderten, und beinahe gänzlich entkleideten. Wir waren unbewaffnet, nur ein Östreicher, welcher sich ebenfalls bei uns befand, war mit einem Schiffs-Dolche versehen, mit welchem er sich gegen einen Türken zur Wehre setzte und denselben in die linke Seite verwundete. Ein anderer Türke aber, hierüber wüthend, versetzte dem Unglücklichen einen Damascenerhieb über die linke Schulter, daß er sogleich niedersank und in konvulsivischen Zuckungen seinen Geist aufgab. Verzweiflungsvoll sahen wir Übrigen dieses Schauspiel an. Mir gab ein andrer Türke lachend und mit einem teuflischen Blick einen Hieb auf die linke Wange; da er aber ziemlich

weit von mir stand, so erreichte mich kaum seine Säbelspitze, und verursachte nur eine zollgroße Wunde. Mein Blut strömte; die Unmenschen aber ließen mir keine Zeit, die Wunde zu verbinden, sondern stießen mich nebst meinen Unglücksgefährten vor sich her, und wie es schien, auf Umwegen nach Smyrna, wo wir um Mitternacht ankamen. Von hieraus brachten sie uns mit noch andern griechischen Sklaven, welche schon vor uns daselbst angekommen waren, an Bord eines algierischen Kapers, welcher sich dort im Hafen befand. Dieser nahm uns auf, und ging noch vor Sonnenaufgang unter Segel.

Es war eine Brigg von sechszehn Kanonen, und hatte 180 Mann an Bord. Der Kapitain, Omar, ein englischer Renegat, war uns gut gesinnt, und schien unser Schicksal zu bedauern. Er verstand Italienisch, Türkisch und Arabisch, so wie auch ein wenig Holländisch. Öfters unterhielt er sich mit mir und einem andern Holländer auf eine freie und zutrauliche Weise. Gegen die Griechen zeigte er aber einen unverkennbaren Widerwillen. Er fragte mich öfters über Gegenstände der europäischen Wissenschaften und Künste, und erzählte

mir Manches von Algier, was mir späterhin oft von Nutzen war. Ich erfuhr auch von ihm, daß er in Algier verheirathet sey und mehrere Kinder habe, von denen er stets mit großer Vaterliebe sprach. Obgleich er mir nie sagte, was er früher war, und woher er stamme, so konnte ich doch aus seinem ganzen Benehmen schließen, daß er feine Bildung mußte genossen haben. Oft machte er bei heitrer Laune Scherze mit mir, wobei ich seinen hellen Kopf bewundern mußte. Oft auch forderte er mich auf, seinem Beispiele zu folgen, und mich von einer drückenden Sklaverei zu befreien. Dann bemerkte ich zuweilen am Ende einer solchen Unterredung, daß er ganz schwermüthig und düster wurde, und seufzend davon schlich. — Über die Behandlung auf diesem Schiffe konnten wir, obgleich wir unter rohen und unmenschlichen Barbaren uns befanden (einige kleinliche Neckereien der Matrosen abgerechnet), doch nicht sehr klagen, wovon freilich der humane Kapitain Ursache gewesen seyn mag. Wir bekamen, gleich den Matrosen, schlechte Schiffskost, bestehend aus schlecht gekochter Reissuppe und Pillaw (ein Gericht aus Waizen oder Reis, konsistent gekocht und spärlich ge-

schmelzt), oder aus gekochtem Gedide (in der Sonne getrocknetes Schaffleisch, welches die Afrikaner ungemein gern essen, sowie aus Zwieback, Zwiebeln und Seïdoni-Kehell (schwarze Oliven). Am gesündesten und nahrhaftesten schienen mir der Pillaw und die Seïdoni zu seyn.

17. Ankunft in Algier.

Auf der ganzen Reise fiel nichts vor, was bemerkenswerth wäre; sie ging ziemlich schnell von Statten, so daß wir schon am 25sten Tage vor Algier ankamen. Den Eindruck, den der Anblick dieser Stadt auf mich machte, bin ich nicht im Stande, zu schildern. Alles Widrige, was ich schon von meiner Kindheit an von derselben gehört und gelesen hatte, schwebte mir nun auf einmal vor der Seele. Wehmüthig überblickte ich meine verhängnißvolle Lage, eine schreckliche Zukunft machte mich zittern. Doch der Gedanke, daß ich in meinem jungen Leben schon so mancher Gefahr glücklich entgangen sey, und daß ich schon so manche bittere Erfahrung gemacht habe, richtete mich auf, und errinnerte mich, daß eine gütige Vorsehung über

mir walte, welche mich auch jetzt schützen und mir zu neuen Leiden Beharrlichkeit verleihen werde.

Algier liegt auf einem Berge, es erstreckt sich von demselben herab gegen den Hafen, so daß die untere Reihe der Häuser vom Wasser bespült wird. Die hohen Häuser mit flachen Dächern (Terrassen) sind dicht an einander gebaut und durchgängig mit glänzend weißem Kalk getüncht. Dieß gibt der Stadt von der Seeseite aus einen prachtvollen, imposanten Anblick, indem die Reihen von Terrassen über einander hervorragen, von Kuppen, Minare's und Pallästen unterbrochen. Die Bethäuser, das ehemalige Schloß des Dei, die Janitscharen-Kasernen und einige Privathäuser zeichnen sich vor den übrigen aus. Vor allen aber die Kassaba, die Citadelle und Residenz des Dei, die sich oberhalb der Stadt auf dem Berge von einem Ende bis zum andern ausdehnt. Stolz weht daselbst eine große Muhamedsfahne herab.

Vor der Stadt und auf beiden Seiten derselben sind furchtbare Forts und Batterien, welche die große Rhede ganz umgeben. Der Hafen, in welchem die Kursanschiffe vor Anker liegen, befindet sich hinter einem Fort, welches mit mehreren

hundert schweren Kanonen besetzt ist, und faßt kaum 30 Schiffe. Zu beiden Seiten der Stadt wechseln Anhöhen, Thäler und Ebenen mit einander ab. Zwischen diesen zerstreut liegen die herrlichen Gärten und Landhäuser der europäischen Konsuln, deren Flaggen daselbst wehn. Unzählige Lusthäuser, welche romantisch aus Gärten oder Orangen- und Olivenwäldchen hervorsehn, machen die ganze Gegend wunderschön. Im Hintergrunde zieht sich der Atlas, zum Theile mit beständigem Schnee bedeckt, in langen Bergreihen von Südosten nach Westen. Auf der Seite, nach Bona hin erstreckt sich längs des Ufers eine schmale, mehrere Stunden lange Sandsteppe. Ein Fluß, El-Aratsch, der vom Gebirge kommt, durchschlängelt dieselbe und ergießt sich in die Rhede. Die ganze Ansicht von Algier zeichnet sich durch ihre Abwechselung und Mannichfaltigkeit aus.

Als der Kursan *) auf der Rhede angekommen war, zog er die Flagge auf, und that drei Schüsse. Hierauf wurden auf den Forts die Flag-

*) Kursan ist der richtige Ausdruck für Korsar. Es heißt eigentlich Krieger, Kursan-Dekne Kriegsschiff; doch sagen die Türken auch blos Kursan.

gen aufgezogen. Von der Stadt her hörte man einen furchtbaren Lärm. Das neugierige Volk strömte aus der Stadt in den Hafen. Die flachen Dächer waren mit verschleierten Frauenzimmer bedeckt, welche dem Schiffe zujauchzten. Als das Schiff in dem Hafen die Anker fallen ließ, kamen sogleich mehrere Boote, um vor allen Dingen die Sklaven abzuholen. Wir mußten dieselben besteigen, um an's Land zu fahren. Dort angekommen, wurden wir in großer Eile in ein dunkles Gewölbe gebracht, in welches wir eingeschlossen wurden. Einer fragte den Andern, was aus uns werden würde? Einige von uns seufzten und fleheten die Vorsehung um Hülfe an, Andre grollten über ihr Schicksal und verwünschten den Tag ihrer Geburt. Nach mehreren Stunden der peinlichsten Erwartung wurde die Thüre geöffnet, es kamen einige Türken, unter denen man deutlich einen vornehmen Herrn erkannte, und musterten uns. Später erfuhr ich, daß dieser Herr der Marineminister *) gewesen ist.

*) Jerle - Wekilhartsch - Efendi, unter welchem der Kait - Marsa oder Liman - Rais, der Hafenkapitain, und alle Kursan - Kapidanlari, Schiffskapitaine, stehn.

Sie sprachen türkisch miteinander, aber Keiner von uns war im Stande ein Wort zu verstehen. Einige Mal hörten wir sie die Worte aussprechen: „Konsol - Englis, Konsol - Francis.“ Wir begriffen wohl, daß dieses »Englischer Konsul, Französischer Konsul« bedeute, aber was sie damit sagen wollten, konnten wir uns damals noch nicht erklären.

Es war gegen Abend, als die Stunde unsrer Trennung schlug. Wir, zusammen fünfzehn an der Zahl, wurden nun auseinander gerissen und einzeln oder paarweise fortgeführt. Gerührt sahen wir einander nach, aber ein Jeder von uns mag wohl für sich selbst so besorgt gewesen seyn, daß er nicht Zeit hatte, seine Unglücksgefährten zu bedauren. Ein Grieche, noch etwas jünger, als ich (er war eben sechzehn Jahre alt geworden), welcher schon im Anfange unserer Reise auf dem Raubschiffe mir eine große Gefälligkeit erwieß, indem er mir sein Taschentuch gab, um meine Wunde vor der Seeluft zu schützen — das meinige hatten mir die rohen Janitscharen abgenommen —, dieser treue Unglücksgenosse, welcher auf Ipsara geboren, und von da aus in die Sklaverei geschleppt war, sollte nun auch länger mein Gefährte seyn. Denn

wir beide wurden in die Wohnung des Hassenatschi-Efendi (Finanz-, Justiz- und Polizeiminister) gebracht, erhielten sogleich bei unserer Ankunft Sklavenkleider, und wurden als Küchenjungen in der Küche des Ministers angestellt. Wir fanden daselbst noch 14 andre Sklaven, worunter sich einige Mexikaner, Spaniolen, Italiener Griechen und ein Holländer befanden.

18. Unser erster Zustand daselbst.

Unsere Kleidung bestand aus einem rothen von Wolle gewebten Käppchen, einem Hemde von baumwollenem Zeuge, aus einer Jacke von demselben; einem Paar weiten Hosen, die bis über die Kniee gingen und einem Paar schlechter Pantoffeln.

Was unsre Nahrung betrifft, so war dieselbe von der Art, daß wir nicht Ursache hatten, uns über Hunger zu beklagen. Denn alle Abfälle in der Küche waren für uns, desgleichen dasjenige, was von der Tafel des Ministers oder der andern Herren vom Hauspersonale übrig blieb. Unsre Schlafstätte war ein geräumiges Magazin. Die Betten waren ganz einfach; nämlich Bretter, auf

denen Schaaffelle lagen, dienten zur Schlafstelle, und leichte wollene Decken zur Bedeckung.

Zwei Übel aber hatte ich hier zu ertragen, die mir das Leben verbitterten und meiner Gesundheit sehr nachtheilig waren: das eine war die große Unreinlichkeit und Rohheit einiger meiner Unglücksgenossen, das andre das viele Ungeziefer, als Ratten und nicht selten Schlangen. Obgleich unsre Magazine, sowie unsre Lagerstätten an sich nur schlecht waren, so hätte man dieselben doch rein halten können. Aber leider war das bei Einigen nicht der Fall. Sie gaben sich der größten Unordnung und Lüderlichkeit hin, und machten einige Ordnungsliebende von uns triftige Vorstellungen gegen ein solches für uns Alle nachtheiliges Betragen, welches uns unsern Aufenthalt damals verbitterte und in Zukunft Krankheiten und andre üble Folgen nach sich ziehen konnte; so wollten sich diese rohen Menschen nichts sagen lassen, sondern fingen mehrmalen Streitigkeiten an. Die Ratten, die überhaupt in Algier in ungemeiner Anzahl vorhanden sind, waren auch in diesem Schlosse so zahlreich, daß man sich derselben kaum erwehren konnte. Beinahe jeden Abend machten wir mit Stöcken Jagd auf dieselben.

Wenn wir des Nachts schliefen, so kamen sie schaarenweise aus andern Magazinen, und begaben sich durch das Unsrige in die Küche. Oft kamen sie auf unsre Lager und ließen uns keine Ruhe. Und wenn wir manchmal auch 30 bis 40 erschlugen, und obgleich einer meiner Kameraden, ein Savoyard, eine Menge Rattenfallen verfertigte, in welchen er sehr viele fing, so spürte man es kaum, daß sie sich verringerten. Mehrmals fanden wir auch unter unsern Lagerstätten Schlangen von beträchtlicher Größe. Diese kamen durch ein mit Gitterwerk versehenes Fenster, welches in den Citadellgraben ging, der mit dichtem Gesträuch und Cactus bewachsen war.

Unsere Beschäftigung war, das Schloß zu fegen und zu waschen, das Feuer in der Küche zu unterhalten, Schaafe und Hühner zu schlachten, Kräuter zu waschen; das Geschirr und alle Hausgeräthschaften zu reinigen, sowie überhaupt alle häusliche Arbeit zu verrichten. Wir hatten nicht den ganzen Tag vollauf zu thun, sondern hatten auch mehrere freie oder besser müßige Stunden, die nun aus langer Weile meist mit Schlafen hingebracht wurden. Manchmal aber hatten wir auch

sehr viel Arbeit, wo alsdann nicht selten die Köche uns mit Schlägen anfeuerten. In manchen Ecken des Schlosses standen Stöcke und Karbatschen, die im Anfange unsers Aufenthalts um so häufiger bei uns angewendet wurden, indem wir damals noch nicht türkisch verstanden. Wir waren daher gleichsam mit Gewalt gezwungen, die türkische Sprache zu erlernen, welches mir anfangs äußerst schwer hielt, jedoch noch leichter als meinen übrigen Unglücksgefährten. Ich konnte nur durch fragende Zeichen und durch Hindeuten auf die Gegenstände anfangs manche Worte erfahren, die ich nun mit einem Nagel oder einer Kohle an die Wand schrieb (worüber ich beinahe einmal Schläge bekam). Es war aber schon viel gewonnen, als ich einmal „adine bu“ (wie heißt das?) und „bune“ (was ist das?) wußte, hatte aber lange darauf sinnen müssen, wie ich dieß lernen sollte. Endlich glückte es mir. Wenn nämlich einer der Türken gut gelaunt war, so frug er mich wieder, ob ich das Wort noch wüßte, das er mich gelehrt habe und dabei deutete er auf den Gegenstand und frug: «Adine bu?»

Als ich schon ein wenig verstand, hörte ich oft zu, wie ein Mäuschen, wenn sie unter sich sprachen

oder erzählten. Endlich wagte ich selbst mitzusprechen, und ihnen sogar zu erzählen, was ihnen denn in den müssigen Stunden sehr gut gefiel, so daß sie mich sehr lobten, und nur wünschten, ich möchte ein Muselmann*) werden. Als ich ihnen einmal die Geschichte der Genovefa, ein wenig türkisch gemodelt, erzählte, wurden viele zu Thränen gerührt.

19. Die Flucht.

Nachdem ich nun ein halbes Jahr in dieser höchst traurigen Lage zugebracht hatte, in welcher Zeit mir öfters das Leben eine drückende Last wurde, entwarfen wir Sklaven einen sehr zu entschuldigenden, aber unklugen Plan. Wenn wir nämlich glücklich durch die Schloßwache entkommen, wollten wir nach der Marine eilen, um wo möglich ein europäisches Schiff oder Boot zu finden, und sollte dieses mißlingen, so wollten wir suchen zu einem Stadtthore hinaus zu kommen, um ein Landhaus von einem der europäischen Gesandten zu

*) Die Türken sagen Muselman und Muselmanlari, die Araber Moslem und Moslemin. Das Wort Muselmann ist daher keineswegs unrichtig.

erreichen, welcher alsdann nicht unterlassen werde, uns zu befreien. Wenn wir aber, aus Gefahr entdeckt zu werden, keinen Konsul fänden, oder im Falle, daß dieser sich weigere, uns von dem Dei zu reklamiren, so beschlossen wir, südöstlich die Reise nach Tunis zu wagen. Den letztern Plan konnte nur Verzweiflung eingeben, denn auf einem ziemlich gebahnten Wege gebraucht eine Karavane 20 Tage, um von Algier nach Tunis zu kommen. Und wie viel Zeit hätten wir gebraucht, da wir doch im Anfange, um nicht entdeckt zu werden, anstatt auf der gebahnten Straße zu fliehen, uns durch Wälder voll wilder Thiere, nach der Sonne und Sternen uns richtend, einen Weg hätten suchen müssen. Wir mußten in diesem Falle manche öde Sandsteppe durchirren und wilde schreckliche Bergwälder übersteigen, in einem Lande, dessen Sprache Einige von uns nur schlecht, Andere noch gar nicht verstanden, und von dessen grausamen Einwohnern ein flüchtiger Europäer nur Tod zu erwarten hatte. Dieses Alles voraussehend, ließen wir uns doch nicht abschrecken: die Verzweiflung gab uns Muth, und da wir doch als Sklaven nichts mehr zu verlieren hatten, indem selbst das Leben unsern Ge-

bietern und nicht uns angehörte; so wollten wir lieber Alles wagen, als länger in diesem Elende schmachten.

Eines Nachmittags, als die Janitscharen, welche vor unserm Schlosse die Wache hatten, theils in einem Kaffeehause, theils auf ihren Sitzen eingeschlafen waren, wollten wir nun aufbrechen, — aber wie groß war mein Erstaunen, als auf einmal alle Sklaven zurücktraten und erklärten, sie ständen ab von diesem Unternehmen, dessen Gelingen so zweifelhaft sey. Nur Einer, ein Holländer, erklärte, mir zu folgen, um sich mit mir zu befreien oder zu sterben. Alle Übrigen, die doch anfangs so großen Antheil an diesem unserm Komplott genommen hatten, und mich sogar bestürmten, Antheil daran zu nehmen, und für dessen Ausführung besorgt zu sein, die den ersten Gedanken von der Flucht in mir anregten, — die traten nun feige zurück. Obgleich ich nun das Unternehmen in mancher Hinsicht für gewagter und gefährlicher hielt, so hatte ich auf der andern Seite auch weniger zu fürchten, entdeckt zu werden, indem wir beide nicht so leicht entdeckt würden, als wenn wir sechzehn auf einmal entfliehen wollten. Ich konnte

auch in keinem Falle mehr zurücktreten. Jung und unternehmend, wie ich damals war, trieb mich mein Stolz und Schamgefühl an, der Furcht keinen Raum zu gestatten, und der Gedanke der Freiheit hatte schon zu mächtig mein Inneres ergriffen, als daß ich, ohne Alles versucht zu haben, von dem Wagestück hätte abstehen können.

Der Holländer und ich nahmen nun von den Zurückbleibenden Abschied. Mehrere von ihnen weinten bitterlich, und baten uns zu bleiben; aber es war beschlossen. Mit klopfendem Herzen kamen wir glücklich durch die Schloßwache, und wanderten nun auf flüchtigen Füßen durch mehrere dunkle bergabziehende Straßen, und erreichten endlich die Marienstraße, wo wir schon ganz in der Nähe den Hafen und Schiffe im Gesichte hatten, als wir uns auf einmal von hinten ergriffen fühlten, und mit den Worten: „Tur-jaur-Kobeklari“ (Halt Christenhunde!) angedonnert wurden. Wer schildert nun unsere Lage, als wir uns beim Umsehen von drei Janitscharen von der Schloßwache angehalten sahen? Sie stießen uns vor sich her, und brachten uns wieder in unser altes Lokal. Im Schloßhofe angelangt, fanden wir daselbst den Muswar (Scharf-

richter) mit seinen Gesellen auf uns wartend, um uns auf Befehl des Hofmeisters vom Schloß die Bastonnade zu geben. Grimmigen Bestien gleich, fielen nun die unmenschlichen Henkersknechte über uns her. Sie rissen uns mit außerordentlicher Gewandtheit nieder auf die Erde, und gaben einem Jeden von uns 150 Stockschläge auf die Fußsohlen — eine Kleinigkeit für einen Türken, aber für uns war es zu viel! Wir unterlagen der heftigen Wirkung dieser Strafe, und mehrere Stunden wälzten wir uns verzweifelnd und oft besinnungslos auf unserm Lager umher. Unsere Füße waren dick angeschwollen und hatten eine dunkelblaue Farbe, einige Muskeln unter der Fußsohle lagen bloß und waren etwas gequetscht, es entstanden entsetzliche Schmerzen und Entzündungen. Essig, mit Wasser vermischt, was uns unsere mitleidigen Kameraden vermittelst Lappen aufschlugen, war unser einziges linderndes Mittel. Mein Leidensgefährte und ich wurden heftig krank, und hofften oft, der Tod würde unserm Elende ein Ziel setzen. Aber trotz allem Leiden siegte unsere kräftige Natur, mein Kamerad, etwas stärker als ich, war schon nach drei Wochen wieder im Stande, umher zu gehen,

und nach einem Monat hatte auch ich mich wieder erholt. —

Mehrere Türken, welche uns einigemal aus Neugierde besuchten, lachten über unser Elend, und fragten, wie wir sonst so kräftige Europäer bei solch' einer Kleinigkeit allen Muth verlieren und auf's Krankenlager dem Tode nahe gebracht werden könnten? Sie sagten, ihre Kinder in der Schule bekämen nicht selten 150 Schläge, und geberdeten sich dabei nicht so schlimm, als wir eben. Wir gaben ihnen darin vollkommen Recht, daß der Türke mehr Schläge vertragen könnte als der Europäer, und führten ihnen als Beispiel an, daß doch der kleine Esel mehr Prügel aushalten könne, als das große Pferd. Da sie hierüber ärgerlich zu werden schienen, so suchten wir sie dadurch zu beruhigen, daß wir ihnen begreiflich machten, wie die Kinder im gesitteten Europa erzogen werden, und daß das Leiden der meisten Europäer mehr aus einer geistigen als körperlichen Ursache herrühre. — Da sie dieses begriffen zu haben schienen, so sagte Einer von ihnen, obgleich unsere Erziehung in einigen Stücken so gut oder wohl besser als die ihrige sey, so taugten wir doch nichts und

wären verloren für Erde und Himmel. Denn, sagte er ferner, ihr seyd ja unter euch selbst uneins, ihr liebt euch minder unter einander, als wir Muhamedaner, Allahoe-ekber (Gott ist groß!) Wenn wir Türken bei euch in Gefangenschaft geriethen, so würden wir einander anhängen und uns lieben, aber nicht, wie ihr, einander verrathen. Da wir eigentlich nicht begreifen konnten, was der Türke mit diesen Redensarten meinte, und uns auch aus Klugheit nicht soweit in Gespräche einlassen durften, indem dabei Manches zu befürchten war, und weil wir auch noch nicht sehr viel türkisch sprechen konnten; so sagte ich ihm, daß er meist gut und wahr geredet habe; was aber der Verrath betreffe, so glaubte ich, daß dieses bei andern Nationen mehr der Fall sey, als bei uns. Da fing er an zu lachen, und sagte, nun habe er mich gefangen, indem er mir ein Beispiel zeigen wollte. Er sagte hierauf, daß einer unsrer Kameraden, der Savoyard, welcher die Ratten fange, sobald wir aus dem Schloß entflohen wären, dem Schloßverwalter unsre Flucht verrathen habe, worauf dieser sogleich einige Mann von der Wache beordert

Bayerische Staatsbibliothek München

habe, uns zu verfolgen. Und nun lachten uns die Türken derb aus und verließen uns.

Wir mußten uns wirklich vor den Türken schämen, und wurden beinahe rasend über den schändlichen Verrath, den dieser nichtswürdige Savoyard an uns verübt hatte. Alle übrigen Sklaven fielen über denselben her, spieen ihm ins Gesicht, und schalten ihn einen teuflischen Verräther. Er aber läugnete die That und vertheidigte sich, so gut er konnte. Es that mir sehr wehe, von unsern eignen Leuten verrathen worden zu seyn; doch konnte ich dem unglücklichen Savoyard leicht verzeihn, indem er wahrscheinlich seine traurige Lage um etwas verbessern zu können glaubte, was aber dennoch nicht der Fall war.

20. Veränderung meines Schicksals.

Als ich mich von meiner Krankheit wieder erholt hatte, und wieder anfing, meine Arbeit zu verrichten, wurde meine Lage noch drückender. Die Sehnsucht nach Freiheit, nach dem Vaterlande erwachte aufs Neue. Der Gedanke, vielleicht auf immer Sklave zu bleiben, und das Gefühl, bei dem

geringsten Vergehen mißhandelt zu werden, rissen mich oft zur Verzweiflung, zum Murren gegen die Vorsehung hin. Einige Mal war ich im Begriffe, mit dem Küchenmesser (meiner einzigen Waffe) meinem traurigen Daseyn ein Ende zu machen. Aber gerade in solchen düstern Augenblicken, wo die Gegenwart wie Centnerlast auf mir lag, wo meine Phantasie keine Schranken mehr kannte, da fühlte ich mich oft plötzlich von einer höhern Gewalt ergriffen, ich ahnte die Nähe eines schützenden Gottes, der mich von einem Abgrunde retten wollte. Bessere Gedanken und sanfte, wohlthuende Gefühle kehrten wieder in meine Seele zurück. Nach und nach wurden auch solche Anfälle einer wilden Verzweiflung geringer, bis sie sich endlich in eine stille, dauernde Schwermuth auflös'ten. Ich suchte einzig Trost und Hülfe bei meiner Religion, und fand sie in so weit, als diese mich von bösen Gedanken abhielt und mein Gemüth beruhigte.

Aber der Allgütige hatte mich erhört! Zwei Jahre mochte ich schon in dieser Lage zugebracht haben, als eines Tags der Minister zu uns in die Küche kam, wo er alles betrachtete und sich mit den Köchen unterhielt. Er fragte den Oberkoch,

wie sich die Sklaven aufführten, und dieser unterließ nicht, uns zu loben. Endlich fragte auch mich der Minister, was ich früher in Europa für ein Geschäft erlernt habe? Ich sagte ihm, die Wundarzneikunde, worauf er höchst erfreut erwiederte, dieß sey ja ein sehr gutes Geschäft, zumal in Algier, wo man nicht einen guten Arzt besitze, indem die Kunst der Araber ganz verloren sey. Hierauf gab er seine Freude zu erkennen, daß ich für den kurzen Aufenthalt schon so ziemlich die türkische Sprache begriffen hätte. Ich sagte ihm sodann in der rauhen türkischen Sprache: »O Herr! wundert es dich, daß dein Knecht deine Sprache schon so gut sprechen kann, so bedenke, daß er dieselbe nur nothgedrungen erlernet hat, theils um die Befehle der Köche zu verstehn, und so weniger der Gefahr ausgesetzt zu seyn, von ihnen mißhandelt zu werden, theils auch aus langer Weile. Würdest du mir meine Freiheit geben, so hätte ich Gelegenheit, noch viel von euren schönen Sachen zu lernen und euch durch meine Kunst nützlich werden zu können.« Da fing er herzlich an zu lachen und entfernte sich.

Mehrere Wochen nach dieser Unterredung trat eines Morgens früh der Hofmeister zu mir, und

sagte: der Herr verlange nach meiner Hülfe. Ich ging zu ihm in sein Schlafkabinet, und fand ihn sehr leidend; aber zu meinem Glücke gelang es mir, seine Krankheit zu entdecken. Er war ein Mann von etlichen und 50 Jahren, so außerordentlich dick, daß ihm sein Fett nicht selten beschwerlich fiel. Er litt häufig am Katarrhe, nun aber glaubte ich eine Leberentzündung bei ihm wahrzunehmen. Was war nun zu thun? Ich hatte nicht allein Mangel an gründlichen Kenntnissen, sondern es fehlte nun auch an zweckmäßigen Heilmitteln. Ich war wirklich in eine kritische Lage versetzt. Denn vom Gelingen oder Mißlingen dieser Kur hing mein ferneres Glück ab. Doch ich faßte mich kurz, und indem ich mir Blutigel bringen ließ, welche ich dem Patienten auf die Lebergegend setzte, bereitete ich ihm auch eine Mixtur aus Thee, arabischem Gummipulver und Zucker und ließ ihn dasselbe nach europäischer Sitte alle Stunden einen Löffel voll nehmen. Ich verordnete ihm eine zweckmäßige Diät, und ließ ihm kühlende Getränke reichen.

Auf diese Art fuhr ich acht Tage fort, ihn zu behandeln, und am neunten hatte ich das Vergnü-

gen, den Minister ziemlich hergestellt in seinem Gemache umhergehen zu sehen.

Als ich ihm meine Aufwartung machte, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen, war er voller Freude und überhäufte mich mit Lobeserhebungen. Er beschenkte mich mit mancherlei Sachen, namentlich einer goldnen Uhr von großem Werthe, und machte mich förmlich zu seinem Leibarzt. Von diesem Moment an war ich wie in ein andres Leben versetzt. Statt meiner Ratten- und Schlangenhöhle erhielt ich nun zwei schöne geräumige Zimmer im Schlosse, mit Divans rings an den Wänden umher, den Boden mit kostbaren Teppigen bedeckt, und überhaupt herrlich ausgeschmückt. Meine schlechten Sklavenkleider wurden sogleich mit kostbaren Seidenstoffen und feinen Hemden vertauscht, die bisherigen Speise-Abfälle durch eine gute Tafel ersetzt, und zwei Piskiri erhielt ich zur Bedienung; kurz aus einem verachteten Christenhund, aus einem unterdrückten Küchenjungen, der jeden Augenblick den gröbsten Mißhandlungen der Köche und übrigen Türken Preis gegeben war, ward ich nun, wie durch einen Zauberschlag zum geehrten und von allen Schloßbewohnern geachteten Leibmedicus des

Hassenatschi Efendi von Algier. Aber meine jezzige Stellung war auch um so schwieriger, indem ich mich wegen mancherlei sehr leicht begreiflichen Ursachen mit der größten Umsicht und Klugheit benehmen mußte: ich vermißte nichts als die Freiheit, und diese war mir Alles! Für sie hatte ich die Flucht, mein Leben gewagt; ihr Verlust machte mich zum Unglücklichsten meiner Unglücksgenossen, denn diese vermißten sie nur darin, daß sie ihre rohen Begierden nicht befriedigen konnten, und sie fühlten daher ihre traurige Lage nicht in vollem Maaße. So konnten sie ihre Theilnahme an der Flucht versagen, so konnte einer von ihnen mich sogar verrathen!

Da ich hier gleichsam Abschied von ihnen nehme, so will ich, was ich damals von ihnen wußte, hier mittheilen. Es waren meist rohe Kerle, die mich auf jede Weise gekränkt hatten. Mit mehreren hatte ich mich nie näher unterhalten. Diejenigen, an welchen ich mehr Antheil nahm, ließ ich mir bisweilen rufen oder besuchte sie in der Küche. Wunderbarer Weise aber war mir derjenige, der mir am verhaßtesten seyn sollte, gerade der inte-

ressanteste, und ich wage es daher, seine Geschichte als eine kleine Episode hier einzuschalten.

21. Der Savoyarde.

Der Savoyarde, welcher mich verrathen hatte, war unstreitig der roheste unter Allen. Er war bei allen Sklaven, und selbst bei den Türken durch seine Grausamkeit sehr verhaßt. Er fühlte wohl, daß nur ich der Einzige sey, der ihn nicht als einen Verhaßten zurückstieß, sondern ihn stets, voller Mitleid mit ihm, herzlich bat, seine Leidenschaften zu bändigen. Deswegen wollte er sich auch von Niemand, als von mir, etwas gefallen lassen, und nur für meine sanften Ermahnungen schien sein verwildertes Gemüth einigermaßen empfänglich zu seyn. Er hatte der ganzen Welt Haß und Verderben geschworen; ja sein Haß erstreckte sich sogar auf die Thierwelt. Er wurde von den andern Sklaven spottweise Ratten-Efendi genannt, und zwar deßwegen, weil er alle Ratten, welche er in seinen Fallen fing, mit eignen Händen ums Leben brachte. Vielen derselben riß er mit einer Zange die Zähne aus, und ließ sie hierauf wieder

laufen; manche spießte er an die Erde, und setzte zu sich ihnen, um sich an ihren konvulsivischen Bewegungen zu ergötzen. Andere hielt er mit einer Zange über das Feuer, bis sie unter entsetzlichem Zischen ihr Leben aushauchten. Einige Mal wurde er von den Türken wegen solcher Grausamkeiten bestraft; und obgleich dieselben von uns Übrigen des Gegentheils sich bewußt waren, so schimpften und fluchten sie doch beständig auf die Grausamkeit der Christen. Manchmal kam der Savoyarde (wann er einen lichten Augenblick zu haben schien) zu mir, wo er mir von seinem frühern Leben erzählte, und ich hatte dann Gelegenheit zu bemerken, daß er doch noch einige menschliche Gefühle in sich hatte, und freute mich, die Erfahrung zu machen, daß die höhern Gefühle, die nur der menschlichen Natur eigen sind, wenn auch einigermaßen, doch nie ganz verläugnet werden können.

Man konnte mit Recht den verwilderten Charakter dieses Menschen seiner Erziehung und seinen spätern Schicksalen zuschreiben. Er erzählte mir nämlich, daß er in Savoyen geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Krämer war, schon in früher Jugend seine Mutter verloren habe. Sein Vater,

ein guter, frommer Mann, glaubte das Schicksal seiner vier unerzogenen Kinder dadurch zu verbessern, daß er ihnen eine Stiefmutter gab; um so mehr, da er als Kaufmann die meiste Zeit auf Reisen zubringen mußte. Die Stiefmutter aber, ein gottloses Weib und eine schlechte Haushälterin, vernachlässigte, wann der Vater abwesend war, nicht allein ihr Hauswesen und die ihrer Pflege anbefohlenen Kinder, sondern mißhandelte dieselben auch auf die schändlichste Art, und suchte sie dann bei der Ankunft des Vaters in das schwärzeste Licht zu stellen. Der Vater ermahnte stets seine Kinder, fleißig in die Schule zu gehn, zu beten und Mutter und Lehrern gehorsam zu sein, daß es ihnen einst wohlginge, was ihm denn die unschuldigen Kinder gern versprachen. — Sobald aber der Vater wieder abwesend war, so wurden sie nicht nur von der Mutter zur Schule und zu einem ordentlichen Lebenswandel nicht angehalten, sondern von derselben sogar entfernt; und daß sie selber besser ihrem müßigen und liederlichen Leben nachgehen konnte, ließ sie die Kinder die meiste Haus- und Gartenarbeit verrichten, wodurch jene denn stets gehindert waren, in die Schule zu gehen. Zu den

Lehrern sagte sie dann, ihre Kinder seyen nicht in die Schule zu bringen, und klagte bei Jedermann beständig über die Unarten der kleinen Brut, wie sie die schuldlosen Kinder nannte. Dieselben sahen nun täglich das abscheuliche Betragen ihrer Stiefmutter, und immer mußten sie die Erdichtungen gegen sich selber anhören. Und fiel es manchmal Einem ein, sich zu vertheidigen, so mußte es die härtesten Züchtigungen dulden. In dieser üblen Lage hatten nun die Kinder außer ihrem Vater, der doch meistens auf Reisen war, keine andere Stütze mehr, als ihre alte Großmutter. Sie war eine geborne Schweizerin. Fromm, wie sie stets gelebt, erwartete sie nun in ihrem hohen Alter den Tod. Sie konnte den Kindern keine große Stütze sein, konnte denselben in Nichts helfen, als sie trösten und mit ihnen beten. So lehrte sie die Kleinen das deutsche Vaterunser und den englischen Gruß.

Der arme Savoyarde erzählte mir ferner, seine teuflische Stiefmutter habe, um ihr Werk zu krönen, ihre Abscheulichkeiten so weit getrieben, daß sie ihre Pflegkinder nicht selten zu betrug und Diebstahl angehalten habe. Sie habe, z. B., nie Eier ge-

kauft; wenn sie deren bedurfte, so mußte der kleine Baptist (so hieß er) in die Hühnerställe der Nachbarn schleichen, und der schlechten Mutter so die Küche versorgen. Er sagte, sie habe ihn mehrmalen schlagen wollen, da er ihr aber durchging, so habe sie ihm bei seiner Rückkehr die Strafe dahin gemildert, daß er irgendwo etwas stehlen und ihr nach Hause bringen mußte. Einst, als eben sein guter Vater zu Hause war, wollte ihn die Rabenmutter auch wieder prügeln, und zwar deßwegen, weil er demselben Einiges von der Mutter schändlichem Betragen geschwätzt habe. Er entlief aber und kam in den Garten; die Mutter aber kam ihm nach, und sagte ihm leise, sie wolle ihn ferner nicht mehr schlagen, wenn er hinginge und jene fette Gans aus des Nachbars Stall holen wolle. Er war sogleich bereitwillig und versprach es. Sie rief ihm noch nach, er möge nur vorsichtig seyn und der Gans wo möglich erst den Hals umdrehen. Er ging hin zu thun, was ihm seine nichtswürdige Mutter befahl, schlich in des Nachbars Stall, drehte der Gans den Hals um, und wollte sie eben fortschleppen, als des Nachbars Buben hinzu kamen und ihm die tode Gans wieder abnahmen. Erst

prügelten sie ihn, wie er sagte, lederweich, dann führten sie ihn zu seinem Vater. — Baptist sagte mir später, er bedauere jetzt noch seinen Vater, wenn er sich erinnere, wie er damals, als er hörte, daß sein Sohn, den er so sehr liebte, ein Dieb sey, todtenbleich auf einen Stuhl sank, und dann mit bebenden Händen und furchtbarem Gesicht fragte, warum er die Gans gestohlen und ob er schon mehr entwendet habe?

Während nun der Vater examinirte, stand die Stiefmutter in einer Ecke des Zimmers und winkte dem Kleinen unaufhörlich, der aber absichtlich ihre Winke nicht verstehen wollte. Er gestand nun dem Vater in Wahrheit Alles, was er schon in dieser Art begangen hatte, und wie die Stiefmutter stets die Veranlassung gewesen. — Der Vater gerieth außer sich vor Wuth, die Stiefmutter fiel mit einem entsetzlichen Geschrei über den armen Jungen her, sie schlug und kratzte denselben, der Vater stieß sie rasend zurück und schlug den kleinen Baptist mit einem Stock dermaßen, daß dieser alle Besinnung verlor, welche er erst nach mehreren Tagen wieder bekam. Er wurde bedeutend krank, und mußte längere Zeit das Bett hüten; und ehe er sich noch

ganz erholt hatte, trug man seine einzige Stütze, seinen Vater, zu Grabe, welchen dieser Vorfall so sehr angegriffen hatte, daß er kurz nachher von einem heftigen Fieber befallen wurde, in Folge dessen er starb.

Der kleine Baptist verließ nun das elterliche Haus und begab sich zu seiner alten Großmutter. Da ihn diese aber nicht gehörig verpflegen konnte, so schickte sie denselben zu ihrer Schwester Sohn in der deutschen Schweiz, wo er in seinem dreizehnten Jahre ankam. Da der Vetter aber aus Geiz wenig an dem Kleinen thun wollte, so war auch hier seine Lage nicht die beste. Hier sollte er nun konfirmirt werden; da er aber gar nichts gelernt hatte, so spielte ihm der Lehrer manchmal sehr übel mit, wodurch ihm der Religionsunterricht gänzlich verleidet ward. Eines Tags, als ihn eben der Lehrer tüchtig geprügelt hatte, kam er an ein Wirthshaus, wo sich holländische Werber aufhielten, und eben im Begriffe waren, einen Transport Angeworbener nach Holland abzuführen. Der kleine Savoyarde, dem das Soldatenleben schon längst gefallen hatte, ging nun zu dem Unteroffizier und fragte denselben, ob er ihn nicht auch annehmen

wolle? Der Unteroffizier willigte ein und nahm ihn als Tambour in Dienst. In Holland angelangt diente er mehrere Jahre bei einem Schweizerregimente. Da er aber daselbst wegen Vergehungen mehrmals Strafe empfing, so wollte es ihm am Ende nicht mehr gefallen, er verließ Holland, um sich in französische Dienste zu begeben, und so brachte er abermals einige Jahre als Soldat zu. Da es ihm aber auch hier nicht mehr behagen wollte, indem er auch da schon mehrmals bestraft worden war, so verließ er Frankreich und begab sich nach Italien, wo er mit einem jungen Mädchen bekannt wurde, mit dem er sich verheirathete. Nachdem er mit dieser ein Mädchen gezeugt hatte, wollte er, um sich etwas Geld zu erwerben, eine kleine Reise im Mittelmeer machen, wurde aber von einem Kaper gefangen und nach Algier in die Sklaverei geschleppt. Dieß waren die sonderbaren Schicksale meines Verräthers. Bei einer schlechten Erziehung, ohne allen Unterricht, hatte er gar keinen Begriff von Religion und höherer Bestimmung des Menschen. Bei ihm hatte sich ein ganz eigner Charakter und die Idee gebildet, er dürfe den Neigungen seines Herzens freien Zügel lassen; er habe ja nichts

gelernt, folglich könne er auch keine Verantwortung schuldig seyn. Er glaubte, wenn's dem Rechte nach ginge, so müsse seine Stiefmutter, die ihn so schlecht erzogen habe und größtentheils Ursache an dem Tode seines Vaters war, alle seine Sünden tragen. Einstmals kam er zu mir, und sagte, er könne sich noch erinnern, daß ihn seine Großmutter deutsch beten lehrte; er habe aber Alles wieder vergessen. Da ihn die Deutschen so gut behandelt hätten, so glaubte er auch, daß ein deutsches Gebet gut sey, und daß ein deutsches Vater-Unser bessere Wirkung habe, als ein Pater noster. Er bat mich alsdann, ihn beten zu lehren, damit ihm Gott (den er freilich nicht recht kenne) seine Freiheit wieder schenke, um sein Weib und Kind, so wie auch seine gute Großmutter wiederzusehn; aber auch seiner Stiefmutter bei Nachtzeit, wenn sie schliefe, das Haus anzünden zu können. Obgleich ich ihm begreiflich machte, wie und warum man betet und in wiefern es den Menschen heilsam werden könne, und so sehr ich mich bemühte, ihm zu zeigen, wie diese verkehrte Idee nicht allein die Erhörung seines Gebets verhindern, sondern ihn noch mehr von der Tugendbahn entfernen würde: so war dieselbe doch zu sehr

in seinem Innern eingewurzelt, als daß er sie hätte verbannen können.

22. Neues Ungemach.

Mein ganzer Beruf bestand darin, den Minister oder wer sonst im Schlosse krank wurde, zu behandeln, wobei mir denn viele Muse übrig blieb. Auch ließ der Dei, der ebenfalls keinen Arzt hatte, bei vorkommenden Unpäßlichkeiten mehrmals durch den Minister oder einen seiner Diener bei mir Raths erholen. Er wünschte zwar selbst, mich zu sehn, konnte aber aus Etikette mich nicht zu sich kommen lassen. Denn über die Dächer ging der Weg zu nahe am Harem vorüber und über die Straße durch die vielen Wachen hätte zu viel Aufsehen bei den Türken erregt. Ich sah ihn selbst daher in dieser Zeit nicht, wohl aber später.

Der Minister hatte mir zwar auf Befehl des Dei aus Paris eine kleine Apotheke und chirurgische Instrumente kommen lassen, aber Bücher hatte ich keine, und fühlte deren Mangel um so mehr, da mir nicht allein die nöthigen theoretischen Kenntnisse fehlten, sondern mich in den geschäftslosen

Stunden nicht selten die Langeweile plagte. Wenn ich mich nicht mit meiner alltäglichen Gesellschaft, den phlegmatischen Türken des Schlosses oder mit den Sklaven unterhalten wollte, so stopfte ich mir die Pfeife und streckte mich auf meiner Ottomane aus, wo ich dann Muse genug hatte, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken.

Täglich begab ich mich auch mit einem Perspektiv auf die Terrasse des Schlosses, von wo aus mir der Anblick des Meeres, der Stadt und deren Umgebungen manche Unterhaltung gewährte und mir die Neuheit der Gegenstände meine Lage vergessen machte. Zu meiner ferneren Unterhaltung und Zerstreuung dienten vorzüglich die mancherlei Vögel, die sich im Schlosse befanden, als Papageien, Turteltauben und Kanarienvögel. Am meisten gab ich mich mit einem Feldhuhn ab, das ich gezähmt hatte, mit einem Heher, den ich türkisch sprechen lehrte und vor allem mit einer Nachtigall, die ich so zahm gemacht hatte, daß sie mir im ganzen Schlosse, wo ich hinging, nachflog und sogar auf dem einen Ende meiner Ottomane bei mir schlief. —

In dieser zwar ziemlich sorgenfreien, aber einförmigen Lebensart war mir wieder ein Jahr verflossen, als sich abermals der Horizont meines Lebens trübte und der furchtbarste Sturm über meinem Haupte losbrach, wo ein einziger Augenblick entschied über Tod und Leben. In unserm Schlosse befand sich nämlich der Neffe des Ministers, ein junger Türke von schöner Gestalt, aber abscheulichem Charakter. Die Hauptzüge Abdallah's waren Hochmuth, Wollust, Mißgunst, Argwohn, Zorn, Rachsucht und vor allen Religionsfanatismus. Er war ein abgesagter Feind der Christen, und so wenig Autorität derselbe auch im Schlosse hatte, so war er doch allen Sklaven eine wahre Plage, indem er sie stets mit teuflischer Schlauheit und Schadenfreude zu mißhandeln suchte.

Lange schon war ich diesem Ungeheuer ein Dorn im Auge. Denn wie konnte er gleichgültig dabei bleiben, daß ein Christenhund, wie er sich stets ausdrückte, in der Gallerie des Schlosses eben so schöne Zimmer als er, bewohnte; daß ein Christ ebenso bedient und geehrt wurde, als er, und daß derselbe mit ihm an einem Tische speisen, ja aus einer Schüssel tauchen durfte. Mit mißgünstigen

Blicken verglich er oft meine Kleider oder andre Sachen, die mir der Minister geschenkt, mit den seinigen, und je gleichgültiger ich mich dabei benahm, um so wüthender wurde er. Er suchte seinem boshaften Herzen oft dadurch Luft zu machen, daß er mir auf alle mögliche Art zu schaden, mich bei seinem Oheim in ein böses Licht zu stellen oder wo möglich zu stürzen suchte. Da aber der Minister uns beide kannte und auch öfters in ärztlicher Hinsicht meiner Hülfe bedurfte, so schlug dieses fehl. Eines Tags, als ich in Gedanken vertieft vor der Thüre meines Zimmers in der Gallerie saß, näherte sich mir dieser Abdallah und fing nach seiner Gewohnheit an, mich zu necken. Unter andern sagte er zu mir: »Nicht wahr, eben denkst du wieder an dein Vaterland, wo man den Speck frißt und sich im Weine badet?« — Nun hielt er mir wieder über diesen Text eine seiner langen, faden Reden, worin er sich selbst zum Muster aufzustellen pflegte, und wie gewöhnlich damit schloß, ich sollte das unreine Christenthum verlassen und den Kur-ahn lesen, indem ich nur dadurch meine Freiheit, Glück und Ehre erlangen könne. So sehr ich mich auch stets über ein solches Geschwätz hinwegsetzte, und

einen Abdallah nicht belehren wollte, wie alle Straßen in eine gemeinschaftliche übergehn, auf welcher jeder Erdenpilger zu seinem Ziele gelangen wird; so war ich doch sehr ärgerlich darüber, daß er mich schon wieder in meinen Träumereien gestört hatte. Nachdem ich ihm daher für seine Besorgniß für andere Menschen gedankt, bat ich ihn, mich künftighin mit solchem fruchtlosen Geschwätz zu verschonen. Da er aber dennoch fortfuhr, so beging ich die große Unvorsichtigkeit, ihm zu rathen, er müsse sich selbst erst eines bessern Lebenswandels befleißigen, ehe er Andere belehren wolle, und als er darauf heftig ward und erklärte, der heilige Kur-ahn habe mit dem Lebenswandel nichts zu schaffen, rief ich ärgerlich, er möge sich, sammt seinem Kur-ahn zum Teufel scheeren. Da fiel er mich mit entsetzlichem Gebrülle an und wollte mich mißhandeln. Ich aber zog mich vertheidigend in meine Wohnung zurück.

Abdallah machte nun einen furchtbaren Lärm, so daß alle Schloßbewohner zusammenliefen, welchen er mit lügenhaften Zusätzen erzählte, wie ich Gott, den Propheten und dessen Wort gelästert habe. Abends, als der Minister nach Hause kam,

ging Abdallah eilends zu ihm und brachte nun bei ihm dasselbe mit noch lügnerischen Verläumdungen vor. Auch führte er mehrere Janitscharen als Zeugen an. Hassenatschi ließ mich hierauf zu sich rufen. Ich erzählte ihm die Sache, wie ich sie hier erzählt habe. Er erschrack über meine Unvorsichtigkeit, bedeutete mich, daß auf meinem Vergehn der Tod durch Schwert oder Feuer stände, erinnerte mich daran, wie im vorigen Jahre ein Amerikaner und ein Jude, die den Kur-ahn gelästert hatten, hingerichtet worden, und entließ mich mit dem schrecklich-dunkeln Worte, daß er mich von der Strafe nicht befreien könne, weil sein Neffe Zeugen aufgewiesen habe.

Ich ging auf mein Zimmer — einschlafen konnte ich nicht — eine furchtbare Nacht. Ein gräßlicher Gedanke drängte den andern, die Geister meiner Ältern schienen an mir vorüber zu schweben; nur der Gedanke an sie und an Gott hielt mich vom Selbstmorde ab. Endlich gegen Morgen kam der Haushofmeister und geleitete mich hinab in den Hof. Hier lag ein Teppig ausgebreitet, der Scharfrichter stand da mit seinen Gesellen; um mich her sah ich Mordwaffen und oben auf der Gallerie Ab-

dallah's hohnlächelndes Gesicht. Man entkleidete mich, warf mich zur Erde, sechs Kerle hielten mich fest und zweihundert und fünfzig Schläge mußte ich erdulden. Besinnungslos lag ich da, der entsetzliche Schmerz brachte mich wieder zu mir selbst, alles Blut stieg mir zum Kopfe, ich verlor wieder die Besinnung, wie im Traume sah ich mich in einer furchtbaren Gegend, von schrecklichen Gestalten umschwebt.

Erst nach sechs und dreißig Stunden kam ich zum vollen, schrecklichen Bewußtseyn, denn schrecklich waren die Folgen der grausamen Strafe. Sechs Wochen lag ich unter ungeheuren Schmerzen und in düsterem Trübsinn, fast Wahnsinn, zu Bette ohne liebevolle Pflege, ohne eines Freundes Trost, ohne eines Menschen Mitgefühl. Mein Körper war für immer geschwächt, mein Geist für immer getrübt. —

23. Bruch mit Frankreich. *)

Gerade während dieser Schreckenszeit erfuhr ich ein Ereigniß, aus dem mir endlich ein schwacher

*) In der Geschichte der französischen Expedition werde ich mehr die Geschichte Algiers, als die der Franzosen erzählen und das von französischer Seite Bekannte nur anführen, insofern es

Strahl der Hoffnung hervorleuchtete, einmal wieder aus der Sklaverei gerettet zu werden, und die Folge zeigte, daß sie gegründet war, und gab mir für die Zukunft die Lehre, im Unglück nie das Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit, nie die Hoffnung auf des Himmels Beistand aufzugeben. Schon zweimal hatte sie mich nicht getäuscht.

Am Tage vor Ramasan-Beiram des Jahres 1828 (dem großen Feste der Muhamedaner) begaben sich alle europäischen Gesandten in das Schloß, um dem Dei ihre Glückwünsche zum gegenwärtigen Feste darzubringen. Der Dei nahm sie alle, außer den französischen Generalkonsul, Mr. Devall, freundschaftlich auf. Dieser war früher längere Zeit in Konstantinopel gewesen, wo er die türkische Sprache gründlich erlernte, konnte daher mit dem Dei ohne Dollmetscher sprechen, was ihm freilich unendlich viel Vortheil gewährte, wodurch er aber auch gerade ein Jahr vorher (1827) seiner Rede bei dem Dei so freien Zügel ließ, daß sie beide in einen

---

Einfluß auf den innern Zustand des algierischen Staates hat, oder wenn gerade die Gründe der Ereignisse in den innern Verhältnissen von Algier liegen. Man erwarte daher keine vollständige Geschichte der Expedition.

heftigen Wortwechsel geriethen, in Folge dessen sie ein ganzes Jahr in der äußersten Spannung lebten.

Als nun an diesem Tage der Dei den französischen Gesandten fragte, ob er nun von seiner Regierung endlich günstige Instruktionen über diejenigen Punkte, welche sie voriges Jahr an eben diesem Tage verhandelt hätten, erhalten habe, antwortete ihm der französische Gesandte mit Nein und bemerkte ihm ferner, daß jene Regierung eher geneigt sein würde, mit einer Flotte und Armee zugleich vor Algier zu erscheinen, ihre Fahne daselbst aufzupflanzen und ihm, dem Dei, bessere Gesinnungen einzuflößen, als in seine Forderungen einzuwilligen. Auf diese Erklärung gerieth der Dei außer Fassung und ergrimmt schlug er den französischen Gesandten mit dem Fliegenwendel, den er eben in der Hand hatte, auf den Kopf. Hierauf sagte er noch zu demselben, ob er denn nicht bedenke, wo er sich befände und daß es ganz in seiner Macht stände, ihn hinrichten zu lassen? Alsdann schickte er ihn mit dem Bemerken fort, sogleich seinen Staat zu verlassen, sonst würde man noch ganz andre Maßregeln gegen ihn ergreifen. Der französische Gesandte begab sich hierauf in sein

Landhaus, hielt daselbst eine Generalversammlung mit den übrigen europäischen Gesandten und übertrug dem sardinischen alle nach seiner Abreise vorkommenden Geschäfte der französischen Regierung. Als ob es verabredet gewesen wäre, erschien noch an demselben Tage im Hafen von Algier eine französische Brigg, welche den Gesandten mit dessen Gefolge am Bord nahm und nach Frankreich brachte.

So wenig mir auch die Punkte bekannt sind, welche zu diesen Mißhelligkeiten Veranlassung gegeben haben, so will ich doch diejenigen berühren, welche ich Gelegenheit hatte, von den Algierern zu erfahren. Obwohl ich sie nicht alle als authentisch verbürgen kann, so mögen doch einige, wenn man sie gegen die einseitigen französischen Berichte, vorzüglich unter Polignac's Regierung vergleicht, dem Unbefangenen nähere Aufklärung geben.

Den Traktaten zufolge, welche in früheren Zeiten zwischen Frankreich und Algier abgeschlossen wurden, sollte nämlich Frankreich alljährlich einen mäßigen Tribut an Geld, sowie auch eine Fregatte und eine bestimmte Quantität Pulver und Kanonenkugeln entrichten. Dagegen gestattete der Dei den Franzosen eine freie Schifffahrt im Mittelmeer,

sowie auch die Korallenfischerei bei Bona. Dieses Verhältniß soll bis in die Zeit der französischen Republik bestanden haben, wo aber die damalige französische Regierung den Dei gebeten haben soll, er möge sie doch vorläufig von der jährlichen Ablieferung einer Fregatte dispensiren, sie wollte es ihm später auf eine andre Art vergüten, indem sie ihre Schiffe und Munition für sich allzu nöthig hätten. Der damalige Dei von Algier soll ihr diese Bitte großmüthig gewährt haben. Nach dieser Zeit traten zwischen beiden Partheien mehrere Störungen ein, so das die Verhältnisse ziemlich verwickelt wurden. In der Zeit, als Frankreich mit Ägypten Krieg führte, hatte auch der Dei den Franzosen den Krieg erklärt. Im Jahr 1806 nahm der Dei die Perlenfischerei bei Bona den Franzosen ab und belehnte die Engländer damit, indem dieselben damals auch die Oberhand über die Franzosen im Mittelmeer hatten. Später schloß Frankreich wieder neue Traktate mit Algier ab, welchen zufolge Frankreich mehrere alte rückständige Summen an Algier bezahlen, der Dei dagegen Frankreichs Flagge im Mittelmeere respektiren solle, sowie er auch die Korallenfischerei bei Bona den

Engländern wieder abnahm und sie an Frankreich verpachtete. Ferner mischten sich in spätern Zeiten, als Spanien mit Algier in Feindschaft lebte, indem die Algierer mehrere spanische Schiffe genommen hatten, die Franzosen hinein, um die schwachen Spaniolen vor dem Dei zu schützen. Eines Tags nahmen die Algierer ein Schiff unter spanischer Flagge und erklärten daselbe für buona presa. Dieses Schiff hatte französische Munition und Proviant an Bord und war im Begriff, diese Gegenstände nach Spanien zu bringen.

Der französische Gesandte in Algier reklamirte dieses Schiff, der Dei aber, höchst aufgebracht, daß die Franzosen den Spaniolen in jeder Hinsicht thätigen Vorschub leistete, verweigerte die Herausgabe des Schiffes und sagte dem französischen Gesandten: »Er begreife nicht, wie sich die Franzosen in die spanischalgierischen Angelegenheiten mischen könnten, und wie sie die Thorheit begehen möchten, sich als die Schutzherrn der Spaniolen zu präsentiren, dieweil sie ja nicht einmal im Stande seyen, ihre alten Schulden zu tilgen.« Er drang nun ungestüm auf die Bezahlung von 2,500,000 Francs, welche noch rückständig seyen von den ersten Jahren der

französischen Republik, wo die beiden jüdischen Handelshäuser Bacri und Bosnak in Algier von da aus Getraide-Lieferungen für die französische Regierung gemacht hätten. Er fragte hierauf den französischen Gesandten, ob denn diese angegebene Summe nicht eine gerechte Forderung sey, ob die französische Regierung beabsichtige ihre Unverschämtheit noch weiter zu treiben und mit Zahlung dieser Summe noch länger zu zögern, und ob dieses Betragen der Franzosen den Gefälligkeiten entspreche, die er ihnen bei mehreren Gelegenheiten erwiesen habe? Mr. Devall erwiederte ihm hierauf, daß diese Forderung allerdings gerecht und von seiner Regierung auch anerkannt sey; da aber die algierischen Juden Bacri und Bosnak an mehrere französische Handelshäuser bedeutende Summen schuldig seyen, so habe die französische Regierung aus Vorsicht, um die Forderungen ihrer Kaufleute zu sichern, diese Summe von 2,500,000 Francs in die Kasse des dépôts et des consignations gelegt. Der Dei entgegnete nun: die französische Regierung könne ihn doch nicht verantwortlich machen für seine jüdische Kaufleute? Dann drang er auf eine andere Summe von 2,000,000 Francs, welche er noch von

der französischen Regierung zu fordern habe. Der Generalkonsul suchte nun den Dei durch allerlei Ausflüchte zu beschwichtigen, indem er sagte: hierüber seyen ihm von seiner Regierung noch keine ausführliche Instruktionen mitgetheilt worden. Der Dei, hierüber äusserst ungehalten, soll damals schon (es war eben am Ramasanfeste 1827) den französischen Gesandten in heftigen Worten beleidigt haben. Er soll ihm unter andern gesagt haben, er wäre nun gezwungen zu glauben, daß der König von Frankreich sowohl, als auch dessen Gesandte ihn zum Besten hätten, ferner, daß der Gesandte mit dem Juden Bacri unter einer Decke stecke, um ihn zu prellen, und er vermuthe daher, der Gesandte habe schon die 2,000,000 Francs erhalten für die Dienste, die er dem Juden Bacri geleistet habe*) und gedächte wahrscheinlich dieselben, anstatt den Dei

*) Ich weiß selbst nicht recht, wie diese Sachen zusammenhängen, indem man nicht allem, was man von algierischer Seite hörte, vollen Glauben beimessen darf, und ich von französischer Seite auch nie hierüber befriedigenden Aufschluß erlangen konnte, ebensowenig von Bacri selbst, mit dem ich später selbst Gelegenheit hatte, zu sprechen. Als ich ihn bat, mir doch einiges Licht über den ganzen Zusammenhang zu geben, wich er meiner Frage aus, suchte unser Gespräch auf etwas

ehrlich zu bezahlen, für sich zu behalten. Mr. Devall, dem dadurch wahrscheinlich Unrecht geschah, war hierüber äusserst aufgebracht, er und der Dei fingen heftig an zu disputiren, und in der aufge-

---

anders zu leiten und schien überhaupt davon nicht gern sprechen zu wollen. Freilich ist aber gewiß, daß der Dei beständig über die Ungerechtigkeit des französischen Königs klagte, so wie auch über die List seines Gesandten und des Juden Bacri. Dann muß ich aber auch bemerken, daß der Hassenatschi Efendi dem, besonders beim gemeinen Volke wegen seiner Sprachkenntniß und seiner milden Gaben sehr beliebten, französischen Gesandten sehr abgeneigt war, und daß er als Finanzminister nicht wenig geneigt zu seyn schien, den reichen Juden aus dem Wege zu räumen, um dessen Vermögen einzuziehen. — Bacri war in Algier Hambashi, d. h. Oberhaupt der Juden, und hatte als solcher oft große Summen vom Staate in Händen, indem an ihn die Judenschaft in Algier ihren Tribut entrichtete, welchen er dann von Zeit zu Zeit an den Finanzminister ablieferte. Da nun Bacri in dieser Beziehung ein untergebener Beamter des Dei war, von Frankreich aber auch mehrmals als Unterhändler und Lieferant gebraucht ward, so daß er ein Diener zweier Herren war, so mochte allerdings der Verdacht des Dei, daß derselbe ihn zu prellen suche, nicht ganz ungegründet gewesen seyn; der Dei ließ deßhalb das ganze Vermögen des Bacri in Beschlag nehmen, und ihn und seine Familie in enge Haft bringen, wo er sechs Jahre bis zur Ankunft der Franzosen im Jahre 1830 zubringen mußte.

regtesten Stimmung trennten sich beide. Was der Gesandte nach Frankreich berichtete, hatte man in Algier nie erfahren. Dadurch entstand nun zwischen dem Dei und dem französischen Gesandten die Spannung, welche ein ganzes Jahr dauerte und mit dem oben erzählten Vorfall endigte, worauf denn der Gesandte Algier verließ.

So viel konnte ich auf meinem damaligen Standpunkte erfahren, und je mehr man in Algier davon sprach, daß die Franzosen schon längere Zeit auf eine günstige Gelegenheit gewartet hätten, um Algier den Krieg zu erklären, und eine Expedition dahin unternehmen zu können, um so mehr war meine Hoffnung gestiegen, und die Möglichkeit vorhanden, wieder aus der Sklaverei erlös't zu werden. Auf welcher Seite auch immerhin das Recht seyn mochte, so wünschte ich mir damals doch Glück zu einer etwaigen Expedition der Franzosen und sah oft im Geist schon die französischen Fahnen siegreich von Algiers Festen weh'n und hörte schon das Wirbeln der französischen Trommeln in den engen Straßen. Wenn der Flug meiner Hoffnungen sich wieder ein wenig mäßigte, so dachte ich, daß es schon genug für mich sey, wenn

Frankreich, im Falle es Algier nicht gerade ganz erobern könne, doch wenigstens, wie Lord Exmouth im Jahre 1816, die Sklaven befreien würde, und schon dieser Gedanke versüßte mir manche schmerzliche Stunde.

24. Kampf der beiden Flotten.

Kurze Zeit darauf, als der französische Gesandte Algier verlassen hatte, erschien eine kleine Escadre von vier bis sechs Schiffen, welche den Hafen von Algier förmlich blokirten. Einige Kursan-Dekne, welche nächtlicherweile den Hafen verließen, um Jagd auf französische Handelsschiffe zu machen, wurden von den genannten Blokade-Schiffen gefangen, die Schiffe verbrannt, und die Mannschaft nach Frankreich gebracht. Von Algier aus machten jährlich mehrere tausend Hatschi (Pilger) eine Wallfahrt nach Mekke und Medine, und mehrere algierische Schiffe mußten dieselben nach Alexandrien bringen. Im Frühling 1828 ging ebenfalls wieder ein Pilgerschwarm auf zwei Schiffen, einer Fregatte und einer Korvette, dahin ab. Da aber kurz nach ihrer Abfahrt die französischen Schiffe den Hafen von Algier blokirten, so waren jene ge-

nöthigt, im Hafen von Alexandrien liegen zu bleiben, und auf diese Weise schnitten die Franzosen den Algierern von der Seeseite her alle Kommunikation ab, so daß nicht allein ein Mangel an vielen europäischen Produkten eintrat, sondern auch die Einwohner anfingen, schwierig zu werden und Klagen wegen Mangel an Verdienst erhoben, indem manche von ihnen, die zuvor vom Raube gelebt hatten, nun entweder ganz, oder doch zum Theil brodlos waren. Der Dei, dem das Murren des Volkes nicht entgangen war und dem die französischen Schiffe vor dem Hafen ein wahrer Dorn im Auge waren, befahl, daß die algierische Flotte ausgerüstet werden solle, um die französischen Blokade-Schiffe angreifen zu können. Eilf Kursanschiffe lagen bald segelfertig im Hafen und erwarteten den Wink des Dei, um die Anker zu lichten. Mehrere 1000 Einwohner der Stadt hatten sich auf dieselben begeben, um als Freiwillige gegen die Franzosen zu kämpfen. Unter den Schiffen waren eine Fregatte und eine Korvette die bedeutensten, die übrigen waren Briggs und Schooner.

In einer mondhellen Nacht (es war gerade die Nacht Mäülud, das heilige Geburtsfest des

Propheten, wo die französischen Schiffe etwas vom Hafen sich entfernt hatten) segelte die Flotte aus dem Hafen. Des andern Morgens früh begaben sich die Einwohner der Stadt meistentheils auf die Terrassen der Häuser, um die Seeschlacht zu betrachten. Auch ich bestieg mit einem Perspektiv versehn, die Terrasse unseres Schlosses. Alles war gespannt, man hörte keinen Laut, Todesstille beherrschte die ganze Stadt. Plötzlich aber, als eben die Sonne majestätisch aus dem Meere emporstieg, und anfing, auf demselben Licht zu verbreiten, hörte man vom Meere her einen donnernden Kanonenschuß und sah die Schiffe beider Nationen auf einander lossteuern.

Die französische Escadre bestand aus vier Schiffen, einer Doppelfregatte, einer Korvette, einer Brigg und einem Schooner. Der Kommandant befand sich auf der Fregatte. Als derselbe des Morgens die eilf Schiffe in einiger Entfernung gewahrte, gab er ihnen ein Signal durch Flagge und Kanonenschuß, um zu fragen, wer sie seyen. Da die Algierer sein Signal aber nicht verstanden, und ihm ganz verkehrt geantwortet hatten, so erkannte er sehr bald, daß sie keine Engländer seyen, obgleich

sie die englische Flagge aufgezogen hatten, um ihn irre zu machen. Beide Theile manövrirten und lavirten nun einige Stunden und suchten dadurch sich gegenseitig den Wind abzugewinnen, bis endlich die Franzosen denselben gewannen. Sie bildeten nun Eine Linie und steuerten auf die Algierer los, welche ganz verworren dalagen. Die Franzosen gaben ihnen von beiden Seiten die glatte Lage und durchbrachen ihre ungeregelte Linie. Zwei algierische Briggs verließen alsbald den Kampfplatz und steuerten in die Ferne. Die Übrigen aber umgaben die Franzosen und lieferten denselben ein hitziges Treffen.

Die französische Fregatte war von vier Kursan's umringt, die Korvette von zwei, die Brigg ebenfalls von zwei, und der Schooner hatte mit einem zu thun. Wüthend kämpften die Algierer, wüthender noch die Franzosen. Das Schießen war so heftig, daß, während der Donner zu mir herüber rollte, auch die Schiffe beständig in ein graues Dunkel eingehüllt waren, welches nur durch die Blitze der Kanonen unterbrochen ward. Nur von Zeit zu Zeit, wenn die Schiffe mit Brassen beschäf-

tigt waren, und die Rauchwolken von dem Winde fortgetrieben wurden, konnte man die Schiffe sehn.

Unter den algierischen Schiffen hatte sich nur eins bedeutend ausgezeichnet, es war ein Schooner, welchen Omar, mein ehemaliger Kapitain, der Renegat, befehligte. Er hatte nicht allein den Franzosen sehr geschickt den Wind abgeschnitten, sondern legte sich auch auf die Seite des französischen Schooners und fügte demselben bedeutenden Schaden zu. Unter andern schoß er demselben den großen Mast und das Steuerruder entzwei und war im Begriff, sich demselben zu nähern und ihn zu entern, als auf einmal der französische Kommandant seinen Schiffen das Signal zum Absegeln gab. Die französische Fregatte nahm den sehr beschädigten Schooner auf das Schlepptau, und in einer Linie gingen sie over stag, d. h. den Wind scharf zur Seite, und waren bald aus dem Gesichte.

Nachdem der Kampf mehrere Stunden gedauert hatte und die Franzosen abgezogen waren, begaben sich auch die algierischen Kursan's wieder in den Hafen, mehrere von ihnen waren stark beschädigt, die Korvette hatte mehrere Grundschüsse bekommen, so daß sie sich nur mit Mühe über dem Wasser er-

halten konnte. Auch die Mannschaft, welche zu zahlreich auf den Schiffen war, hatte viel gelitten und doch bei aller ihrer Anstrengung nichts ausgerichtet. Der Dei gerieth nun außer sich vor Wuth, er ließ alle Kursan-Kapudan vor sich kommen, fuhr sie wüthend an, schalt sie feige Memmen und soll gesagt haben, er wäre geneigt, alle köpfen zu lassen. Es war ihm unbegreiflich, wie das zugegangen war, daß seine eilf Schiffe, die er stets für die tapfersten und für unüberwindlich hielt, nicht ein einziges französisches Schiff, welche doch nur ihrer vier waren, wegnehmen oder doch wenigstens in Grund schießen konnten. Er schalt seine Kapitains Verräther und betheuerte, wenn er bei dem Treffen gewesen wäre, so würde kein Franzose davon gekommen seyn. Einige der geschlagenen Kapitains suchten den Dei durch Thränen zu besänftigen, und dadurch, daß sie sagten, die Uneinigkeit und Eifersucht habe viel zu diesem ungünstigen Ausgange beigetragen, so wie auch nicht minder die allzu zahlreiche Mannschaft auf den Schiffen, indem durch sie, die meistentheils keine Seeleute waren, große Verwirrungen entstanden seyen.

Obgleich sich die französischen Schiffe bei diesem

Treffen tüchtig vertheidigt hatten, sich aber keineswegs den Sieg zuschreiben konnten, indem sie vor den Algierern den Kampfplatz verlassen hatten, so hatte doch ihre Taktik und die ihnen eigenthümliche Tapferkeit bei den meisten Einwohnern von Algier eine ganz eigne Stimmung hervorgebracht. Sie sahen nun wohl ein, was für einen Gegner sie hatten, und bekamen eine höhere Meinung von den Christen, welche sie zuvor stets zu verachten gewohnt waren, und zwar deßwegen, weil die europäischen Mächte sie ihr Raubwesen ziemlich ungestört hatten treiben lassen und alle ihre Versuche, das Piratennest zu vernichten, gescheitert waren. Denn die Algierer wußten freilich nicht, daß nur die Eifersucht zwischen England und Frankreich die Hauptursache war, sondern glaubten, die Christen fürchteten sich vor ihnen, und nun, da sie vom Gegentheile sich überzeugten, fingen einige an, die Ohnmacht des Dei und dessen ganze Marine zu verhöhnen. Der Dei, von dieser gefährlichen Stimmung des Volkes benachrichtigt, ließ nun allenthalben durch seine Spionen aussprengen, die Franzosen seyen gänzlich geschlagen und verdankten ihr Entkommen nur der Großmuth der algierischen Ka-

pitains; man habe aber Grund zu glauben, daß die französischen Schiffe ihr Vaterland nicht mehr erreichen, sondern unterwegs versinken würden. So schwach und ungereimt diese List auch war, so erreichte der Dei doch einigermaßen seinen Zweck, indem ein großer Theil der Einwohner daran glaubte, und nur wenige Klügere darüber lachten. Die Schwachgläubigen aber wurden um so fester in ihrem Wahne bestärkt, als sich vierzehn Tage lang nach diesem Treffen keine französischen Schiffe mehr vor dem Hafen sehen ließen.

25. Weitere Vorfälle.

Nach dieser genannten Zeit aber sah man an einem Morgen acht französische Fregatten und Korvetten wieder vor dem Hafen kreuzen. Der Kommandant einer der Fregatten war eines Tags so unvorsichtig, zwei bemannte Schaluppen in den Strom, welcher sich einige Meilen östlich von Algier in das Meer ergießt, zu schicken, um Wasser zu füllen. Als sich aber diese der Küste näherten, da erhob sich auf einmal ein heftiger Wind, die ungeheuren Wellen warfen beide Schaluppen an das

Ufer, und die Mannschaft war nun gezwungen, an das Land zu steigen. Sie befand sich in einer äusserst schlimmen Lage, denn sie sah, wie ihr Schiff, um nicht ebenfalls zu stranden, sich eilends von der sehr gefährlichen Küste zu entfernen suchte, und ihm mit der Schaluppe bei diesem Winde und heftigen Wellen nachzurudern, war für sie eine Unmöglichkeit. Was ihre Lage noch schlimmer machte, war, daß ihre meisten Patronen, welche sie bei sich hatten, vom Seewasser durchnäßt waren, wo sie denn nicht einmal, wenn sie von den Bergbewohnern angefallen würden, ihre Gewehre benuzzen könnten. Als sie nun mit einander beriethen, was zu thun sey, wurden sie von einem Hirten bemerkt, welcher auch augenblicklich nach dem Gebirge eilte, um es den Kabeïli *) anzuzeigen, und

*) Dieses Volk von den Europäern gewöhnlich Beduinen genannt, an dessen Abstammung schon so viele irre geworden sind, bewohnt das Atlasgebirge, eine Strecke von 100 Stunden in die Länge. Ihre Zahl ist bis jetzt noch unbekannt, selbst der Dei wußte sie nicht. Sie stehen unter Scheh's, ausser welchen sie keine Herrschaft anerkennen, und sich weder um einen Bei, noch um einen Dei bekümmern. Sie sind keine Noma-

es währte nicht lange, so sahen sich die Franzosen von einem großen Haufen wilder Bergbewohner umringt. Die französische Mannschaft bestand aus etlichen 30 Mann, worunter sich ein Offizier, zwei Kadetten und zwei Unteroffiziere befanden.

Der Offizier stellte nun seinen Leuten vor, daß sie als brave Franzosen lieber kämpfend sterben oder sich in die Meereswogen stürzen, als sich gefangen geben sollten. Der kleine Haufe rief nun wie aus Einem Munde: »Es leben die französischen Krieger! es lebe das Vaterland!« Sie lehnten sich mit dem Rücken an einen alten Thurm und erwarteten so ruhig die Kabeïli. Ohngefähr 500 derselben drangen bewaffnet mit einem entsetzlichen Geschrei auf die Franzosen ein, die zwar einen kräftigen Widerstand leisteten, aber bald, da schon mehrere von ihnen gefallen waren, der Übermacht

---

den, wie die Tschuban-Arabi, sondern ernähren sich durch Jagd, kleine Heerden und einige Getraidefelder am Abhange ihrer Berge. Der Kabeïli ist thätig und gewandt, begnügt sich mit einer Frau, die in großer Achtung steht, lebt mäßig und redlich, ist grausam gegen seinen Feind, aber gastfrei gegen den Fremden, der sich in seine Berge verirrt. Noch viel ließ sich von dem herrlichen Volke sagen.

weichen mußten und bis an's Meer zurückgedrängt wurden. Als der Offizier sah, daß sie sich nicht mehr halten konnten, stürzte er sich in die See, zwei Matrosen ihm nach, und da ersterer nicht schwimmen konnte, so nahmen ihn die beiden geübten Schwimmer in ihre Mitte und schwammen mit demselben nach ihrem Schiff zu, welches sie noch immer im Gesichte hatten. Dieses hatte sie bemerkt und ihnen mit großer Mühe und Gefahr eine Schaluppe entgegengeschickt. Die übrigen Zurückgebliebenen wurden nun von den Kabeïli auf die grausamste Weise ermordet.

Nur ein Einziger wurde verschont, und zwar auf eine sonderbare Weise. Als eben auch ihn die Unmenschen schlachten wollten, kam ein junges Mädchen, die Tochter eines Schech's, auf ihn zugelaufen und warf ein Tuch über ihn, faßte ihn bei der Hand und führte ihn in ihre Wohnung. Da er am Kopf und an der rechten Hand schwer verwundet war, so verband sie ihm seine Wunden. Später brachte sie ihm Brod, Honig und Milch, und bedeutete ihn freundlich ihre Gaben zu genießen. Denselben Tag aber wurde er noch in Begleitung von vier und zwanzig Köpfen seiner er-

mordeten Kameraden nach Algier gebracht. Der Dei ließ ihn vor sich kommen, betrachtete ihn sehr genau, ließ ihn alsdann zu mir führen und mir sagen, daß ich denselben verbinden solle.

Er wurde zu mir geführt. Wer stellt sich meine Lage vor, als dieser arme Leidende vor mich kam. Schon seit vier Jahren hatte ich keinen Menschen in europäischer Kleidung gesehn, und nun stand ein theurer Europäer vor mir — aber wie sah er aus: das Gesicht bleich, wie eine Leiche, und stark angeschwollen, ein blutiges Tuch um den Kopf und ebenso an der einen Hand, die er mit der andern unterstützte, alle seine Kleidungsstücke steif vom Blute. Staunen, Schmerz und Freude zugleich hatten mich im ersten Augenblicke gänzlich betäubt, sogar die Sprache fehlte mir, ich deutete den Janitscharen, welche den Unglücklichen führten, sie möchten denselben in mein Zimmer bringen, folgte ihnen nach, und als ich die Neugierigen fortgeschickt hatte, setzte ich mich zu dem Franzosen auf die Ottomane. Lange sahen wir einander stillschweigend an, herzlich drückte ich ihm die Hand, bis er endlich mit einem schmerzlichen Ton zu mir sagte, er könne sich mein Betragen nicht

erklären, und fragte, was ich eigentlich mit ihm beginnen wolle. Hierauf sagte ich ihm, wer ich sey, und daß ich ihn verbinden und verpflegen würde. Er fing nun an, freier zu athmen, drückte mir die Hand und fing an heftig zu weinen. Ich verband ihm seine Wunden, öffnete ihm eine Ader und gab ihm kühlende Getränke. Man brachte ihn hierauf in ein andres Gemach, wo ich ihn zehn Tage lang verpflegte. Als er sich etwas erholt hatte, ließ ihn der Minister in einen der Gärten bringen, und ich sah ihn nie wieder. Er hieß Martin und mochte zwanzig Jahre alt seyn. — Die Köpfe seiner Kameraden wurden vor dem Schloßthor des Dei aufgestellt. Das gemeine Volk von Algier fiel erbittert über sie her, um damit zu spielen, einige gingen soweit, mit denselben zu kegeln, wieder andre verbrannten sie im Feuer. Die christlichen Gesandten, welche dieses abscheuliche Verfahren empörte, beschwerten sich beim Dei über das Betragen des Volks, worauf ihnen derselbe erlaubte, die Köpfe zu beerdigen. Die Gesandten ließen sie sammeln und mußten dem rohen Volke für jeden Kopf einen Dollar bezahlen.

Um diese Zeit kam auch ein Ambassadeur des

Sultans von Konstantinopel an den Dei nach Algier, der ihn aufforderte, ein neues Armeekorps von 40,000 Mann nach europäischer Art zu organisiren. Der Dei aber weigerte sich, dieses zu thun und sagte, er ehre das Gesetz und die Gebräuche seiner Väter zu sehr, als daß er die Neuerungen der Ungläubigen nachahmen sollte. Auch gab er dem Gesandten sehr deutlich zu verstehn, daß der Sultan in Algier nichts zu befehlen habe, und er möge sich ausschließlich um seine eignen Länder bekümmern. Der Gesandte mußte daher unverrichteter Sache wieder abreisen. Der Dei sowohl, als auch die Janitscharen waren sehr aufgebracht gegen den Großherrn, sie sagten, man müsse denselben selbst für einen Ungläubigen halten, weil er den Dihn-islam nicht gehörig achte nud beschütze, sondern vielmehr den ihnen verhaßten Gebräuchen der Christen anhänge, und sie in seinen Staaten zu verbreiten suche.

Als später der Krieg zwischen Rußland und der hohen Pforte ausgebrochen war, wiederholte der Sultan sein Verlangen und bedrohte den Dei mit seiner Ungnade, wenn er sich nicht in seinen Willen fügen würde. Ferner ließ er ihm sagen,

er könne sein Vergehen dadurch einigermaßen wieder gut machen, wenn er ihm 7,000,000 Piaster leihen wolle. Der Dei wollte sich aber auch hierzu nicht verstehn. Er schickte den Gesandten mit dem Bemerken fort, daß seine Kasse gegenwärtig auch in einem schlechten Zustande sey, und das wenige Geld, was er besitze, brauche er gar sehr, indem er selbst mit Frankreich in einen Krieg verwickelt sey, und täglich gewärtig seyn müsse, von einer französischen Flotte heimgesucht zu werden.

Bald darauf schickte auch der Pascha von Ägypten, Mehmed-Ali, eine Brigg von 16 bis 18 Kanonen nach Algier und ließ dem Dei wohlmeinend rathen, dem Großherrn hinsichtlich der Organisation eines Armeekorps Folge zu leisten, sowie auch 7,000,000 Dollars zu leihen, ferner sich mit den Franzosen auf jede mögliche Weise zu vergleichen. Er machte den Dei auf seine Schwäche so wie auch auf die den Franzosen zu Gebote stehenden Macht aufmerksam, und bot sich als Vermittler beider Partheien an. Aber auch hier zeigte der Dei eine Halsstarrigkeit, die an das Unglaubliche grenzt. Den wohlmeinenden Rath des Mehmed-Ali verwarf er, und behandelte den Kapitain

des ägyptischen Schiffes nicht auf die zuvorkommenste Art. Unter andern ließ er demselben, so lange das Schiff vor Algier läge, Trommeln und Läuten verbieten, was die schon mehr an die europäischen Sitten und Gebräuche gewöhnten Ägypter ungemein verdrossen haben soll.

26. Meine Beschäftigungen.

Um wieder auf mein christlich-muhamedanisches, auf mein freies Sklavenleben zurückzukommen, so verlebte ich meine Tage äusserst ruhig, und hatte über nichts als über Langeweile zu klagen. Die Hoffnung, wieder erlös't zu werden, flammte zwar hoch in meinem Innern, und obgleich der mir früher eigne lebhafte Flug meines Geistes nun ziemlich gehemmt, ja in Folge der ausgestandenen psychischen und physischen Leiden einigermaßen niedergedrückt war, so entbehrte ich doch nur allzu häufig einer geistigen Beschäftigung. Die Stadtneuigkeiten, welche mir täglich die Janitscharen oder meine beiden Piskiri nach Hause brachten, konnten mir höchstens eine Stunde des Tags die Langeweile verscheuchen, wohl aber ge-

währte mir damals die Verfertigung künstlicher Vogelskäfige und Kriegsschiffe mehr Zerstreuung. Der oft erwähnte Savoyarde war sehr geschickt im Schnitzen, ich gab ihm allerlei Pläne an, und so brachten wir unter andern einmal nach dreimonatlicher mühsamer Arbeit eine Maschinerie zu Stande, welche von den Algierern noch nie gesehen worden war. Diese bestand aus einem langen geräumigen Käfig, in welchem sich ein Triller befand. An einem Ende desselben war ein Wellbaum angebracht, an dessen äusserstem Ende sich ein Kammrad befand; dieses griff wieder in ein andres ein, das wieder nach unten hin einen andern Wellbaum drehte, und so griffen am ganzen Werke vier Kammräder und drei Wellbäume in einander. Am unteren Ende des untersten Wellbaums waren vier sich kreuzende Arme angebracht, wo denn an jedem dieser Arme ein kleines feingeschabtes Stückchen Horn befestigt war. Unten auf dem Boden des Käfigs brachten wir ein Saiten-Instrument mit acht Metalldrähten an. Dasselbe hatte die Länge des Käfigs und die Form einer Harfe, die wir aus äusserst dünn geschabten Brettchen mit großer Sorgfalt und Mühe

zusammen geleimt hatten. Oben auf diesem Instrumente befand sich, wie bei der Guitarre, eine runde Öffnung und über derselben liefen die acht Saiten hin. Dieses Instrument stellte ich nun so, daß die Saiten ein wenig den untern Theil der vier Stückchen Horn berühren mußten. Wenn nun ein Vögelchen (gewöhnlich hatten wir zu diesem Zweck einen Distelfink oder einen Goldammer) den Triller umdrehte, so drehten sich auch äusserst leicht die Wellbäume mit ihren Kammrädern, und somit auch die vier Arme mit den Hornstückchen, die nun ein wildes Gemisch von verschiedenen Tönen, die sich aber dennoch gut ausnahmen, hervorbrachten. Alle Bewohner des Schlosses wurden beim Anblick dieses Käfigs vom höchsten Erstaunen ergriffen, ebenso auch der Hassenatschi-Efendi selbst, welcher den Käfig in das Harem bringen ließ, um sowohl seine, als auch des Dei Weiber damit zu belustigen. Später hatte ich Gelegenheit, von der Frau des Ministers zu erfahren, wie sehr damals mein Käfig sein Glück bei den Türkinnen gemacht habe, indem er lange Zeit Gegenstand der Bewunderung des ganzen Harems gewesen ist.

Nicht geringere Bewunderung erregte eine an-

dere Arbeit. Von der Terrasse unsers Schlosses aus hatte ich nämlich die Ansicht der Stadt Algier mit ihren Umgebungen auf einen großen Bogen Papier gezeichnet und kolorirt. Als ich eines Tages eben damit beschäftigt war, trat der Minister hinzu und sagte: »Ich habe von deiner Arbeit gehört und komme, dieselbe zu sehen.« So schlecht nun auch dieselbe bei meiner wenigen Fertigkeit in dieser Kunst seyn mußte, so gefiel sie ihm doch so sehr, daß er einmal über das anderemal ausrief: »Maschah - allah!« was bei den Muhamedanern gewöhnlich soviel bedeutet, als herrlich, vortrefflich; wörtlich übersetzt heißt es aber die Verherrlichung des großen Gottes. Mein Efendi bewunderte lange meiner Hände Werk, und wieweit sein Kunstbegriff sich erstreckte, konnte ich daran sehen, daß ihm die bunte Mischung, z. B. die rothen und grünen Flaggen der Algierer auf den Forts und Schiffen, besser gefielen, als die Arbeit an sich selbst. Er drückte besonders sein Erstaunen darüber aus, wie ich mich so lange an der Ausarbeitung einzelner Gegenstände, als Häuser, Bäume, Schiffe, gedulden könne. Hierauf sagte ich ihm, daß ich das blos thue, um die Langeweile zu tödten, und wiederholte, daß ich in seiner Woh-

nung nichts so sehr vermisse, als einige Bücher, vorzüglich solche vom chirurgisch-medicinischen Fache. Er entgegnete, daß er mir schon oft gesagt habe, wie es nicht in seiner Macht stünde, mir dieselben zu verschaffen; wenn ich aber arabische, persische oder türkische Bücher haben wolle, so ständen mir viele zu Diensten. Ich machte ihn nun aufmerksam, daß, obgleich ich nun die arabische und türkische Sprache ziemlich geläufig sprechen könne, ich doch keineswegs im Stande sey, ohne Hülfe eines Lehrers lesen und schreiben zu können, und bat ihn deßhalb, er möge mir erlauben, einen Lehrer zu nehmen, welcher mir in den Anfangsgründen dieser Sprachen Unterricht ertheile. Er willfahrte wirklich zu meiner großen Freude dieser Bitte, und schon am andern Tage schickte er mir einen türkischen Hotscha zum Lehrer.

27. Mein Lehrer.

Jusuf-Hotscha, so hieß er, war ein Männchen von vierzig Jahren, hatte sich in seinem Leben schon sechs Mal verheirathet, vier Mal in Asien und zwei Mal in Afrika, und in diesen Ehen acht-

zehn Kinder gezeugt, wovon zwölf in der Türkei und sechs in Algier lebten. Er hatte manche, sowohl körperliche als auch geistige Eigenheiten, so daß ich es nicht für überflüssig halte, Einiges von demselben zu erwähnen. Er erzählte mir, er sey in einem kleinen Koe (Dorfe) in Karamanien geboren, welches sein Vater in der Eigenschaft eines Aga befehligt habe. Er war der einzige Sohn seiner Eltern, seine Mutter starb, als er zwei Jahre alt war, und als er sein sechstes Jahr erreicht hatte, wurde in einer Nacht das Haus seines Vaters von den Dorfbewohnern angezündet, der Aga selbst starb als Opfer seiner früheren strengen Regierung, den Sohn aber verkaufte ein erbitterter Feind seines Vaters als georgischen Sklaven an eine Karavane, welche von Kurdistan nach Konstantinopel ging. Dabei bemerkte er mir lachend, daß er damals eben so wenig einem Kurtschi (Georgier) geglichen habe, als der Affe einem Engel; denn er wäre in seiner Jugend ein so häßlicher Knabe gewesen, daß er an mehreren Orten seiner Häßlichkeit wegen berüchtigt gewesen sey. In Konstantinopel wurde er an einen armen alten Hotscha verkauft, welcher ihn zum Jolschi (Ausläufer), zum

Kawatschi (Kaffeekoch), zum Tschibuktschi (Pfeifenstopfer) und zum Hemdasch (Begleiter) auf seinen Spaziergängen mehrere Jahre gebrauchte. Nach seiner Erzählung war der alte Hotscha ein sehr gelehrter und frommer Mann, welcher vom Kur-ahn-Abschreiben und von seinen Gedichten, die er schrieb und verkaufte, lebte. Von seinem zehnten Jahre hielt den kleinen Jusuf sein Gebieter zum Lernen an. Er ließ den Kleinen den Kur-ahn auswendig lernen, und da er ihn liebte, so befolgte er die türkische Lehrmethode im strengsten Sinne. Er gab ihm nämlich des Morgens einige Blätter des Kur-ahn zum Auswendiglernen auf, und wenn er sie des Mittags gut hersagen konnte, so lobte er seinen Fleiß, oder schenkte ihm eine Kleinigkeit, als einige Rosinen, eine Dattel, Feigen oder Zucker; hatte er aber seine Lektion nicht ganz gut gelernt, so mußte sich der Zögling mit dem Bauch auf den Boden legen, und ganz kaltblütig zog er dessen Füße vermittelst eines Strickes, welcher oben an der Decke des Zimmers durch eine Rolle ging, in die Höhe, so daß sie mehrere Fuß hoch von der Erde erhöht und die Fußsohlen nach Oben hin gekehrt wurden. Alsdann gab er ihm eine kleine Baston-

nade von zwanzig, dreißig bis fünfzig Stockschlägen, und wenn dieses vorüber war, so ermahnte er denselben, künftig besser zu lernen und ihm wegen dieser Züchtigung ja nicht böse zu werden. Denn, sagte er, da du noch jung bist, so siehst du noch nicht ein, wie heilsam dir diese Schläge sind. Sie dienen zu deinem Besten auf Erden und im Himmel, die blauen Flecken auf deinen Füßen geben einst im Himmel lauter schöne wohlriechende Blumen, deren Geruch dich und mich alsdann ergötzen werden, und, fuhr er fort: Allahbeïgamber-ile-emmer-etti-bisse (Gott hat uns durch seinen Propheten befohlen), unsere Kinder so zu erziehn, damit durch die Schläge Scheïtahn (der Satan) aus dem Fleische vertrieben werde.

Wenn, was nicht selten der Fall war, der kleine Jusuf mehrere Tage nach einander die Bastonnade bekommen hatte, so daß seine Füße sehr angeschwollen oder gar an einigen Stellen offen waren, so setzte der Lehrer einige Tage mit der Bastonnade aus, strafte ihn aber, wenn er es für nöthig fand, auf eine andere Weise; er sperrte nämlich den Kleinen mit seinem Kur-ahn in ein eigenes

Kämmerchen, wo er ihn einen Tag lang ohne alles Essen und Trinken seiner Muse überließ.

Dieses ist die allgemeine Methode, wie die Türken ihre Gelehrten bilden, d. h. diejenigen, welche den Kur-ahn wörtlich auswendig lernen, und dieses wird den Zöglingen um so schwerer, weil er in der ihnen fremden altarabischen Sprache geschrieben ist. Die Zeit, in der sie den Kur-ahn auswendig lernen, ist gewöhnlich zwischen zehn und sechszehn Monaten; denn um das Gelernte zu behalten, müssen sie das Buch mehrmals repetiren. In dieser Zeit aber werden solche Hafislari, wie man diejenigen nennt, welche den Kur-ahn auswendig gelernt haben, so sehr angegriffen, vorzüglich solche, die einen schwächlichen Körperbau haben, daß viele von ihnen kein hohes Alter erreichen, und manche ihr ganzes Leben hindurch mit einem siechen, verkrüppelten Körper geplagt sind.

Um wieder auf Jusuf-Hotscha zurück zu kommen: sein alter braver Pflegvater und Lehrer unterrichtete ihn recht gründlich in der türkischen, arabischen und persischen Sprache, und lehrte ihn auch die Dichtkunst. Zwanzig Jahre lang lebte er mit seinem Herrn und Lehrer, und als dieser starb, ver-

ehelichte er sich. Da er aber trotz seines Fleißes und Dichtertalentes nicht so viel verdienen konnte, um seine Haushaltung zu ernähren, so entsagte er seinem Harem: Allah-esmarladim (d. h. in Gottes Schutz empfohlen) und begab sich nach Algier. Als ich ihn daselbst kennen lernte, befand er sich eben wieder in ärmlichen Umständen, denn er hatte in Algier schon wieder die zweite Frau und sechs Kinder. Bei seinem hellen Kopfe, dichterischen Talenten und bei seinen Sprachkenntnissen hätte er in Algier viel Geld verdienen und recht bequem leben können, wenn er nur nicht in allen seinen Verrichtungen so unordentlich gewesen wäre. Dabei war er, wie ich später bemerkte, ein heimlicher Trinker, so daß er manchmal im Rausche seinen Propheten besungen hat.

Er war kaum vier Fuß groß, ungemein mager und schwach gebaut; sein Bart, ein kleines Büschelchen schwarzer Barthaare, welche vorn am Kinn ganz straff hinaus standen, gaben ihm ein lächerliches Ansehn. Auf dem Kopfe hatte er eine hohe und breite Kauk *) und trug einen sehr langen

*) Die Kopfbedeckung der Priester.

weißen afrikanischen Burnus (Mantel), dessen unterer Theil beständig auf der Erde schleifen mußte. Obgleich ich die Türken überhaupt wegen ihrer Reinlichkeit loben muß, so mußte ich doch meinen Hotscha immer erst im Schloßbad waschen und mit reiner Wäsche bekleiden lassen, um ihm den Sitz auf meiner Ottomane neben mir gestatten zu können; dann aber war es ein Vergnügen, ihm zuzuhören. In kurzer Zeit brachte er mir die Anfangsgründe der orientalischen Sprachen bei, lehrte mich so ziemlich türkisch und arabisch lesen und schreiben, so daß ich auch bald schon leichte Gegenstände übersetzen konnte. Neun Monate ungefähr hatte ich Unterricht bei ihm, als ich in meinen Fortschritten durch die Franzosen unterbrochen ward. Aber nicht allein die Sprachen, sondern auch viele orientalische Sitten und Gebräuche lernte ich aus seinen oft stundenlangen Erzählungen kennen. Auch ich erzählte ihm viel, und obwohl ich auch bei dieser Unterhaltung Vorsicht beobachten mußte, weil ich einen Türken vor mir hatte, so war doch dieser kein fanatischer Muhamedaner, wie gewöhnlich die übrigen Priester sind. Denn nicht selten verlangte er trotz des Verbots des Propheten ein Glas Jamaika-

Ruhm, und würde wohl auch Wein getrunken haben, wenn man denselben hätte bekommen können. Übrigens kann ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mein Gebieter Hassenatschi = Efendi auf mein Anrathen den ganzen Ramasan-ai (d. h. Fastmonat) des Jahres 1830 hindurch Brandwein und Bier trank, um sich zu stärken, indem das viele Fasten und Wachen in diesem Monat sehr angreift.

28. Schiksale einiger meiner Mitsklaven.

Kurze Zeit darauf, als ich meinen Lehrer bekam, trennte mich das Schiksal von fünf meiner früheren Unglücksgenossen, welche Trennung mich von neuem den Zustand meiner Sklaverei fühlen ließ. Eines Tags zerriß mein holländischer Freund, welcher ehemals mit mir die Bastonnade theilte, seine Fesseln durch die wenigen Worte: La-illaha-illalaha-Muhammed-rasolalaha (Der Gott ist ein Gott und Muhamed ist Gottes Prophet!) und wurde in's Innere des Landes zum Bei von Konstantine geschickt, wo er einiges Geld, ein Haus nebst Garten und mehrere Sklaven erhielt. Später hörte ich, daß er sich ein kleines Harem angelegt

hatte, indem er die einzige Tochter des ersten Finanzbeamten des Bei von Konstantine heirathete. Nicht lange nachher folgte der Savoyarde seinem Beispiel und wurde ebenfalls landeinwärts in die Provinz Oran geschickt.

In unserm Schlosse befanden sich drei Griechen, welche schon 13 Jahre ihrer Freiheit beraubt waren. Zwei davon waren Vater und Sohn aus Smyrna, der dritte war von der Insel Tino. Dieser letztere, Namens Wasil, war ein Mann von 40 Jahren, verstand die praktische Wasserleitungs-Kunst vortrefflich und hat während seines langen Aufenthalts in Algier dieser Stadt unzählige Dienste geleistet. Er beweinte stets seine geliebte Gattin und drei, bei seiner Abreise noch unerzogne, Kinder. Er verließ sein Vaterland, um in Geschäften eine Reise mit einem kleinen Fahrzeug auf eine Insel im Archipel zu machen und wurde dort von einem Kursan gefangen und nach Algier geschleppt.

Die beiden andern waren Zuckerbäcker aus Smyrna. Der Vater, Namens Juan, war ein äusserst sanfter, frommer und ehrwürdiger Greis von 76 Jahren; Machal dagegen, sein Sohn, war ein finstrer, roher Mensch, bei dem Unreinlichkeit

und Ungehorsam gegen seinen Vater die hervorstechensten Eigenschaften waren. Ihr Schicksal war dieses: Man vermißte einst am Hofe des Dei und des Ministers einen geschickten Zuckerbäcker und sogleich bekam der Kapitain eines Raubschiffes, welches eben nach Smyrna segelte, den Auftrag, einen guten Zuckerbäcker von Smyrna aus mitzubringen. Als er auf der Rhede daselbst vor Anker lag, ersann er eine schändliche List, die beiden auf sein Schiff zu locken. Er ging nämlich hin zu dem alten Juan und sagte, er habe einen Centner feinen Honig an Bord seines Schiffes, den er ihm billig verkaufen wolle, er möge sich selbst überzeugen und mit ihm an Bord fahren. Juan folgte ihm bereitwillig und nahm auch, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, seinen Sohn mit, und so wurden beide gefangen.

Als der alte Juan einmal sehr krank wurde, so daß er oft selbst an seinem Aufkommen zweifelte, pflegte ich seiner mit Sorgfalt und suchte ihn stets mit der Hoffnung, daß er bald wieder seine Heimath sehn würde, aufzurichten, obschon ich selbst keine andre hatte, als die zwar mögliche, aber dennoch sehr weit entfernte Ankunft einer französischen

Flotte. Einstmals, als ich eben über das Schiksal meines alten Freundes Juan nachdachte, fiel mir ein, ob ich denn nicht etwas für dessen Befreiung thun könne. Ich fand ein Mittel, das, wenn auch mißlungen, doch keinem von uns schaden konnte, und beschloß, es zu versuchen. Ich hatte nämlich schon mehrmals den Hassenatschi-Effendi um meine Befreiung gebeten und jedesmal die unbestimmte Antwort erhalten, daß es vorerst unmöglich sey. Einmal sagte er mir, er wolle mir jede andre Bitte gewähren, aber nicht diese, und mich dann freilassen, wenn er einmal einen andern Tapit (Arzt) bekäme. Eines Tags nun, als er sich selbst unwohl befand und ich ihm warme Kräuterbäder verordnet hatte, erzählte ich ihm, wie auch der alte Juan so krank sey und wie sehr sich derselbe sehne, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich erinnerte ihn daran, wie viel diese armen Griechen während ihrer 13jährigen Gefangenschaft Algier schon genützt hätten, und wie billig es sey, denselben einmal wieder ihre Freiheit zu geben. Ferner sagte ich ihm, er solle sich durch ihre Freilassung einen Sitz im Himmel verdienen, er möge versichert seyn, daß das freudige Dankgebet dieser

Unglücklichen, worin sie auch für ihn um Segen flehten, gewiß vom Robil-ahlemibn (Gott der ganzen Welt), welches doch auch ihr Gott sey, würde erhört werden. Er schien meine Rede nicht ungnädig aufgenommen zu haben, doch gab er mir keine Antwort, sondern dachte über etwas nach. Voll Zuversicht fing ich später noch einmal von dieser Sache an; da sagte er mir etwas verdrießlich: er wolle, sobald er gesund sey, über diesen Gegenstand mit dem Dei sprechen.

Voll freudiger Hoffnung sagte ich den drei Griechen, was ich ihrentwegen mit dem Efendi gesprochen hatte. Der alte Greis war sehr gerührt, sein Gesicht verklärte sich und aus allen seinen Zügen sprach eine Klarheit, welche ganz die Reinheit und Seligkeit seines Gewissens ausdrückte. Er wandte sich zu mir und sagte mit feierlicher Stimme: »Gelobt sey Gott und gepriesen die Mutter, die dich gebar! Mein Sohn, du hast auch schon viel gelitten, aber geduldе dich noch ein wenig, Christus, der Heilige, wird auch dich bald wieder erlösen, er wird dich entschädigen für deine frühen Leiden und wird dir viel Freuden geben, daß du ihn noch preisest.«

Ich war tief ergriffen von dem Anblik und der prophetischen Rede des frommen Griechen, und bemerkte kaum, wie die beiden jüngern, Wasil und Machal, außer sich vor Freude, wie Kinder herum hüpften und mir Kopf und Kleider küßten. O grosser Gedanke der Freiheit, wer denkt dich ganz, wenn du wie ein elektrisches Feuer durch die Seele des Sklaven dringst!

Einige Tage nach der Unterredung, welche ich wegen der Griechen mit dem Minister hatte, ließ er mich rufen, und fragte mich, was wohl die Griechen machen würden, wenn er Wasil, den Wasserkünstler, und dem alten Juan ihre Freiheit schenken und sie nach Tunis senden würde, von wo aus sie leicht nach Smyrna kommen könnten, dagegen aber Machal, den Sohn des Juan, zurückhalten würde? Ich erwiederte ihm, daß dieses meiner Meinung nach unmöglich sey; denn der alte Vater könne ohne die Hülfe seines Sohnes die lange Reise auf einem Maulthier nach Tunis nicht machen und würde auch seinen Sohn nicht verlassen. Zudem, sagte ich, hast du etwas Gutes gethan, so thue es auch ganz. Auf diese Weise würdest du sie unglücklicher machen, als sie es vorher waren. Er entließ mich, befahl

aber dem Haushofmeister, die drei Griechen zu rufen. Sie eilten mit flüchtigen Schritten, ja selbst der Alte schlich ziemlich schnell in das Zimmer des Ministers. Dort angelangt, warfen sie sich zu den Füßen ihres Herrn. Er wiederholte nun dem Greise, was er mir schon gesagt hatte, Juan aber umklammerte seine Füße und weinte laut, er möge ihm doch seinen Sohn, als seine einzige Stütze, mitgeben! In dem Augenblicke kam ein Sekretair des Ministers, ein gutmüthiger Türke, in das Zimmer; er wurde gerührt von den Thränen des Greises, bat nun ebenfalls bei dem Minister und so gewährte dieser endlich die Bitte des alten Juan und gab ihnen auf Befehl des Dei einen Sack mit 300 Dollars als Reisegeld. Wir alle theilten ihre Freude, keiner aber freute sich mehr, wie ich, dessen Herzenswunsch erfüllt worden war. Mehrere Tage blieben sie noch bei uns, bis sie sich endlich zur Karavane begeben mußten, welche sie nach Tunis bringen sollte. Schmerzlich war für mich der Abschied, denn an Juan verlor ich einen sanften guten Freund, einen frommen Christen und weisen Rathgeber. Lange noch sehnte ich mich nach ihm und noch jetzt gedenke ich oft seiner Liebe.

29. Ereignisse in Algier.

Aber zu wichtigeren Vorfällen muß jetzt meine Erzählung übergehn. Es war am ersten August 1829, als ein französisches Linienschiff mit der Parlamentairflagge und der Flagge des Dei auf der Rhede von Algier erschien. Es hatte einen gewissen Mr. de la Bretonnière an Bord, welcher als Parlamentair des Königs von Frankreich dem Dei unter gewissen Bedingungen den Frieden anbieten sollte. Zweimal begab er sich in die Kasaba, um mit dem Dei zu unterhandeln. Da aber seine Forderungen der Art waren, daß der Dei in keinem Falle einwilligen konnte, so schickte dieser den Franzosen unverrichteter Sache und ziemlich ungestümm wieder fort.

Gegen Mittag des dritten August lichtete das Parlamentairschiff die Anker, um Algier zu verlassen. Da ihm aber der Wind ungünstig war, so war dasselbe gezwungen, over stag ganz nahe an den Forts vorüber aus dem Hafen zu segeln. Das Schiff hatte alle Segel bei und alle Batterieläden geschlossen. Von der Hintergabel, sowie von der Spitze aller Masten wehten Flaggen, unter deren Schutz es auszusegeln gedachte. Als es abfuhr,

befand ich mich gerade, mit meinem Fernrohr versehn, auf der Terrasse des Schlosses und gewahrte nun, als das Schiff in die Nähe der großen Marineforts kam, wie von mehreren Batterien Fumaden (Pulverrauch als Warnungszeichen, damit das Schiff nicht zu nahe kommen soll) gemacht wurden. Das Parlamentairschiff, welches auf dieses gegebene Signal billig hätte beilegen und nicht weiter fahren sollen, bekümmerte sich aber gar nicht darum, sondern ließ dem Schiffe seinen Gang, so daß es ganz unter die Batterien des großen Forts kam*). Von da aus wurden dreimal Fumaden gegeben; da man aber sah, daß die Franzosen sich nicht im geringsten darum bekümmerten, schoß man einige Kanonen auf sie ab, und als auch diese nichts fruchteten, folgten mehrere und endlich eine förmliche Kanonade. Zum Glücke der Franzosen lag ihr Schiff zu nahe unter den algierischen Batterien, als daß ihnen die Kanonenkugeln hätten

*) Ob Halsstarrigkeit oder Unmöglichkeit, das Schiff einhalten zu können, die Ursachen waren, daß das französische Schiff den regelwidrigen Fehler beging, so nahe unter das Fort zu steuern, weiß ich nicht genau. Uebrigens glaube ich, daß Ersteres der Fall war; denn obgleich der Wind ungünstig war, so war es doch keineswegs unmöglich, umzukehren oder beizulegen.

viel schaden können; die meisten flogen über dasselbe hinaus, ohne es zu berühren. Der französische Kommandant ließ sich durch dieses Schießen nicht abschrecken: er befahl der ganzen Schiffsmannschaft, auf dem Verdecke bereit zu stehn, und ließ stolz und majestätisch sein großes Schiff durch den Kugelregen dahin steuern. Die algierischen Forts längs der westlichen Küste schossen so lange auf dasselbe, als es ihre Kugeln erreichen konnten: das Feuer dauerte ungefähr acht und zwanzig Minuten.

Während dieser Zeit versammelten sich beinahe alle Einwohner der Stadt auf den Terrassen ihrer Häuser, was einen interessanten Anblick gewährte. Von unserm Schlosse, das fast ganz oben auf dem Berge liegt; von dem sich die Stadt über einige Anhöhen bis an das Meeresufer hinabzieht, kann man so ziemlich die ganze Stadt übersehn. Die weißgetünchten, platten Dächer der hohen Häuser waren ganz mit Menschen bedeckt, welche die verschiedenartigsten Gruppen bildeten. Hier sah man einzelne Menschen stehn: da gewahrte man einen Haufen Türken gelagert, deren prächtige grüne, rothe und gelbe Kleider und Turbanti, mit Gold

besetzt und von der Sonne bestrahlt, weit umher glänzten. Dort erblickte man einen Trupp Araber in ihre schwarzen und weißen Mäntel gewickelt, und hie und da bemerkte man Gruppen von Frauenzimmern, die Gesichter mit ihren Fotta (feine weiße linnene Tücher) sittsam verschleiert, den übrigen Körper aber nachlässig — wollüstig — in ihre bunten Haiken (leichte wollene Decken) gehüllt. Endlich sah man im untern Theile der Stadt unzählige Juden, Männer, Weiber und Kinder, alle schwarz oder dunkelblau gekleidet, unruhig umher wimmeln. Und nun das lärmende Geschrei, die verschiedenen Sprachen, Meinungen, Äusserungen, die mich um so mehr interessirten, da ich sie meistens jetzt verstehen konnte! Die Ansicht beinahe Aller war die, daß man das französische Schiff so zerschießen solle, daß es mit Mann und Maus versinken müsse: denn es sey ja ihre heilige Pflicht, die Ungläubigen auszurotten!

Bei diesem Vorfalle muß ich auch erwähnen, daß der Dei, um das Verfahren der Algierer von sich zu wälzen und sich bei den Europäern das Ansehn zu geben, als habe er nicht befohlen, auf das französische Parlamentairschiff zu schießen, den

damaligen Marineminister Ibrahim in's Exil schickte und einen gemeinen Janitscharen an dessen Stelle setzte. Dieses Verfahren erregte bei den Freunden des verbannten Ministers einen großen Haß gegen die Regierung, keiner aber wagte es, öffentlich die Unschuld des Verbannten darzuthun. Nur Hussein, der liebenswürdige Tochtermann des Dei, klagte heftig über diese Ungerechtigkeit. Er beschuldigte den Hassenatschi-Efendi und Aga-Efendi (welcher letztere ebenfalls ein Tochtermann des Dei war) als die Urheber alles Unglücks, indem diese beiden nicht allein seinen braven Oheim Jachia gestürzt hätten, der zehn Jahre lang als Kriegsminister dem Dei treu gedient habe, sondern auch ganz allein an dem Krieg mit Frankreich Schuld seyen, sie hätten auch dem Dei gerathen, auf das französische Parlamentairschiff feuern zu lassen. Der junge Mann mochte wohl einigermaßen Recht haben, übrigens sieht man, daß er die Handlungen dieser beiden Efendi, wovon der Eine sogar sein Schwager war, zu leidenschaftlich beurtheilte, indem er in ihnen nur die Mörder seines geliebten Oheims erblickte, und zwar, wie ich später erzählen werde, mit Recht. Die beiden Minister beklag-

ten sich hierüber beim Dei und schwärzten den jungen Hussein so an, daß der Dei in der ersten Aufwallung seines Zorns Befehl gab, denselben augenblicklich von seiner Tochter zu scheiden und aus dem Harem zu entfernen. Der arme Hussein war damals ein und zwanzig Jahre alt; in seinem achtzehnten Jahre wurde er auf Anstiften seines Oheims, der damals noch Aga-Efendi war, mit der zweiten Tochter des Dei verehelicht, von welcher er jetzt nur mit Gewalt gerissen werden konnte. Nichts war im Stande, den Starrsinn des Dei zu beugen, alles Wehklagen seiner Tochter und der übrigen Frauen, so wie die vielfältigen Bitten einiger Freunde des trostlosen Hussein konnten ihn nicht bewegen, seinen grausamen Befehl zurückzunehmen. Sein Stolz ließ es nicht zu; denn er sagte mehrmals, was ein Sultan einmal ausgespieen, könne er nicht wieder verschlucken. Hussein bekam eine bedeutende Summe als Reisegeld und wurde zur großen Freude seiner Verfolger nach Tunis geschickt, um von da nach Konstantinopel zu gehn.

Ich nahm großen Antheil an seinem ungünstigen Schiksal, und um so mehr, da ich ihn auf

folgende Weise kennen lernte. Eines Tags hatte er sich mit einer Glasscheibe die innere Handfläche aufgerissen; bluttriefend kam er zu mir, ich verband ihm seine Wunde und behandelte ihn so lange, bis er genesen war. Auch besuchte er mich später noch öfters, wo er nicht selten stundenlang bei mir verweilte und mir mehrmals von seinem Oheim erzählte. Obgleich die Türken vorsätzlich vermeiden, von ihren Harems zu sprechen, so erzählte mir Hussein doch, wie glücklich er mit seiner jungen Gattin lebte, wie sehr sie einander liebten; einigemal wiederholte er dann, wie viel glücklicher er noch leben könnte, wenn er nicht beständig den Neckereien der Feinde seines Oheims ausgesetzt wäre. Ich muß gestehn, damals hielt ich diese Klagen mehr für Einbildung, als für Wirklichkeit und sagte ihm einmal halb tröstend, halb scherzend: «Sey ruhig, wenn du einst Pascha von Algier bist, dann steht es in deiner Macht, alle diejenigen, welche jetzt deine Feinde sind, nach der Türkei zu schicken, wo sie dir unschädlich seyn werden, so wie auch mir meine Freiheit zu geben, wo ich dann als dein Leibchirurg bei dir bleiben werde.» Hierauf erwiederte er mir ein wenig ängstlich, daß man

jetzt, wo sein Schwiegervater noch am Leben sey, von so etwas noch nicht sprechen dürfe. »Doch, fuhr er fort, wenn das, was du sagst, eintreten würde, so könntest du dich freuen, meine Bekanntschaft gemacht zu haben; denn ich würde dich über alle andre erheben, und um sicher zu sein, müßtest du mir den Turbandi aufsetzen und mein Hassenatschi-Efendi werden.« Später belachten wir noch mehrmals unsere Einfälle, deren Verwirklichung nicht in unser Schiksalsregister aufgezeichnet war.

Einige Monate, nachdem der junge Hussein Algier verlassen hatte, vermählte der Dei die noch trauernde Gattin desselben mit dem neuen Marineminister, Mustafa, um Husseins Andenken ganz aus dem Herzen seiner Tochter zu verbannen. Abermals ein Beweis, wie sehr der Dei die Rathschläge seiner Minister befolgte. Hierdurch hatte er sich schon die Gemüther mehrerer Janitscharen abgeneigt gemacht, um so mehr wurden es die Freunde des ermordeten Kriegsministers, so wie die des verbannten Marineministers, und im Stillen beschlossen sie, eine furchtbare Rache an Hussein-Pascha zu nehmen.

30. Vorkehrungen zum Krieg.

Der Dei besoldete in Italien sowohl, als in Marseille, Toulon und Paris Spione, die ihm jetzt plötzlich berichteten, daß Frankreich eine furchtbare Flotte ausrüste, welche nach Algier bestimmt sey. Auch zwei Schiffe, das eine unter englischer, das andre unter livorneser Flagge, welche sich bei Nachtzeit durch die französischen Blokadeschiffe zu schleichen wußten, bestätigten die Nachricht, und zwar würde die französische Flotte aus 200 Kriegs- und 500 Transportschiffen bestehn, welche mit 40,000 Mann Landungstruppen an der afrikanischen Küste im Mai 1830 erscheinen und wahrscheinlich, westlich von der Stadt Algier, in der kleinen Bucht Sidi-Feruſch ihre Landung bewerkstelligen würde. Fürwahr sichere Nachrichten, ein Schrecken für ganz Algier, für mich die schönsten Hoffnungen! Der Dei schickte Kourriere an alle Bei's und Schech's im ganzen Staate, er benachrichtigte sie von der nahe bevorstehenden Landung der Franzosen und befahl ihnen, sich bereit zu halten, um ihm, sobald er ihrer bedürfe, zu Hülfe eilen zu können. Damals hat Hussein-Pascha nach meiner

Ansicht mehrere Fehler begangen. Er trotzte nämlich zu sehr auf seine Armee und achtete die französische Landmacht so gering, daß er die Hauptstadt, welche von der Landseite her beinahe ganz offen war, nicht einmal befestigen ließ. Seine Blindheit ging sogar soweit, daß er glaubte, in seiner Kassaba unüberwindlich zu sein und Jahre lang dem Feinde trotzen zu können. In Folge seiner eingebildeten Sicherheit, sowie aus allzugroßer Ersparniß, versäumte er, ein Armeekorps um die Hauptstadt zusammenzuziehn und ließ diejenigen Truppen, welche sich bei einer Landung der Franzosen mit denselben schlagen sollten, fünf bis zehn Tagereisen von Algier entfernt; ein Glück für die Franzosen, wie wir später sehen werden. Die einzigen Vorsichtsmaßregeln, welche auf der Landseite getroffen wurden, bestanden darin, daß der Aga-Efendi einige Kanonen mehr auf die Batterie bei Sidi-el-Ferusch bringen, sowie auch deren Besatzung um einige hundert Mann verstärken ließ. Dann wurden auch noch einige Getreidenmagazine mit ungefähr 180,000 Ostschek (etwas weniger als ein Malter) Waizen und Gerste in der Stadt und deren Umgebung angelegt. Mehr Sorgfalt ward auf die Seeseite,

vorzüglich auf den Hafen verwendet. Derselbe war ganz umgeben von furchtbaren Forts und Batterien, die sich ungefähr sechs Stunden von Osten nach Westen längs der Küste hinzogen und wohl einige tausend schwere Kanonen enthielten. Alle diese Forts und Batterien wurden gehörig mit Mannschaft und Proviant versehn. Vor der Mündung des Hafens wurden von einer Seite zur andern hin drei sehr starke Ketten befestigt, hinter welchen die Kursanschiffe wohl geborgen vor Anker lagen, vor diesen fünfzig Kanonierschaluppen, wovon achtzehn eine jede mit einer Bombe, die übrigen aber mit Kanonen von schwerem Kaliber versehn waren. Die Stimmung des Volks war für den Dei meistentheils günstig, nur in der Gegend von Bilida*) war es nicht so recht, wie es sein sollte. Der dortige Kaid (Statthalter) nämlich hatte zwei Oberhäupter (Schech) der Kabeïli, welche das angränzende Gebirge bewohnen, gefan-

*) Bilida war ein Städtchen von 12,000 Einwohnern, zwölf Stunden von Algier entfernt. Im ersten Jahr meiner Gefangenschaft wurde es aber durch ein Erdbeben zerstört, wieder aufgebaut, und das Jahr darauf nochmals zerstört. Auch Algier wankte von den heftigen Erdstößen.

gen nehmen und nach Bilida bringen lassen; die Kabeïli, hierüber aufgebracht, zogen bewaffnet nach Bilida und befreiten ihre Schechs mit Gewalt. Der Dei wollte sie anfangs für diese Eigenmächtigkeit bestrafen, da sie aber mit jedem Tage trotziger wurden und am Ende gar erklärten, sie würden ihm gegen die Franzosen nicht beistehn, wenn er fortfahren würde, sie so streng zu behandeln, so wurde er dadurch so abgeschreckt, daß er sogleich andere Saiten aufspannte. Er verzieh ihnen nicht allein, sondern beschenkte auch noch einige von ihren Schechs mit prächtigen Säbeln und rothen Burnus (wollene Mäntel, mit einer Kappe versehn und mit goldenen Franzen und Quasten verziert).

So standen die Sachen zu Algier, als anfangs Mai des Jahres 1830 ein Spion die Nachricht brachte, daß die französische Flotte, über 600 Segel stark, den Hafen von Toulon bereits verlassen habe. Auf diese Nachricht ließ der Dei in der Hauptstadt und der Umgebung bekannt machen, daß eine Flotte der Ungläubigen nun im Begriffe sey, die allen Muselmanlari theure Stadt Dschesaïr (Algier) anzugreifen, um ihr Kreuz und ihre Fahne an die geweihten Stätten des Halbmondes

und der Fahne des Islam aufzupflanzen. Er forderte sie auf, sich nicht vor der großen Macht der Franzosen zu fürchten, sondern stets auf Gott und Muhamed zu vertrauen. Er erlaubte allen denjenigen Arabern und Kabeïli, welche zuvor keine Waffen tragen durften, sich nun dieselben anzuschaffen und bemerkte ihnen ferner, daß, sobald man der französischen Flotte ansichtig werden würde, er ihnen ein Zeichen durch zwei Kanonenschüsse geben wolle, worauf sie sogleich herbeieilen sollten, um die Jaurlari (Christen) am Landen zu hindern, oder dieses doch wenigstens ihnen zu erschweren.

31. Unglück zweier französischen Schiffe.

Die französische Flotte hatte wirklich den Hafen von Toulon verlassen, wurde aber durch längere Zeit anhaltende Winde und Sturmwetter nicht allein zerstreut, sondern die meisten Schiffe waren genöthigt, in die Häfen von Majorka und Minorka einzulaufen.

Zwei französische Brigg's, welche mit einander segelten, hatten das Unglück, während des Sturmes zu nahe an die afrikanische Küste zu gerathen

und daselbst zu stranden, woran die Nachlässigkeit einiger Offiziere ebensoviel Schuld hatte, als der Sturm. Sie hatten einen und denselben Kurs und segelten so dicht hintereinander, daß, als das Eine schon auf den Strand gerathen war, das Andre nicht mehr so viel Zeit hatte, sich zu entfernen oder seine Segel zu streichen, sondern ebenfalls auf den Strand fuhr, wo dann auch der Gedanke an alle Rettung schwinden mußte. Die hohen Wellen der wogenden See hatten sie soweit auf den seichten Grund gestoßen, daß sie bei ruhiger See nie wieder flott werden konnten.

Die Mannschaft beider Brigg's, gegen 200 Mann, stieg nun an's Land. Sie befanden sich bei einer Bucht von Algier östlich fünf Stunden entfernt, und berathschlagten, was sie nun beginnen wollten, ob sie sogleich aufbrechen und nach Algier gehn, oder ob sie sich an dem Landungsplatze lagern sollten, bis der Dei Nachricht von ihrem Unglück an seiner Küste erhalten und sie nach Algier würde abführen lassen. Zu ihrem Unglück beschlossen sie, das Letztere zu thun; denn schon am anderen Morgen wurden sie von mehr als tausend dort in der Nähe wohnender Kabeïli bemerkt, wel-

che, von Raub- und Mordlust beseelt, unter dem beständigen Geschrei: Muth-fransis-kaefirihn! (sterbt verdammte Franzosen!) sie umringten. Unter den Franzosen befand sich ein Maltheser, welcher die Sprache der Kabaïli verstand und ziemlich geläufig sprechen konnte. Um die Franzosen zu retten, oder doch wenigstens ihr Leben auf einige Zeit zu fristen, trat er hervor und rief den Kabeïli in ihrer Sprache zu, daß die gestrandeten Schiffe keine französische, sondern englische seyen, und da die Engländer mit den Algierern in Frieden lebten, so verlange die gestrandete englische Mannschaft, daß sie von den Kabeïli unangefochten zum englischen Gesandten und zum unüberwindlichen Dei nach Algier geführt werde, für welche That Kraal-englis (der englische König) die Kabeïli reichlich belohnen würde. Hierauf stutzten sie ein wenig, fingen an, unter sich zu berathschlagen und zu disputiren, und riefen dem Maltheser zu, daß ihnen, wenn sie Engländer wären, kein Haar gekrümmt werden solle. Die Schech's der Kabeïli kamen nun zu den Franzosen und bewillkommten sie, zwar ein wenig mißtrauisch, aber doch freundlich, die französischen Offiziere gaben ihnen ihre Waffen und wurden dann

sämmtlich in die Wohnplätze der Kabeïli gebracht, wo man ihnen Gedide (in der Sonne getrocknetes Fleisch), Brod, Oliven, Datteln und Feigen reichte. Die Kabeïli sandten hierauf einen reitenden Boten nach Algier, um den Dei von der Ankunft der Engländer zu unterrichten. Dieser Bote konnte aber, wie man in Algier sagte, wegen der großen Anschwellung des Ulued-Buberah (Buberah-Fluß) nicht weiter kommen, und mußte einen ganzen Tag dort warten, bis er endlich am andern Ufer einige Araber bemerkte, welchen er seine Nachricht mittheilte und sie aufforderte, dieselbe dem Dei zu überbringen.

Als dieser die Nachricht erhielt, zweifelte er keinen Augenblick, daß jene gestrandeten Schiffe französische seyen. Er, sowie alle Muselman's, die es hörten, freuten sich ungemein, daß das Geschick ihnen so hold und den Franzosen so ungünstig sey; sie sahen hierin den Zorn des Propheten gegen die Ungläubigen und träumten im Voraus schon von einer Reihe von Siegen. Der Dei befahl seinem Aga-Efendi, einen Offizier an Ort und Stelle zu schicken und die Franzosen abzuholen. Dieser schikte seinen Tschauschbaschi (erster Scharfrichter), Ra-

mens Hassan, ab, welcher am Abend des dritten Tags, nachdem die Franzosen gestrandet waren, am Flusse anlangte und von hier aus den Kabeïli Nachricht von seiner Ankunft gab, mit dem Befehl, die Franzosen zu ihm zu bringen. Aber nur der Hälfte der Franzosen konnte diese Nachricht das Leben retten.

Den zweiten Tag, nachdem die Franzosen gestrandet waren, wurden die Unglücklichen von den Kabeïli aus unbekannten Gründen in zwei Theile getheilt und die eine Hälfte mehrere Stunden landeinwärts in ein Dorf gebracht. Am dritten Tage aber, als eben die Kabeïli beschäftigt waren, allerlei Gegenstände von den verunglückten Schiffen aus dem Wasser zu retten, da erschien nicht weit von dieser Stelle ein französisches Schiff und fing an, heftig auf die Kabeïli zu feuern, so daß von diesen der Sohn eines Schech's todt auf der Stelle blieb. Die Kabeïli erhoben hierauf ein entsetzliches Heulen und Wehklagen, liefen, um sich zu rächen und ihren Blutdurst zu stillen, nach ihrem Dorfe, fielen gleich wilden Thieren ihre Gefangenen an und mit der ihnen eignen Kaltblütigkeit beim Morden schlachteten sie die wehrlosen Gefangenen mit

unerhörter Grausamkeit. Nur zwei Franzosen, ein Unteroffizier und ein Matrose, welche zusammen in einem Gemache eingesperrt waren und eben von drei Kabeïli ermordet werden sollten, hatten in diesem entscheidenden Augenblicke noch so viel Geistesgegenwart, sich schnell, der Eine mit einer Hacke, der Andre mit einem Beile, zu bewaffnen, und drei Kabaïli zu erschlagen und in den Wald nach der Richtung von Algier zu fliehen, wo sie auch nach Verlauf einer Woche glücklich ankamen.

Als gegen Abend die Bewohner des andern Dorfes, wo sich die übrigen Gefangenen befanden, Nachricht von dem Vorgefallenen erhielten, wandelte auch sie die Lust an, dem Beispiel ihrer Nachbarn zu folgen. Sie berathschlagten lange, was zu thun sey, und fragten einigemal den Maltheser, ob sie auch wirklich Engländer seyen? Sie legten ihm sogar ein Messer an die Kehle. Dieser blieb aber beständig bei seiner ersten Aussage, und da sie noch so hin und her schwankten, kam plötzlich der Bote, welchen Hassan-Tschausch abgeschickt hatte, und machte durch seine Ankunft den schwankenden Berathungen der Kabeïli und der peinlichen Angst der Franzosen ein Ende. Dieselben wurden nun an den

Buberah-Fluß geführt, welcher nun wieder, wie man sagte, so in sein Bett zurückgetreten war, daß man ihn ohne Gefahr passiren konnte. Hassan-Tschausch nahm sie daselbst in Empfang, sorgte, daß sie Maulthiere bekamen und brachte sie nach Algier.

Eine große Menge Volks zog ihnen entgegen, und als sie sich der Stadt näherten, wurden sie von vielen Tausenden der Einwohner umringt, welche ihnen in arabischer Sprache zuriefen: Chairi-wel-mussre-el-Muslimihne, scherri-we-muth-fih-duschmahni! (Wohlseyn und Sieg den Muselman's, Unglück und Tod für die Feinde!) Alles Volk war entzückt und jubelte laut, ja der Lärm wurde so groß und das rohe Gesindel drängte sich so nahe an die Gefangenen, daß einige derselben nicht weiter reiten konnten und sogar noch Mißhandlungen zu erdulden hatten. In dem Augenblik aber kam eine Abtheilung bewaffneter Janitscharen, die mit ihren Stöcken den unbändigen Afrikanern dermaßen auf ihre schwarzen, bloßen Köpfe hieben, daß ihnen augenbliklich zum fernern Schreien alle Lust verging und sie sich eilends aus dem Staube machten. Als man mit den Gefangenen in der Stadt angelangt

war, brachte man dieselben in ein geräumiges Haus, die Taberna genannt, welches vor Zeiten schon zum Aufenthaltsort vieler Christensklaven diente und nun an die Juden vermiethet war, die daselbst ihren Feigenbrandwein bereiteten. Da die Kabeïli vielen der Franzosen ihre Kleidung beraubt hatten, und einige deßhalb fast entblößt in Algier ankamen, so wurden ihnen auf Befehl des Dei Sklavenkleider gegeben. Auch reichte man ihnen Morgens und Abends eine äußerst magere Kost, sowie sie die Janitscharen in den Kasernen hatten, welche aber der Mensch kaum zu genießen im Stande ist. Kurz nachher aber schickte ihnen der sardinische Gesandte, als der Geschäftsführer der Franzosen während der Abwesenheit ihres Gesandten, mit Verwilligung des Dei, von Zeit zu Zeit etwas weniges Geld, um sich von den sie umgebenden Juden verpflegen zu lassen.

An demselben Tage, als die Gefangenen ihren Einzug hielten, brachten auch die Kabeïli die Köpfe ihrer ermordeten Kameraden nach der Hauptstadt, um sie dem Dei zu verkaufen. Es waren deren etliche und achtzig, die sie theils in Säcke gefüllt, theils, mit durch Ohren und Nasen gezogenen

Stricken befestigt, auf Maulthiere und Kameele gepackt hatten. Als sie vor der Kassaba angelangt waren, ließ ihnen der Dei für jeden Kopf 100 Dollars *) auszahlen. Die Köpfe wurden auf dem kleinen freien Platz vor der Kassaba reihenweise aufgestellt und Algiers neugierige Einwohner strömten nun tausendweise dahin, um sie anzuspeien. Am andern Tage aber, als sie bei der 40 Grad hohen Hitze bereits anfingen, einen üblen Geruch zu verbreiten, wurden sie auf Befehl des Dei an das gemeine Volk verschenkt, welches sie auch mit großer Dankbarkeit und Freude vor das Stadtthor schleppte und mit denselben so lange ihren Unfug trieb, bis endlich die Janitscharen, welche bei dem sardinischen Gesandten die Wache bildeten, kamen, ihnen dieselben abkauften und beerdigen ließen.

Dieses ist die tragische Geschichte der beiden gestrandeten Schiffe, wie man sie in Algier damals erzählte und wahrscheinlich auch durch öffentliche Blätter in Europa bekannt machte. Allein von meinem Lehrer Jusuf-Hotscha, als eines Tags ein tüchtiges Glas Jamaika-Rhum sein Herz geöffnet und seiner Zunge Beredtsamkeit gegeben hatte,

*) Ein Dollar beträgt nach hiesiger Münze 2 fl. 32 kr.

hörte ich die Sache insofern anders, als die Kabeïli nicht aus eignem Antriebe die Franzosen ermordet hätten, sondern vielmehr auf einen heimlichen Befehl von Algier aus, ihre Gefangenen, die keine Engländer, sondern Franzosen seyen, wenigstens zur Hälfte dem Islam zu opfern. Von wem aber eigentlich der Befehl ausgegangen, konnte mir Jusuf-Hotscha selbst nicht sagen, ob vom Dei, einem Minister, oder gar von irgend einem fanatischen Morabot, welche ebenfalls sehr viel über das rohe Volk vermögen und von demselben als Heilige verehrt werden, wahrscheinlich aber von einem der beiden letztern; denn die Minister waren abgesagte Feinde der Christen, hatten schon mehrere dergleichen Schändlichkeiten ohne Vorwissen des Dei verübt oder ihn durch böse Rathschläge dazu verführt, und die Morabot, bloße Müssiggänger und Betrüger, sahen in den aufgeklärten Christen ihre schlimmsten Feinde.

32. Innerer Zustand von Algier vor Ausbruch des Kriegs.

Dieses traurige Schicksal der Franzosen verursachte bei vielen Einwohnern Algiers große Freude,

besonders bei den niederen, unwissenden Klassen, die nichts zu verlieren haben und als wahre Sansculotten, indem sie meistens keine Hosen tragen, nur von dem leben, was ihnen der Zufall darbietet. Ganz anders hingegen war die Stimmung der Bemittelteren, vorzüglich der Araber und Türken. Unter ihnen herrschte eine dumpfe Stille, ihre Geschäfte waren gelähmt, sie sahen eine ernstere Zukunft manche ihren Untergang voraus und harrten bekümmert der Landung der Franzosen. Die Lage der Türken war die schwierigste. Denn, hatten in frühern Zeiten 12 bis 14,000 Türken kaum hingereicht, die Regierung von Algier aufrecht zu erhalten, wo doch die Afrikaner größtentheils nicht bewaffnet und bei weitem noch nicht so aufgeklärt und daher so schwierig waren, wie jetzt; wo doch der Dei mit dem Sultan in Frieden lebte, und keinen offnen Krieg mit europäischen Mächten hatte: wie sollte es jetzt dieser handvoll Türken, die in Folge der französischen Blokade und des Bruchs mit dem Sultan seit vier Jahren keine Verstärkung aus der Levante erhalten hatten, sondern vielmehr durch Desertion mehreren Trupps von 50 bis 60 Mann nach Tunis, Marokko und Ägypten und

aussserdem noch durch das Sterben vieler Janitscharen verringt worden waren, — wie sollte es diesen kaum 6000 Türken gelingen, zumal wenn man erwägt, daß sie nicht allein durch die Landung feindlicher Truppen, sondern noch weit mehr durch die Gesinnung der Afrikaner beunruhigt waren. Diese unglücklichen Völker hatten sie zuvor durch die schmählichsten Bedrückungen und Mißhandlungen aller Art auf das höchste gegen sie gereizt. Jetzt fingen diese nun allmählich an, ihre Kräfte zu fühlen und ihre Rechte geltend zu machen, zwangen den Dei, ihnen täglich mehr Rechte einzuräumen und mißhandelten sogar nicht selten die Türken, so daß ich diese oft unter einander sagen hörte: »Das Blatt hat sich gewendet. Vorerst will es das Geschick so haben, aber wartet, verdammte Araber, wenn der Krieg mit Frankreich beendigt und der Sultan wieder besänftigt seyn wird, wo wir alsdann eurer Hülfe nicht mehr bedürfen, dann sollt auch ihr wieder gedemüthigt werden, dann sollt ihr wieder unsre ganze Rache empfinden.« So sprachen sie unter sich, waren aber gegen die Afrikaner äusserlich sehr höflich und gefällig.

Hussein-Pascha, dem die Sinnesart seiner Un-

terthanen wohl bekannt war, befand sich in der bedenklichsten Gemüthsstimmung. Seine Ruhe war geflohn, Schwermuth umwölkte seine Stirn und Gram nagte an seiner Seele. Die Tage verlebte er unter schweren Sorgen und öfters verließ er des Nachts, von Träumen aufgeschreckt, sein Harem. Öfters sah ich ihn in mondhellen Nächten auf der Terrasse seines Schlosses, in einen Mantel gehüllt, umherwandeln und von Zeit zu Zeit mit dem Perspektiv nach dem Meere sehn.

Die Janitscharen ließ er insgeheim bedeuten, sich in dieser kritischen Epoche ja weise und klug gegen die Afrikaner zu benehmen, und dieselben durch Beleidigungen ja nicht zu reitzen, vorerst lieber manche Beleidigung zu übersehn, und zu denken, wie sehr man gegenwärtig ihrer Hülfe bedürfe. An die Afrikaner aber erließ er schmeichelhafte Manifeste, worin er ihnen für die Folge große Versprechungen machte, und sagte: daß dieser Krieg mit Frankreich blos aus seiner großen Liebe für Sie und Sorge für ihr Wohlergehn entstanden sey, indem die Franzosen Algier unterjochen und auf die den Muselman's geheiligten Stätten ihr verhaßtes Kreuz aufstecken wollten. Er ließ noch einmal mehrere der angese-

hensten Schechs zu sich in die Kassaba kommen und beschenkte sie mit rothen Mänteln, Säbeln mit goldnen Scheiden und mit Taschenuhren. Seine Minister ließ er mehrmals an verschiedene Grabstätten der Morabots wallfahrten, wo sie Schafe und Rinder opfern und an die Armen, welche sich daselbst in großer Menge eingefunden hatten, Geld austheilen mußten. Ferner, um die Araber recht zu schmeicheln, setzte der Dei den Großmufti, einen Türken, ab und an seine Stelle, was in Algier zuvor nie geschehen war, einen Araber. Er schickte allen Imams (Priester) kleine Geschenke und forderte sie auf, in öffentlichen Gebeten den Propheten und die Morabots um Hülfe und Sieg anzuflehn. In den Tschaminen sowohl, als auch auf den Straßen erzählten nun auch die Imams dem fanatischen Volke, wie groß die Macht ihrer Morabots sey, besonders aber durch welche Wunderthaten die drei Morabots, Sidi-Abdelgader, Sidi-Abdrachman und Sidi-Weled-Dede, die Stadt schon so oft vor dem Untergange bewahrt hätten. Das Volk betete unaufhörlich zu diesen Heiligen und man glaubte fest, daß Weled-Dede die Stadt abermals vor dem Feinde schützen würde.

So standen die Sachen, als man den Kurban-Bairam (Opferfest) feierte. Diese Feier aber wurde durch ein merkwürdiges Ereigniß unterbrochen. Es wurde nämlich eine Verschwörung entdeckt, die nichts weniger, als den Tod des Dei und aller Minister, so wie auch eine gänzliche Umänderung der Verfassung bezweckte. Sechs und vierzig Janitscharen, die Freunde des ermordeten Kriegsministers Jachia, hatten beschlossen, den Tod ihres Freundes und Wohlthäters zu rächen und dem jetzigen gespannten Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Sie hatten allerdings das Wohl des Staates im Auge und gedachten, sobald ihnen dieser Streich gelungen und ihre neue Regierung gegründet sey, mit Frankreich zu unterhandeln, bedeutende Opfer zu bringen, und im Falle Frankreich dieselben nicht annehmen sollte, sich eher in Englands Arme zu werfen, als sich den Franzosen zu ergeben. Der Plan der Verschwornen war folgender: Am ersten Tage des Bairamfestes sollte sich ein Jeder mit einem Dolche und einer kleinen Pistole bewaffnet, in die Kassaba begeben, was ihnen leicht möglich war, indem an diesem Morgen der Dei einen jeden seiner Unterthanen vor sich läßt, um sich zu dem Feste

gratuliren und die Hand küssen zu lassen. Die Verschworenen wollten nun während des Handkusses über den Dei und seine Minister herfallen, dieselben ermorden und ihren Anführer Mustafa-Hotscha auf den Thron setzen. Einer von den Vierzigen aber wurde zum Verräther des Komplotts: am Tage vor dem Feste ging er in die Kassaba und enthüllte dem Dei den ganzen Plan. Als Hussein-Pascha dieses vernahm, ward er wüthend; denn er war fest überzeugt, daß er diese schändliche Gesinnung seiner Unterthanen nicht verdient habe, indem er stets, solange er schon regierte, mit Liebe und Sorgfalt das Wohl seines Staats zu fördern suchte. Sogleich ließ er die sieben Rädelsführer der Verschworenen verhaften und in einer Stunde erdrosseln. Die übrigen von dem Komplotte, welche meist gemeine mit Geld und glänzenden Versprechungen gewonnene Janitscharen waren, wurden aus der Hauptstadt verbannt. Unter ihnen befand sich ein alter blinder Greis, welcher, als er vor den Dei geführt wurde, gestand, daß er sich Armuths halber von den Verschworenen habe hinreissen lassen, für Geld als Spion zu dienen. Hussein-Pascha schenkte ihm einiges Geld und einen Burnus-achmar (rothen

Mantel) und schickte ihn ins Exil nach Oran. Glühender Haß erfüllte nun die Seele des Dei gegen seine Janitscharen, die er zuvor seine Treuen nannte und auf die er in allen Gefahren rechnen zu können glaubte. Unerträglich war ihm der Gedanke, daß diejenigen, welchen er Wohlthaten erzeigte, seine Verräther und Mörder werden könnten. Er wurde nun äußerst mißtrauisch gegen seine Umgebung, und unaufhörlich schalt er auf die Verstellung und Treulosigkeit der Türken. Mehr hingegen traute er den ihn umgebenden Sklaven und freien Afrikanern.

33. Landung und Sieg der Franzosen.

Endlich erschien mir die längst ersehnte Stunde, welche Jahre hindurch Tag und Nacht meine Phantasie beschäftigt hatte, welche die Würfel über mein ferneres Lebensglück werfen sollte, ob mir im eisernen Spiele Freiheit und Rückkehr oder Tod in der Sklaverei zu Theil werden würde. Der Ruf, daß die französische Flotte im Anzuge sey, erfüllte die ganze Stadt mit Entsetzen; alle Einwohner eilten auf die Terrassen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen; zwei sechszigpfündige Kanonen gaben den in der Umgegend wohnenden Afrikanern das

Signal, herbei zu eilen, und reitende Boten wurden an alle Bei's und Schech's des ganzen Staats abgeschickt, um ihnen die Gefahr zu verkünden. Die europäische Zeitrechnung war mir verloren gegangen, Tag und Monat, an welchem die französische Flotte vor Algier erschien, war mir damals völlig unbekannt, nur soviel wußte ich, daß es im Sommer 1830, oder nach türkischer Zeitrechnung im Jassin 1245 war.

Es war Morgens frühe, die Sonne war eben aufgegangen, und als sie die Meeresnebel verscheucht hatte, entfaltete sich die französische Flotte großartig vor unsern Augen. In einem ungeheuern Umfange dehnte sie sich auf der Meeresfläche aus. Der frische Morgenwind war ihr günstig, und in größter Schnelligkeit steuerte sie auf die Stadt los. Einige Meilen von derselben entfernt, braßte aber die ganze Flotte, und den Wind in den Flanken segelte sie majestätisch von Osten nach Westen an der Stadt vorüber. Ihre Größe und Erhabenheit hatte den Algierern Furcht und Entsetzen eingeflößt. Ich aber war vor Freude und Bewunderung dieses erhabenen Anblicks aufs heftigste angegriffen und zog mich zu-

rück, um ungestört meinen freudigen Betrachtungen nachhängen zu können.

Westlich von Algier in einer Entfernung von fünf Stunden ward das kleine Vorgebirge Sidi Feruſch zum Landungsplatze auserſehen. Es hat den Namen von einem Morabot, deſſen Grabmahl ſich daſelbſt innerhalb eines kleinen Forts befindet. Des Nachmittags ſchickte der Aga-Efendi, der ſich mit einigen tauſend Mann ſeiner Truppen dorthin begeben hatte, einen reitenden Boten an den Dei mit der Nachricht: »daß die Franzoſen das Fort auf Sidi Feruſch gänzlich zerſtört hätten, und trotz ſeiner tapfern Gegenwehr dennoch gelandet wären, und zwar befänden ſich in dem Augenblicke, wo er den Boten abſchickte, ungefähr 20,000 Franzoſen am Lande.« Der Dei ließ dem Kriegsminiſter hierauf ſagen, daß er ſich bis auf die Anhöhe Stauli, welche die Ebene von Sidi Feruſch begrenzt, zurückziehen, dieſelbe beſetzt halten, in jedem Falle ſich aber ſolange defenſiv verhalten ſolle, bis ihm in einigen Tagen die Bei's und Schech's hinlängliche Streitkräfte zugeführt hätten.« Der Kriegsminiſter befolgte genau die Befehle des Dei, ſchlug oben auf der Anhöhe Zelte auf, ließ einige Batterien mit

schwerem Geschütz aufpflanzen, und verhielt sich, wie auch die Franzosen, ganz ruhig, die kleinen Vorpostengefechte abgerechnet, welche täglich durch die rohen Afrikaner veranlaßt wurden. Die algierische Armee unter den Befehlen des Aga-Efendi Ibrahim vermehrte sich täglich um einige tausend Mann Araber und Kabeïli, welche von ihren Schech's oder Bei's und deren Chalifen*) hinzugeführt wurden. So brachte der Bei von Constantine ungefähr 12,000 Mann, der Bei von Titteri 8,000 und sein Chalif 3,000 Mann; der Chalif des Bei von Oran

---

*) Der eigentliche Staat Algier zerfällt, mit Ausnahme der wenigen, unter türkischer Botmäßigkeit stehenden Kabeïli und der, von sieben Kaid regierten oder vielmehr gedrückten, Meditsche- oder Fellach-Arabi (ackerbautreibende Araber, fälschlich Mauren genannt), welche unmittelbar unter dem Aga-Efendi (Kriegsminister) und Hotscha-Efendi (Domainenminister) stehen — in die drei Statthalterschaften (Beïlik): Titteri, Constantine und Oran. Die Bei's werden vom Dei gewählt und nach Belieben abgesetzt oder ermordet. Dagegen können sie die armen Arabi plündern und schlachten, wenn nur die jährlichen Summen, die sie dem Dei entrichten, recht groß sind. Die Bei's wählen sich Unterstatthalter (Chalif), welche abwechselnd mit dem Bei die Carame (Tribut) eintreiben.

6,000, die Schech's der Kabeïli an 16 bis 18,000, der Aemin = Mussabi gegen 4000 Mussabi's *) ins Lager bei Stauli, so daß mit Einschluß der Garde des Aga=Efendi und der Einwohner Algiers, welche in großer Menge dahin strömten, die algierische Armee wenigstens gegen 50,000 Mann zählte. Weder der Dei selbst, noch der Aga wußten genauer die Stärke des Heeres.

Als sich dieses bedeutende Heer oben auf der Ebene von Stauli concentrirt hatte, gab der Dei dem Aga = Efendi Befehl, daß er nun mit seiner gewaltigen Armee am folgenden Tage die viel schwächere französische angreifen und vernichten solle.

---

*) Die Musabi oder Beni-Musabi bewohnen den Landstrich Sab, welcher dicht an die Sachera grenzt und sich zum Theil in dieselbe erstreckt, und treiben außer dem Hirtenleben auch Handel, meist mit Negersklaven. Ihr Oberhaupt ist der Aemin-Musabi, der ihre Steuern eintreibt. — In Algier selbst haben die Musabi, zur Belohnung für die Erstürmung des Kaiserforts und für die Ermordung der von Karl V. hineingelegten Besatzung, bedeutende Privilegien, indem sie ausschließlich öffentliche Bäder und Mühlen anlegen dürfen und die einträglichsten Professionen inne haben. Uebrigens werden sie von den Türken und Arabern verachtet und nicht als Muselman's anerkannt. Sie sind äußerst häßlich, schmutzig und roh.

Dieser Befehl erregte allgemeine Freude im ganzen Lager; denn es zweifelte kein Muselmann, daß am folgenden Tage die französische Armee gänzlich würde zu Grunde gerichtet werden. Viele Türken und Afrikaner freuten sich jetzt schon so sehr auf die morgende allgemeine Schlacht, daß sie es im Lager nicht aushalten konnten, und kampflustig und raubgierig in großen Haufen gegen die Franzosen anliefen. Während dieser Scharmützel, bei welchen das Kleingewehrfeuer von beiden Seiten ziemlich stark unterhalten wurde, fiel bei der algierischen Armee ein Ereigniß vor, welches für sie am folgenden Tage die schlimmsten Folgen hatte, und viel zum Siege der Franzosen beitrug.

Hussein-Pascha hatte nämlich, seitdem die Franzosen gelandet waren, Preise auf die Köpfe derselben gesetzt. Im Anfange, wo die Köpfe der getödteten Franzosen nur sparsam ankamen, ließ der Dei, um die Armee recht anzufeuern, für einen Kopf vierzig bis fünfzig spanische Dollar auszahlen; je häufiger aber die Köpfe in der Folge kamen, desto weniger Geld bezahlte er dafür, so daß der Preiß allmählig herabsank, erst auf dreißig, dann auf zwanzig, später auf zehn und endlich auf fünf Dol-

lar, ja daß er sogar in der letzten Zeit gar kein Geld mehr auszahlen ließ, sondern nur die Namen der Ueberbringer in ein Buch einschreiben ließ, um dieselben nach Beendigung des Kriegs belohnen zu können. An dem Tage nun, wo die Köpfe noch einen hohen Preiß hatten, schoß ein Janitschar von der Armee einen Kabaïli, der mit ihm in einem Gebüsche sich befand, durch den Kopf, indem er unbemerkt zu seyn glaubte, und beeilte sich, dem Kabeïli den Kopf abzuschneiden, und für denselben ebenfalls sich von dem Dei eine Belohnung zu holen. Aber in seiner Nähe befanden sich noch andre Kabeïli, und zwar Freunde des Ermordeten, welche ihn, hinter einem Felsen versteckt, belauert hatten. Mit furchtbarem Geschrei und entsetzlicher Wuth fielen diese nun über den Türken her, und würden ihn sogleich ermordet haben, wenn nicht andre Janitscharen hinzugekommen wären. Die wüthenden Kabeïli forderten Rache und verlangten, daß augenblicklich der Mörder ihres Freundes hingerichtet werde. Die Türken gaben sich alle Mühe, sie zu beschwichtigen; als sie aber sahen, daß jene hartnäckig auf ihrer Forderung beharrten, so schlugen sie ihnen vor, den Mörder vor den Aga-Efendi zu

führen, damit er wenigstens nach türkischem Gebrauche gerichtet würde. Die Kabeïli willigten ein, mit der Bedingung, ihn selbst zu dem Aga führen zu dürfen. Als man den Janitscharen vor den Aga gebracht hatte, sagte jener, er habe den Kabeïli nicht vorsätzlich, sondern nur aus Versehen ermordet, indem derselbe ohne Kopfbedeckung mit den langen Haaren einem Franzosen sehr ähnlich gesehen habe. Hierauf erklärte ihn der Aga für unschuldig, schickte ihn aber, um ihn vor der Wuth der Kabeïli zu schützen, nach Algier, und beging noch die Unvorsichtigkeit, die Kabeïli tüchtig auszuschelten, indem er sagte, »es geschehe ihnen ganz recht, wenn sie aus Versehen erschossen würden, weil sie nicht gleich andern Muselmans Turbandi's trügen.« Über diese Ungerechtigkeit und grobe Beleidigung wurden nun alle Kabeïli so sehr gereizt, daß sie beschlossen, sobald als möglich Rache an den Türken zu nehmen; und auch nur zu bald bot sich ihnen hierzu die günstigste Gelegenheit dar.

Am andern Morgen früh, als kaum die Sonne aufgegangen war, hörte man in Algier von der Westseite, woher eben der Wind bließ, einige Kanonenschüsse, das Signal zur Schlacht. Es währte

nicht lange, so rollte ein furchtbarer Donner über die Berge her. Von Zeit zu Zeit hörte man deutlicher die Salven des schweren Geschützes sich mit dem Donner von mehr als 70,000 Musketen vermischen. Um zehn Uhr des Vormittags kam eilends ein Kurier vom Schlachtfelde, um dem äußerst besorgten Dei die Nachricht zu bringen, daß am frühen Morgen die ganze algierische Armee mit der größten Heftigkeit über die französische hergefallen sey, und daß sich nun beide Armeen schon mehrere Stunden lang unausgesetzt mit der größten Erbitterung schlügen. Er setzte noch hinzu, daß ohne Zweifel vor Abend noch die französische Armee nicht allein gänzlich vernichtet, sondern auch kein Mann von derselben am Lande übrig bleiben würde. Der Dei gerieth außer sich vor Freude über diese frohe Nachricht und königlich beschenkte er den glücklichen Boten, der sie ihm überbrachte. Die fröhliche Nachricht wurde sogleich den noch zurückgebliebenen Einwohnern mitgetheilt, und diese jubelten im Voraus schon über den glänzenden Sieg. Ich war vielleicht der Einzige in der ganzen Stadt, der dieser Nachricht keinen vollen Glauben schenken konnte, denn obgleich sich auch einigemal bange Zweifel über den

Ausgang dieser Schlacht in meine besorgte Seele schlichen, so tröstete mich doch gleich wieder der Gedanke, daß die französische Armee der türkischen, wenn auch nicht an Kühnheit und Macht, doch an Klugheit und Taktik bei weitem überlegen sey. Den furchtbaren Donner des Geschützes vom Schlachtfelde aus konnte man bis eilf Uhr in der Stadt vernehmen; dann aber erfolgte plötzlich eine anhaltende Todesstille. In der Stadt glaubte man nun allgemein, die französische Armee wäre gänzlich aufgerieben. Ich hörte sogar damals einige Algierer sagen, man hätte doch nicht alle Franzosen niederhauen, sondern einige lebendig nach Algier bringen gen, denselben die Ohren abschneiden und sodann dem französischen König überschicken sollen. Wie groß war daher der Schrecken und die Verwirrung, als des Mittags gegen zwei Uhr die ersten fliehenden Reiter die schreckliche Nachricht nach Algier brachten, daß um eilf Uhr, als eben das Treffen am heftigsten von beiden Seiten entbrannte, wo sich der Sieg schon sogar auf die Seite der Muselman's hinzuneigen begann, plötzlich alle Kabeïli, wie auf ein gegebenes Zeichen, zurückgewichen seyen, und gleich einem tobenden Meere, alles, was ihnen in

den Weg kam, mit sich fortgerissen hätten, und mit dem Rufe: »Wir sind geschlagen, laßt uns fliehen, rette sich, wer da kann!« nach den Bergen geflohen wären. Durch diese Treulosigkeit der Kabeili gerieth das ganze Heer der Muselman's in Verwirrung, die Franzosen benutzten dieselbe, der Sturmmarsch ward geschlagen, und mit „Hurrah“ und „Vive le roi!“ erstürmte die ganze Armee die Anhöhe von Stauli.

Die ganze afrikanische Armee gerieth nun in Wirrwarr, es war ihr nicht möglich, länger den französischen Bajonetten Widerstand zu leisten, und mit dem Rufe: „Scherr-Allah!“ oder „Sudur-Robbi (Gott sey uns gnädig; Gott schütze uns)!“ liefen sie davon. Die Franzosen richteten die eroberten Kanonen auf die fliehenden Haufen und vermehrten so noch die Flucht und den Schrecken des vernichteten Heeres. Mehrere bedeutende Batterien, das ganze türkische Lager von 6 bis 800 Zelten, in welchen sich eine Menge Waffen, prächtige Teppiche, sowie auch eine große Quantität Taback, Kaffee und andrer Lebensmittel vorfanden, fielen den siegreichen Franzosen in die Hände. Desgleichen einige tausend Lastthiere, auf welchen die be-

quemen Türken ihre meisten Habseligkeiten mit sich führen *) und einige tausend Schafe. Das ganze vor mehreren Stunden noch so große und furchtbare Heer der Muselman's hatte sich nun in unordentliche fliehende Haufen aufgelös't. Die Kabeïli und Araberhorden waren in der größten Eile in ihre Berge geflüchtet; die Einwohner von Algier und die Janitscharen rannten in der äussersten Bestürzung zur Stadt herein. Viele Verwundete wurden mitgeschleppt, aber dennoch blieben noch einige tausend Todte und Schwerverwundete auf dem Schlachtfelde liegen. Der ganze Weg von Stauli bis nach Algier war mit Verwundeten bedeckt. Viele derselben verkrochen sich in das Gebüsch, wo sie später theils durch Muselman's, theils durch Franzosen, manche

*) Es ist eine bekannte Sache, daß der türkische Soldat im Felde ebenso bequem leben will, als zu Hause. Deshalb nimmt ein Jeder alle seine Waffen, Kleider und sein Bett mit ins Feld; ferner versieht er sich gehörig mit Taback und Kaffee, so daß Mancher seine zehn Pfd. gemahlenen Kaffee und dreißig bis fünfzig Pfd. Taback in ledernen Säcken bei sich hat, und da der Tornister bei ihnen nicht üblich ist, so wie es eine reine Unmöglichkeit wäre, alle ihre Effekten auf dem Rücken mit zu schleppen, so schafft die Regierung eine hinlängliche Anzahl Kameele und Maulthiere herbei, welche ihnen diese Gegenstäude nachführen.

todt und von wilden Thieren zernagt, gefunden wurden.

34. Meine Verhältnisse nach diesem Siege.

Die Bestürzung des Dei war unbeschreiblich, und der Schrecken der Einwohner so groß, daß viele ohne alle Besinnung ganz betäubt auf den Straßen umher irrten, andere wie verzweifelt fragten, wo denn die Ungläubigen seyen, und ob sie auch alle Muselman's ermorden würden? In meiner Nähe befand sich ein Janitschar, ein Erzbösewicht und abscheulicher Prahlhans; jetzt aber war seine Furcht vor den Franzosen so groß, daß er mich fragte: ob er sich wohl dadurch retten könne, daß er sogleich die französische Religion annähme? »Alter Fuchs,« sagte ich ihm, »ist dir deine Religion, die du mir so oft aufdringen wolltest, jetzt so feil?« Beschämt verließ er mich. Ich sowohl, als auch die meisten Einwohner der Stadt dachten nicht anders, als daß die Franzosen noch an demselben Tage ihren Einzug in Algier halten würden. Ich hatte um so mehr Grund dieses zu glauben, da sich ihnen an demselben Mittage kein

einziger Mann würde entgegengestellt haben, indem alle sagten: Allach dan! (dieses kommt von Gott); und wenn der Türke einmal glaubt, daß das Geschik etwas über ihn verhängt habe, so läßt er sich lieber auf der Stelle tödten, als daß er noch einmal das Äußerste wage. So verharrte ich schon mehrere Stunden und glaubte bei jedem Geräusche den Trompetenschall und Trommelschlag der Franzosen zu hören. Wohl hundertmal erstieg ich an diesem Nachmittage mit dem Fernrohr die Terrasse unsers Schlosses, um von da aus meine Befreier heranrücken zu sehen, und schlich jedesmal wieder getäuscht, unruhig und betrübt hinunter. Aber noch vor der Ankunft der Befreier sollte ich die Freiheit erlangen.

Um vier Uhr ließ mich der Hassenatschi-Efendi eilends auf sein Zimmer rufen. Ich begab mich sogleich dahin und fand denselben traurig und nachdenkend auf dem Polster sitzen. Als er mich bemerkte, fragte er mit trauriger Stimme, ob ich schon von der verlornen Schlacht gehört hätte? und da ich dieses bejahte, so fuhr er fort: »Ja mein Sohn, Gott hat gewollt, daß das Heer der Gläubigen geschlagen werde. Aber noch nicht soll der

Halbmond unterliegen, Gott wird nie diese Stadt in die Hände der Franzosen geben.« Bei diesen Worten sah er mir starr ins Gesicht; ich aber schwieg. Dann fuhr er fort: »Vom Schlachtfelde aus wurden eine große Anzahl Verwundeter in die Stadt gebracht; da wir nun keine Ärzte haben, so bin ich vom Pascha-Efendi beauftragt, dich in die Kasernen zu schicken, woselbst die Verwundeteu hingebracht worden sind, damit du dieselben verbinden mögest. Ich bin überzeugt, daß du jenen Unglücklichen gerne helfen wirst, um so mehr, da ich weiß, daß dein dankbares Herz nicht vergessen wird, wie du in der Zeit des Glücks von den Muselman's, deren Sklave du warst, mehrere Jahre hindurch milde behandelt wurdest und ihr Brod gegessen hast, und durch eine gute Behandlung der kranken Muselman's wirst du dir uicht allein für dich und deine Eltern den Himmel erwerben, sondern nach Beendigung dieses Krieges werde ich und der Dei dich reichlich belohnen.« Hierauf küßte ich ihm der Sitte gemäß noch einmal die Hand und in der freudigsten Stimmung rief ich aus: »»O Herr, ich will dir Alles versprechen und halten, wenn du mir nur meine langersehnte Freiheit zusicherst.«« »Du bist frei, sagte er, und

ich werde dich wie ein Sultan belohnen, wenn du fleißig für die Verwundeten sorgst.«

Mit dem seligsten Bewußtseyn der goldenen Freiheit verließ ich meinen ehemaligen Gebieter und eilte auf mein Zimmer, um meine ersten Gefühle dem allgütigen Retter darzubringen. — Von meinen Knechten ließ ich hierauf eine große Anzahl Verbandstücke, Pflaster und andere zum Verbinden nöthige Gegenstände hinunter in eine der Kasernen tragen, wohin ich mich auch sogleich selbst führen ließ. Auf dem Wege dorthin war ich so entzükt, so ausser mir, daß ich später selbst über meine ungezähmte Freude lachen mußte; und ich erinnere mich noch, daß mir damals auf der Straße einige Türken mit den traurigsten Geberden begegneten. Mein Knecht rief ihnen zu: Balik, Balik! (macht Platz, macht Platzt!) und da sie meine vornehme Kleidung sahen, wichen sie mir ehrerbietig aus. Da war mein Herz so ergriffen, so voll; ich fühlte mein Glück und ihr Unglück zugleich so stark, daß ich ihnen die Hand reichte, ihnen erzählte, wie ich eben frei geworden war, und sie aufforderte, sich mit mir zu freuen.

Aus allen Janitscharenkasernen ließ ich nun die Verwundeten in eine und zwar in die größte von

allen bringen, weil dadurch ihnen sowohl, als auch mir viel mehr Erleichterung und Bequemlichkeit verschafft wurde. Die Zahl derselben belief sich auf 860. Die übrigen Verwundeten, meist verehelichte Türken und Afrikaner, lagen theils in andern öffentlichen Gebäuden, theils in ihren Harem's; man zählte deren ebenfalls an 700. Diese waren durchgängig mit Flintenkugeln verwundet, ausser einigen Wenigen, welche von Kanonenkugeln gequetscht und Zweien; die durch Bajonettstiche verwundet worden waren. Auf mein Verlangen schikte mir der Hassenatschi-Efendi alte Leinwand von abgenutzten Zelten, welche ich in Ermangelung besserer Hülfsmittel zum Verbande gebrauchte; an Charpie war nicht zu denken und ich ward genöthigt, erst dergleichen zupfen zu lassen. Darum gab der Minister Befehl, daß etliche jüdische und maurische Barbiere mir als Gehülfen beigesellt werden sollten. Allein diese Unglücklichen hatten zum Verbande weder Instrumente noch Geschicklichkeit, und obgleich ich ein und zwanzig solcher Praktikanten hatte, so konnte ich doch nur fünfen in der Schnelligkeit den gehörigen Verband begreiflich machen. Die Übrigen ließ ich aus den alten Zelten Bandagen schneiden und Charpie zupfen.

Um den Lesern nur einen kleinen Begriff von dem mich umgebenden Elend und Jammer zu geben, muß ich bemerken, daß ich in einem Zeitraume von vier Stunden 240 Janitscharen verband, welchen ich in dieser Zeit 95 Musketenkugeln und zwei Kartätschen herausnahm. Diese hatte ich durch meinen Burschen in einem Sacke aufbewahren lassen; wie ich aber vermuthe, hat mir sie später ebenderselbe wieder gestohlen. Während dieser vier Stunden hatte auch der Tod sieben und zwanzig Verwundete von ihren Leiden befreit, wovon einige unter meinen Händen den Geist aufgaben. Das Elend war an diesem Orte so groß, daß es mir schwer werden dürfte, es in seinen wahren Farben zu schildern. In einem Zimmer lagen dreißig bis fünfzig Schwer-Verwundete reihenweise neben einander. Manchmal, wenn ich von Schweiß triefte, wenn ich vor den Rückenschmerzen und Müdigkeit niedersinken zu müssen glaubte, richtete ich mich ein wenig auf, um einige Minuten auszuruhen. Da rief aber hier wieder ein Unglücklicher und flehte um Gotteswillen, ihm doch eilends beizustehn und die brennenden Schmerzen zu lindern; dort lagen andere, denen ich durch Wegnahme der Kugeln und

den ersten Verband schon ein wenig Linderung verschafft hatte und wünschten meine Hand zu küssen und segneten und priesen laut die Mutter, die mich geboren und die Lehrer, denen ich meine Kunst verdankte. Dort kämpften andere ihren letzten Kampf, und schrecklich waren mir Neuling ihr konvulsivisches Zucken, ihr tiefes schmerzliches Stöhnen und ihre letzten Seufzer. Ausserdem mußte ich noch schaudern vor der kalten Gefühllosigkeit einiger der freilich gezwungenen Krankenwärter. Alles Mitleidsgefühl war in ihnen erstorben, so daß ich sie mit Prügeln mußte zur Krankenpflege zwingen, und ihnen durch bewaffnete Janitscharen die Thüren versperren lassen.

Abends ziemlich spät, als noch bei Hunderten der erste Verband zu machen war, unterlag ich endlich der großen Anstrengung, und ich sah mich genöthigt, einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Viele meiner Helfer hatten schon längst unterlegen und sich ermattet zwischen die Verwundeten auf die Erde gestreckt, von wo sie trotz allem Zureden nicht mehr aufzubringen waren. Diejenigen Janitscharen, welchen der erste Verband schon Linderung verschafft hatte, forderten mich öfters auf, doch ein wenig zu ruhen; die andern hingegen, welche noch nicht ver-

bunden waren, flehten mich in den kläglichsten Tönen an, sie doch diese Nacht noch zu verbinden, indem sie sonst den unsäglichsten Schmerzen unterliegen müßten. Noch einmal versuchte ich das traurige Geschäft, war aber nicht mehr im Stande, mich auf den Beinen zu erhalten und verließ gänzlich betäubt die Gemächer des Jammers.

Es war Abends zehn Uhr, als ich die Krankensäle verließ und während der ganzen Zeit, welche ich in denselben zubrachte, hatte ich nicht erfahren, was ausser der Kaserne vorgegangen war. Nun wurde mir aber gesagt, daß der Dei gegen Abend mit allen seinen Ministern, hohen Offizieren und Beamten einen Kriegsrath gehalten, sowie auch eine gelehrte Versammlung von allen türkischen und arabischen Ulama's zusammenberufen habe, um sich mit ihnen zu berathen. Das Resultat dieser Versammlungen war, daß der Dei und alle höhern Beamte mehr als dreißig Kurriere mit Briefen versehen in alle Gegenden des algierischen Staates absandten, um die zerstreuten Truppen wieder sammeln zu lassen *). Ferner hatte der Divan beschlossen, daß

*) Ich las einen von den Briefen, welche der arabische

sogleich das Kaiserfort gehörig mit Munition und Proviant versehen werden sollte. Dieses Fort, von den Algierern gewöhnlich Sultan-Kalai oder Burtsch-Ispaniol genannt, ist auf der Landseite von Algier der einzige feste Ort, welchen die Franzosen, wenn sie die Stadt nehmen wollten, passiren mußten. Diese Burtsch-Ispaniol (so genannt, weil ein Theil davon von den Spaniern unter Karl V. erbaut worden ist) liegt südwärts, ohngefähr in Kanonenschußweite von der Stadt entfernt, und hat drei auf einander folgende Batterien von 80 bis 100 Kanonen. An dem Tage, wo die Muselman's die Schlacht verloren hatten, befanden sich in dem-

---

Mufti, Mustafa, an die Kabeïli und Arabi sandte, dessen wesentlicher Inhalt ohngefähr folgender war:

„Kommt herbei, ihr Söhne der Gläubigen, ihr Nachfolger Muhameds! Wir als die Diener Gottes und des Propheten, und als eure Väter, wir wollen euch in den heiligen Kampf gegen die Verfluchten führen! Wir werden über sie siegen, und dann sollt ihr deren Beute unter euch theilen. Wem indessen der Prophet den Tod bescheert, der wird sogleich in das himmlische Paradies versetzt werden, wo nicht allein Tausende von Huri's euch entgegen kommen, sondern auch alle eure Wünsche erfüllt werden. Hört ihr es, Kinder der Gläubigen, solche Freuden erwarten euch auf dem Kampfplatze; seyd ihr wahre Muselman's, so kommt und genießt! Wer zurückbleibt, sey verdammt, und ihm werde das ewige Feuer zu Theil!“

selben nur vier Kanonen, ohngefähr fünfzig Kugeln und, wenn ich nicht irre, kaum ein ganzer Centner Pulver, etwa vierzig alte Männer und an Proviant war gar nicht zu denken. Auf Befehl des Divan wurden nun in der Nacht eine große Anzahl Kanonen, Bomben und Kugeln vom Hafen aus dorthin gebracht, sowie auch eine ungeheure Menge Pulver und Proviant und 2000 Mann Besatzung unter den Befehlen des Hassenatschi-Efendi.

In dieser Nacht hatte in der Stadt große Thätigkeit geherrscht, die Algierer hatten sich von ihrem Schreck wieder erholt und neu bewaffnet. Mit dem Rufe: „Mutschehidihn-fib-sebih lila“ (Wir sind bereit zu sterben, um Gott einen Dienst zu thun) zogen wieder mehrere tausend Einwohner, die Ulama's an der Spitze, vor Tagesanbruch zur Stadt hinaus. An demselben Morgen stießen noch verschiedene Haufen Araber und Kabeïli zu ihnen, so daß sie wieder eine Armee von wenigstens 18 bis 20,000 Mann bildeten. Sie gingen den Franzosen entgegen, welche sie noch auf der Ebene Stauli trafen, woselbst sich jene verschanzt hatten. Die Muselman's vermieden auch sorgfältig, mit den Franzosen im

allgemeinen Treffen zusammenzustoßen, sondern suchten ihnen nur durch kleine Scharmützel zu schaden.

Des Morgens begab auch ich mich wieder auf meinen Posten, um der leidenden Menschheit beizustehen, ihr wenigstens mit gutem Willen so viel Hülfe zu leisten, als in meinen Kräften stand. In den Krankenstuben angekommen, erfuhr ich sogleich, daß in dieser Nacht wieder mehrere der Verwundeten gestorben waren. Ich ging nun wieder rasch an's Werk, und an diesem Morgen verband ich wieder mehrere hundert Verwundete.

Auffallend ist es mir oft jetzt noch, wie ich mich damals bei meinen geringen Erfahrungen mit solcher Klugheit und Ausdauer benommen hatte. Alle Arten von Verwundungen kamen mir hier vor, d. h. an allen Theilen des menschlichen Körpers fand ich Schußwunden, welche mir neu und selten waren. So unternahm ich auch an diesem Tage zum erstenmale das Wagestück einer Amputation, und deren Gelingen rechtfertigte nicht nur meine Verwegenheit, sondern flößte mir auch für immer Vertrauen auf meine Kunst ein. Eine französische Mitraille hatte einem rüstigen Janitscharen die linke Hand so zerschmettert, daß an eine Heilung nicht zu

denken war. Ein Kamerad desselben war so vernünftig, um die Verblutung zu verhindern, einen wollenen Mantel, mit Lehmerde gefüllt, um dessen zerquetschte Hand zu wickeln; und in diesem Zustande wurde er zu mir gebracht. Ich erschrack anfänglich über diese Wunde, doch als ich sie gehörig untersucht hatte, und mit mir selbst einig war, was dabei zu thun sey, stellte ich dem Unglücklichen vor, daß er nur durch eine Amputation gerettet werden könne. Dabei bemerkte ich ihm, daß, wenn er es bei der gegenwärtigen heißen Witterung noch einige Tage anstehen ließe, ohnfehlbar der Brand an seine Wunde kommen würde, wo alsdann sein Leben gefährdet sey. Als er dies hörte, verwünschte er unter heftigem Weinen sein böses Geschik; aber nicht, wie ich erwartete, auch mich und meinen Vorschlag, sondern sagte mit fester Stimme: »Wohlan, Tabip, »ich weiß, daß ihr Christen die Kunst versteht, dem »Menschen das Leben zu verlängern; ich füge mich »daher ganz nach deinem Willen, thue du, was dir »die Kunst gebietet; nur das Einzige versprechen mir, »daß du so lange, bis ich wieder hergestellt bin, »täglich zu mir kommst!« Ich versprach ihm dieses und eine gute Pflege dazu; damit ihn aber sein Ent-

schluß nicht gereuen möge, beeilte ich mich, den Apparat zu diesem für mich wichtigen Geschäfte schnell zu besorgen, und noch ehe eine Stunde verging, war die Amputation und der Verband vollendet. Von diesem Augenblicke an ließ ich ihm die zweckmäßigste und sanfteste Pflege angedeihen. Oft pflegte ich selbst ihn, wie ein Kind, denn es machte mir ungemeine Freude, diesen Carra-Achmed (schwarzer Achmed), so nannte man ihn, auf diese Weise gerettet zu haben. Aber nicht allein bis zu seiner Herstellung hatte er meine Pflege genossen, sondern auch später bis zu meiner Abreise von Algier, so daß ich überzeugt bin, er werde sein ganzes Leben dankbar der Wohlthaten gedenken, welche ihm ein junger Christ erwiesen hat.

Während ich so in meinem Spital beschäftigt war, wurde auch vielfältig aus allen Theilen der Stadt nach meiner Hülfe geschikt. Denn wie ich schon bemerkte, befanden sich noch eine große Anzahl Verwundeter in andern öffentlichen Gebäuden oder in ihren Harems. Sogar einige Frauen, welche mit dem Heere auf dem Schlachtfelde gewesen waren, bedurften jetzt meiner ärztlichen Hülfe *).

*) Es waren größtentheils Weiber, welche schon lange Jahre hin-

Betrübend war mir zuweilen, wenn ich die zahllosen Verwundeten überschaute, der Gedanke, was ich allein zu ihrer Heilung vermögte, der ich nicht nur Mangel an vielen Heilmitteln und Verbandstücken fühlte, sondern auch durch den Gedanken niedergebeugt wurde, ob ich auch die Unglücklichen richtig behandle, und mein Verfahren vor meinem Gewissen verantworten könnte. Denn ich hatte das quälende Bewußtseyn, daß ich mit vielen Zweigen der Heilkunde noch gänzlich unbekannt war, daß ich durch meine geringen praktischen Kenntnisse den Namen Arzt noch gar nicht verdiente. Dann aber fand ich doch wieder Erholung darin, daß ich den besten Willen hatte, den Unglücklichen zu helfen, und daß meine gute Absicht durch einen guten Erfolg belohnt wurde. Ich versuchte und that Alles,

---

durch die liederlichste Lebensweise geführt hatten, und sich nun mit ihrem Gott und der übrigen Welt dadurch aussöhnen wollten, daß sie mit ledernen Schläuchen voll Wasser auf dem Rükken nach dem Schlachtfelde eilten, um den Durst der streitenden Muselman's zu löschen, ihnen mit ihren Tüchern den Schweiß abzutrocknen und sie durch ihr anhaltendes Klaggeschrei zum Kampfe anzufeuern. Doch befanden sich auch edle, treue Weiber und Mädchen darunter, die einzig aus heftiger Liebe und Besorgniß ihren Männern und Vätern dahin gefolgt waren. Ein Beispiel von solch' edler Aufopferung werde ich weiter unten anführen.

was in meinen Kräften stand. Ich behandelte die Verwundeten entzündungswidrig, was mir bei Schußwunden, vorzüglich in jenem heißen Lande am besten schien. Den Verband suchte ich wenigstens alle zwei Tage zu erneuern, damit die Wunden frisch und rein blieben, wodurch den Patienten sehr große Linderung verschafft wurde. Ferner sorgte ich für Reinlichkeit in den Krankensälen, für Matratzen oder sonstige Betten, worauf die Kranken sanft ruhen könnten; so wie auch der Dei auf mein öfters wiederholtes Nachsuchen bewilligte, daß den armen Patienten, welche größtentheils Mangel an Weißzeug hatten, von der Regierung Hemden verabreicht würden. Nicht minder besorgt war ich für eine den Umständen angemessene, zweckmäßige Diät; sowie ich auch äußerst strenge darüber wachte, daß die Wächter ihre pflegbefohlenen Patienten mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit behandelten. Da aber diese täglich schwieriger wurden, sich am Ende größtentheils weigerten, die Patienten zu pflegen, und sich beständig über meine Ungerechtigkeit beklagten, daß ich sie als arme Leute mit Gewalt in dem Spital zurückhalten und sie zwingen ließ, die Kranken zu pflegen, ohne ihnen weiter etwas zu ge-

ben, als die Kost; so rührten mich diese billigen Äußerungen, und, von ihrem Recht überzeugt, bewirkte ich beim Hassenatschi-Efendi, daß er einem jeden Krankenwärter täglich zwei Rubeïe (ungefähr 26 Xr.) auszahlen ließ. Nun aber hatte ich auch das Recht, auf ihre Dienste Ansprüche zu machen, und versäumte auch nicht, denjenigen von ihnen, welcher seine Pflicht nicht gehörig erfüllen wollte, zu bestrafen. Von allen diesen Anordnungen wäre wahrlich ohne mein Zuthun keine einzige ins Leben getreten, denn soweit war in Algier die Kultur noch nicht vorangeschritten. Aber auch sehr bald hatte ich die Freude zu sehen, wie wohlthätig die gute Pflege sowohl in physischer als psysischer Hinsicht, auf die Verwundeten gewirkt hatte; denn Kranke, die verlassen und ohne Verpflegung sind, versinken in düstre, traurige Schwermuth, die natürlich ihre Schmerzen noch um Vieles verschlimmert, wie ich selbst die furchtbare Erfahrung gemacht habe; erfreuen sie sich hingegen einer guten liebevollen Behandlung, so vergißt ihr erheiterter Geist leichter die körperlichen Leiden. Es freute mich oft, wenn ich in die Krankenstuben trat: wo ich zuvor stets düstere, traurige Blicke sah und nichts als Seufzer

und Klagen hören mußte, und wo oft die armen Verwundeten, zu sehr gebeugt von ihrem Unglück, meine dringendsten Fragen nicht beantworten wollten, und jetzt beim Eintreten meist heitere Mienen sah und viele hundert freudige Grüße und Segenswünsche hörte. »Sey uns gegrüßt, riefen sie, du Helfer in der Noth! Gott wird dir um des Propheten willen, dessen Angehörigen du pflegst, langes Leben und einst die Seligkeit geben, denn Gott hat dich sicher nur deswegen in die Sklaverei kommen lassen, daß du nun unser Retter bist! Ebenso, wie er auch einst seinen Knecht Jusuf-ben-Israel als Sklave nach Aegypten kommen ließ, daß er der Wohlthäter und Retter vieler Tausende werden sollte!« — Ja wohl, schon oft hatte ich an die Geschichte des jungen Joseph gedacht.

Über zwei tausend Verwundete verband ich während dieser fünfzehn Tage in den Kasernen und Harem's. Namentlich boten sich mir in den letztern die verschiedenartigsten Scenen dar, von welchen ich nur zwei, ihres auffallenden Kontrastes wegen, als Beispiele anführen will. Nachdem zu wiederholten Malen von einer verwundeten Frau nach mir geschikt worden war, ging ich endlich hin, um der un-

glücklichen Schönen Hülfe zu leisten. Ich fand sie auf dem Bette sitzend, von vier jungen Mädchen umgeben, welche sich um das Bett gelagert hatten. Die Mädchen waren unverschleiert, die verwundete Dame aber hatte sorgfältig Gesicht und Hals verhüllt, hingegen waren Brust, Arme und Schenkel gänzlich entblößt, so daß mir dieser Anblick beim Eintreten ins Zimmer ungemein auffiel. Auf meine Frage, wer diese Verwundete sey, erfuhr ich, daß dieselbe Vorsteherin eines öffentlichen Hauses gewesen. Als sie mich erblickte, sagte sie mit einem kreischenden Tone: »Ei bist du der Arzt? Dir fehlt ja, ausser deinem bischen Schnurrbart, gänzlich der ehrwürdige Bart, der doch des Mannes Zierde ist. Gibt's denn auch Ärzte ohne Bart?« O ja, sagte ich, ebenso wie es Weiber ohne Schaam gibt. Denn dir fehlt ja, ausser deinem Schleier, des Weibes größte Zierde, die Schaam. »Ei sieh doch, er redet ebenso, als wolle er mein Gesicht sehn,« sagte sie, und begann ihren Schleier zu lüften. Unwillkührlich fuhr ich zurück, denn so häßlich war mir noch kein Gesicht vorgekommen. Gelb, wie Citronen, die Augen trüb und eingefallen, die Nase krankhaft spitz und glänzend, die Lippen bläulich, der Mund

verzerrt, kurz, alle Laster schienen in diesem Gesichte ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Dazu kam noch, daß auch sie, wie alle Frauenzimmer in Algier, die Augenbraunen und Wimpern schwarz gefärbt hatte, was das Grelle ihres Gesichtes noch um Vieles vermehrte. Sie wollte mir nun vieles von ihrer Schönheit und ihren ehemaligen Anbetern erzählen, ich aber fragte kurz nach ihrer Wunde. Sie hatte an ihrer linken Wade einen Streifschuß bekommen, der aber so unbedeutend war, daß ich im Zorne sie schalt, wie sie sich unterfangen könnte, mich um solcher Kleinigkeit willen rufen zu lassen, da durch sie manche Schwerverwundete unterdessen meiner Hülfe entbehren müßten. Hierauf fing sie an zu weinen und sagte, wenn ich sie verließe, so würde sie unfehlbar an ihrer Wunde sterben! Ich aber versicherte sie vom Gegentheile und entfernte mich eilends.

Fünfmal war schon aus einem andern Harem nach mir geschickt worden, und als ich dahin kam, fand ich wirklich die Noth größer, als ich mir gedacht hatte; denn der Hausherr, ein junger Mann lag in den letzten Zügen; eine feindliche Kugel hatte ihm auf der rechten Seite das Becken zerschmettert. Als ich ihn genauer untersuchen wollte, sagte er zu

mir: »Freund, laß mich ruhig sterben, verschwende deine Zeit nicht unnöthig an mir, denn ich fühle schon die Nähe des Todesengels; aber eile hin zu meiner Gattin, um sie wo möglich noch zu retten!« Eine Negersklavin führte mich nun in ein anderes Zimmer, wo die junge, achtzehnjährige Frau schwer verwundet auf dem Bette lag. Neben ihrem reinlichen Lager saß ihre weinende Mutter, welche bei meinem Eintritt in's Zimmer eifrig bemüht war, das Gesicht der Patientin mit einem Schleier zu verhüllen. »Laß mir doch jetzt den Schleier hinweg!« sagte die Leidende mit schwacher Stimme, »der Arzt wird mich sterbendes Weib nicht gierig betrachten und nicht zürnen, daß ich nicht verschleiert bin!« Ich beruhigte sie und sah eine Schönheit, wie sie mich die sanfte melodische Stimme nur ahnen ließ, ein wahres Engelsantlitz, dessen reine, zarte Züge durch den herannahenden Tod noch himmlischer erschienen: orientalische Schönheit mit deutscher Sittsamkeit gepaart. Die jammernde Mutter erzählte mir nun, wie die geliebte Tochter mit der Grube (Schlauch) auf den Rücken, ihrem Gatten aus heftiger Liebe auf das Schlachtfeld gefolgt war; wie den Geliebten an ihrer Seite eine feindliche Kugel

tödtlich verwundete; wie sie denselben aus dem Schlachtgetümmel forttragen half, und endlich selbst durch eine Kugel in den Rücken verwundet wurde. Diese Erzählung, sowie die fernern Klagen der trostlosen Mutter durchdrangen tief meine Seele; theilnehmend nährte ich mich der schönen Verwundeten. Sie klagte mir nun, sie fühlte einen schmerzlichen Druck unter dem rechten Arme. Ich untersuchte sie daselbst und gewahrte unter einer schwammartigen Geschwulst mehrere feste Gegenstände. Ich öffnete schnell und fand zwischen zwei Rippen eine Flintenkugel, ferner zwei Stücke von einer zerhackten Kugel und selbst ein wollenes Läppchen, welches von ihrem Mantel mit dem Blei eingedrungen war. Alle diese Gegenstände waren zwischen zwei Rippen fest eingeklemmt stecken geblieben und hatten der Unglücklichen die unsäglichsten Schmerzen verursacht. Sobald dieselben nun fortgeschafft waren, hörten auch alle ihre Schmerzeu auf; und freudig zog das junge Weib meine noch blutige Hand an ihre Lippen und dankte mir herzlich, daß ich ihr doch noch einige schmerzlose Stunden verschafft hätte. Ach, wie gerne hätte ich sie retten mögen, aber an eine Heilung war nicht zu denken, indem die Lunge ver-

letzt war. Traurig, daß auch solche Engel sterben müssen, verließ ich die Wohnung, um aus meiner Apotheke den letzten Rest meines Himbeersaftes zu holen, woran sie sich in ihren letzten Stunden laben konnte. Der Name der muthigen Gattin war Elcheïra.

35. Eroberung Algiers.

Während ich nun so beschäftigt war, schlugen sich täglich beide Heere mit der größten Erbitterung. Die französische Armee hatte sich bei Stauli und Sidi-Chalif, ohngefähr noch vier Stunden von Algier, so verschanzt, daß man glauben sollte, alle fernere Lust, nach Algier zu marschieren, sey ihnen vergangen, und Niemand von türkischer Seite konnte begreifen, warum die Franzosen nicht weiter gegen die Stadt heran rückten. Die algierische Armee zählte etliche und zwanzig tausend Mann, und stand nunmehr unter den Befehlen der Priester; den Oberbefehl aber führte Mustapha, Bei von Titteri, der muthigste unter allen Generalen des Dei. Er suchte aber jetzt sorgfältig eine Hauptschlacht mit den Franzosen zu vermeiden, schadete jedoch denselben um so mehr, indem er sie stets umschwärmte

und sie unausgesetzt durch kleine Scharmützel beunruhigte. Um diese Zeit wurden täglich einige französische Gefangene nach der Stadt gebracht, worunter sich einige Verwundete befanden. Da ich sie ärztlich behandelte, so erfuhr ich von ihnen, daß die französische Armee blos deshalb nicht vorrücken könne, weil die Schiffe, welche das schwere Geschütz an Bord hätten, noch nicht angekommen seyen.

Endlich machten die Franzosen Miene, mit Ernst gegen Algier zu marschiren, und obschon ihnen überall die algierische Armee im Wege stand, gelang es ihnen doch bald, durch Muth und geschickte Manövres eine Anhöhe zu erreichen, von welcher sie das Kaiser-Fort beschießen konnten. Auch von der Seeseite her wurde nun mehrere Tage lang die Stadt beunruhigt, indem sich ein Theil der Flotte dem Hafen näherte und Algier beschoß. In der ganzen Stadt war man seines Lebens nicht mehr sicher; pfeifend flogen die Kugeln über unsre Köpfe; viele Häuser wurden so hart beschädigt, daß ich einige derselben mit fürchterlichem Geprassel einstürzen hörte. Massen von Weibern eilten in dieser Bedrängniß wehklagend auf die Terrassen ihrer Häuser, gleichsam, als wollten sie dadurch die französische Flotte

um Mitleid und Schonung anflehen. Aber die Kanonade dauerte unaufhörlich fort, und wurde von unsern Forts nur schwach erwiedert. Aus Furcht vor dem Bombardement hatte der größte Theil der Juden die Stadt verlassen und flohen schaarenweise auf die Berge, die sich hinter der Stadt erheben. Aber auch dort waren sie ihres Lebens und Eigenthums nicht sicher, denn die Janitscharen beschuldigten sie, daß viele derselben des Nachts in das Lager schlichen, und den Franzosen nicht allein Lebensmittel zuführten, sondern auch alle Wege zeigten, auf denen sie näher und sicherer die Berge besteigen könnten, auch ihnen alles hinterbrächten, was in der Stadt vorging. Und so fielen eines Tages die Muselman's grimmig über die verrätherischen Juden her, mordeten einige derselben und plünderten die Übrigen.

Auf der Anhöhe, welche dem Kaiser-Fort gegenüber liegt, hatten die Franzosen von großen, mit Erde gefüllten Säcken, die sie zu diesem Zwecke aus Frankreich mitgebracht, künstliche Batterien errichtet; und eines Morgens früh, ehe es sich die Türken versahen, wurde das Kaiser-Fort mit etlichen und dreißig schweren Kanonen und Bomben von

jenen Batterien heftig und unausgesetzt beschossen. Die Besatzung von einigen tausend Mann, welche mein ehemaliger Herr, der Hassenatschi, kommandirte, wehrte sich äußerst tapfer. Als aber nach einer siebenstündigen Kanonade die Mauern des Schlosses größtentheils zusammengestürzt und wohl die Hälfte der Besatzung gefallen war, befahl der Kommandant, das Feuern einzustellen und das dem Einsturze nahe Fort zu verlassen. Er selbst aber blieb mit einigen Janitscharen zurück, um seinen Plan, den ihm Verzweiflung eingab, mit eigenen Händen auszuführen. Von dem Pulvermagazin dieses Forts an streute er Pulver auf dem ganzen Wege bis an das Stadtthor von Algier. Hier angekommen, ließ er durch einen Janitscharen eine Pistole abfeuern, und — nach einigen Minuten flog ein Theil des Kaiser-Forts mit einem furchtbaren Donner in die Luft. Niemand in der Stadt hatte dieses geahndet; um so mehr Furcht und Entsetzen erregte daher diese plötzliche Explosion. Hassenatschi-Efendi aber hatte sich getäuscht: er glaubte, die ganze Masse des Forts würde auf die französische Armee stürzen und sie zum Theil zertrümmern; allein von den Franzosen war kein Mann umgekom-

men, nur eine Staubwolke hatte sie eingehüllt, während eine Menge Steine von kolossaler Größe auf die Stadt herabfielen, und daselbst mitunter bedeutenden Schaden anrichtete.

Unbeschreiblich war die Wirkung, die dieses Ereigniß bei den Einwohnern hervorbrachte. Als das Saussen und Braussen der Steine in der Luft, sowie auch alle Kanonade aufhörte, herrschte mehrere Minuten eine Todtenstille in der Stadt und Umgegend, und es schien, als sey kein lebendes Wesen mehr vorhanden. Auf einmal aber, als sich die Bewohner wieder von ihrer schrecklichen Betäubung erholt hatten, vernahm man durch die ganze Stadt ein dumpfes Klaggeschrei. Viele tausend Verwundete jammerten vor Schmerzen, die Weiber und Kinder eilten auf die Dächer und erhoben ein entsetzliches Angstgeheul. Die Männer liefen verzweiflungsvoll nach der Kassaba, um den Dei zu bewegen, daß er endlich mit den Franzosen unterhandle. Aber nur er schien ohne alle Furcht zu seyn, denn stolz wies er seine Unterthanen ab, mit den Worten: »Solange die Kassaba noch existirt, wird Hussein-Pascha mit den Franzosen nicht unterhandeln! Und lieber will ich die Kassaba mit der ganzen

Stadt in die Luft sprengen, als diesen Schritt thun.» Auf diese energische Sprache des Dei wurde die Noth in der Stadt noch größer; auch hatten die Einwohner schon erfahren, daß der entschlossene Dei allen Kommandanten der Forts Befehl gegeben habe, sobald sie sich nicht mehr halten könnten, dem Beispiele des Kaiser-Forts zu folgen. Nun traten aber eilends einige Minister, alle Beamten und Offiziere, sowie auch alle Kaufleute und Ulama's zusammen, berathschlagten mit einander, und wurden bald einig, daß man augenblicklich mit den Franzosen unterhandeln solle. Zu diesem Ende schickte der Marineminister einen Parlamentair mit einer Schaluppe an die eben wieder herannahende französische Flotte. Der französische Admiral aber lehnte alle Unterhandlungen ab, indem er dem Dei sagen ließ, sich eilends dem Obergeneral Bourmont, welcher die Landarmee kommandiere, zu unterwerfen, widrigenfalls er das Bombardement sogleich wieder beginnen werde. Endlich gab denn auch der Dei den dringenden Vorstellungen und Bitten seiner Umgebung nach, und schickte einen Parlamentair an Bourmont ab, der zur Antwort gab, daß es nun für Unterhandlungen zu spät sey, indem sich die Stadt

schon so gut wie in französischen Händen befinde; er möge sich daher beeilen, sich und die Stadt auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Der Dei schikte hierauf einen zweiten Parlamentair ab, um sich wenigstens einige Garantieen für sich und die Stadt geben zu lassen; und drohte zugleich, wenn ihm diese verweigert würden, augenblicklich die ganze Stadt in die Luft zu sprengen. Man denke sich meine Lage! Die Freiheit so nahe, die Lichtseite meines Lebens vor mir und gerade jetzt die furchtbare Erwartung, es jeden Augenblick verlieren zu müssen! — General Bourmont schloß aber nun wirklich mit dem Dei eine Kapitulation, der zufolge dem Dei und allen Einwohnern der Stadt Leben und Privateigenthum verbürgt, sowie auch denselben freie Religionsübung und ihre Harems gesichert wurden. Dagegen mußten die Algierer alle Forts und sonstige festen Plätze, sowie alle öffentliche Gebäude an die Franzosen übergeben.

Als nun des Nachmittags die Kapitulation abgeschlossen war, verstummten die Kanonen, und somit war der Krieg beendigt. Die französische Flotte besetzte die Rhede, die Armee hatte alle Anhöhen inne, und lagerte sich rings um die Stadt. Von

allen Bergen in der Nähe sah man die französischen Fahnen siegreich wehen, und am folgenden Morgen sollte die Armee ihren Einzug in die Stadt halten.

An diesem Nachmittage lös'ten sich alle Banden der algierischen Verfassung, welche, in älterer Zeit von barbarischen Händen geknüpft, Jahrhunderte hindurch ganz Europa getrotzt hatten. Der Dei und seine Minister verließen ihre Schlösser, um sich in ihre Privatwohnungen zu begeben; alle Beamten und Wachen verließen ebenfalls ihre Posten; die Priester sogar beeilten sich, aus den Tschamien in ihre Harems zurückzukehren. Sklaven, welche jahrelang in den Häusern geschmachtet hatten, konnten nun frei in der Stadt umher laufen: es herrschte Freiheit und Gleichheit, denn es gab jetzt weder Herren noch Sklaven.

In dieser allgemeinen Verwirrung hatten auch die Janitscharenwachen an meinen Krankensälen ihre Posten verlassen, und mit ihnen waren auch die Krankenwärter ausgerissen, und so befanden sich meine Patienten gänzlich ohne Pflege. Ich fühlte diesen Verlust um so tiefer, weil ich an diesem Tage noch eine Menge Verwundeter vom Kaiser-Fort erhalten hatte, von denen ich noch zweien das Bein

abnahm. Doch ich vertröstete mich und meine Patienten auf den folgenden Tag, wo alsdann, wie ich hoffte, die französischen Chirurgen meine Patienten übernehmen würden. — An diesem Tage stieß ich in einer Straße auf einen jungen, wohlgekleideten Europäer. Erstaunt über seinen Anblick fragte ich ihn, wer er sey, und er nannte sich den Bruder des dänischen Gesandten Karslenzen. Wir sprachen lange mit einander in deutscher Sprache, denn der junge Mann redete unsere Muttersprache sehr gut, damals wohl besser als ich, indem ich seit langen Jahren nicht deutsch gesprochen hatte, und nun nicht selten die Artikel der, die, das, oder ganze Sätze verkehrt aussprach. Der junge Herr Karslenzen, der ebenso wenig, als sein Bruder, wußte, daß ich mich schon so lange als Sklave in Algier befand, bezeigte mir sein inniges Mitleid und lud mich ein, des andern Tags zu ihm in das Konsulatgebäude seines Bruders zu kommen, was ich auch später häufig that.

Des Abends spät ließen die türkischen Ulama's alle Janitscharen in einer großen Kaserne versammeln, um sich mit ihnen zu berathen, ob wohl noch eine Rettung für die Stadt möglich sey. Es ver-

sammelten sich ungefähr 2000 derselben. Als man lange hin und her berathen und disputirt hatte, und doch kein Mittel sah, die Stadt vor den Franzosen zu bewahren, fragte der Mufti-Efendi, ob sich die Menge morgen mit Sonnenaufgang lieber mit den Waffen in der Hand durch die französischen Kolonnen einen Weg ins Innere des Landes bahnen, oder die Waffen strecken und sich den Franzosen ergeben wollte. Ein Theil der Janitscharen wählte das Erstere, der größere Theil hingegen das Letztere und hielt sich zu den Einwohnern, welche sich alle Mühe gaben, jenes verzweifelte Unternehmen zu hintertreiben, indem dadurch, wie sie sagten, die Wuth der Franzosen noch mehr gereitzt würde, wodurch dann leicht ihr Eigenthum und das Leben ihrer Weiber und Kinder gefährdet werden könnte. So wurde zum Glück für die ganze Stadt dieser falsche Anschlag des Mufti, wovon der Dei nichts wußte, und der auch gegen alle Bedingungen der Kapitulation war, von den Einwohnern unterdrückt.

36. Die Franzosen in Algier.

Des andern Morgens um neun Uhr, es war am 6ten Juli 1830, erscholl das Freudengeschrei der siegreichen Franzosen, und einige Brigaden von der ersten und zweiten Division hielten mit Trommelschall und klingendem Spiel ihren Einzug in Algier. Dumpf und schauerlich tönte die Musik und die Trommeln in den engen Straßen der Stadt, in welcher nie der taktmäßige Fußtritt der europäischen Krieger, noch der Hufschlag ihrer Rosse gehört worden war. Erschrocken über den gewaltigen Lärm zogen sich die Frauen und Kinder der Muselman's tiefer in ihre Harems zurük, während die Männer mit übergeschlagenen Beinen traurig und voller Unmuth an ihren Hausthüren saßen und die siegestrunknen Franzosen lustig und fröhlich zwei und drei Mann hoch an sich vorüber defiliren sahen.

Ich befand mich eben an dem Thor meines Spitals, als ein General mit seinem Stab an der Spitze einer Brigade dahergeritten kam. Er und alle seine Offiziere grüßten freundlich alle Muselman's, an denen sie vorüber kamen, so daß ich viele Türken ganz verwundert sagen hörte: »Seht

doch diese Ungläubigen, sie haben uns besiegt und sind dennoch sehr großmüthig und leutselig gegen uns. Wahrlich wären wir die Sieger, wir hätten nicht auf gleiche Weise gegen sie verfahren.« — Als der General an dem Spital angekommen war, hielt er ein wenig an, um dessen Bauart zu betrachten. Ich ging zu ihm hin und sagte ihm, daß dieses früher eine Janitscharen-Kaserne gewesen, nunmehr aber der Aufenthalt von ungefähr tausend Verwundeten sey! Erstaunt sah er mich an, aber wie stieg seine Verwunderung, als ich ihm sagte, daß ich der alleinige Arzt dieses Spitals und ein Deutscher sey, der schon seit fünf Jahren in Algier geschmachtet habe. „Nom de Dieu,“ rief er aus, »vor ihnen habe ich Respekt!» Er, sowie einer seiner Offiziere, welcher deutsch sprechen konnte, wünschten mir Glük zu meiner Befreiung, und indem die Brigade heranrükte, sagte er mir, er sey General Damremont und ich möge ihn nachher besuchen in dem mir so wohlbekannten Schloß, wo mein Gebieter, wo ich selbst so lange gewohnt. Ich versprach es ihm und verließ ihn, um meine Blicke nach dem geräuschvollen Hafen zu richten, wo eben sechs hundert Kriegs- und Transportschiffe im Begriffe waren, einzulaufen.

Des Nachmittags ließ mich Hassenatschi-Efendi dringend zu sich in sein Schloß bitten. Er war der Einzige von allen Ministern, welcher bis zur Ankunft der Franzosen auf seinem Posten geblieben war, um General Bourmont den Schlüssel zur Schatzkammer zu übergeben. Als er dieses gethan hatte, begab er sich in sein Schloß, fand aber dasselbe bereits durch Franzosen besetzt, denn jener General hatte sich schon mit seinen Stabsoffizieren dahin einquartirt und nicht ermangelt, wahrscheinlich aus Neugierde, mehrere Stuben zu erbrechen. Der Minister war trostlos, als er sah, daß man sein Eigenthum nicht achtete und eben nicht auf die rechtlichste Weise verschleuderte. Er protestirte gegen dieses Verfahren, aber man verstand ihn nicht und in dieser Noth schikte er einige Mal nach mir. Als ich zu ihm kam, bat er mich inständig, ihm doch zu helfen, daß man ihm erlaube, sein Vermögen fortzuschaffen. »Denn, sagte er, wenn sie mein Vermögen nehmen, so sollen sie auch mein Leben dazu nehmen, denn was soll ich armer Mann ohne Vermögen ferner anfangen!« Seine Klagen und billigen Forderungen rührten mich und ich beschloß ihm zu helfen, so gut ich selbst vermogte. Ich ging nun

zu den mir schon bekannten Offizieren und reklamirte das Eigenthum des Hassenatschi; ich protestirte heftig gegen ihr willkührliches Verfahren; sie wiesen mich aber rund ab. Später jedoch wandte ich mich, unterstützt von mehreren Offizieren, worunter auch einige Deutsche waren, an den General selbst und erinnerte ihn an die Bedingungen der Kapitulation, welche der Dei mit dem Obergeneral abgeschlossen hatte; und hierauf wurde mir die Erlaubniß ertheilt, den Minister und sein Eigenthum hinunter in sein Privathaus transportiren zu lassen. Damremont ließ nun dem Minister eine Ehrenwache von zwölf Mann geben, welche ihn in sein Privathaus begleiteten. Unterwegs weinte er, bat mich um mein Taschentuch, und gab mir für die Soldaten eine Handvoll Goldstücke. Dann ließ er durch vierzig Lastträger den Rest seines Vermögens, was er nicht schon in sein Harem geschafft oder durch französische Hände verloren hatte, dorthin tragen und erhielt von der Großmuth des Generals die Erlaubniß, mit einem jeden Transport einige Soldaten von der Wache als Bedeckung mitzuschicken, ohne welche Vorsicht schwerlich die Hälfte der Gegenstände an den Minister gelangt seyn würde; denn man kann

sich gar keinen Begriff machen, wie groß die Unordnung bei dem algierischen Straßengesindel war. Freilich hat es dieser brave General nicht umsonst gethan! — Als ich später zu Hassenatschi=Efendi kam, war er ausser sich vor Freude, weil ich ihm so treulich geholfen hätte, und wohl hundert Mal rief er aus: »Ich werde gegen dich dankbar seyn, ich werde dich fürstlich belohnen!« Ich freute mich ungemein darüber und fühlte einen gewissen Triumph. Aber bei mir konnte auch unser Sprichwort angewendet werden: Ein blöder Hund wird selten fett. Denn wäre ich damals klug gewesen und hätte mir augenbliklich eine Belohnung ausgebeten, ich hätte ohne Zweifel ein Geschenk von einigen tausend Gulden erhalten; aber Gefühle anderer Art hielten mich davon ab und, Gott sey Dank! obgleich mich später Mangel drükte, so hat mich's doch nie gereut, daß ich damals so und nicht anders gehandelt habe; und bei den bittersten Vorwürfen, die mir später hierüber vielfältig von Freunden gemacht wurden, konnte ich ganz ruhig seyn und ihnen sagen, daß doch in Algier mein Gewissen frei geblieben ist. Wäre der Minister noch längere Zeit in der Stadt geblieben, er hätte sicherlich sein Versprechen gehalten; da aber

einige Wochen später eine Verschwörung gegen die Franzosen entdekt wurde, an deren Spitze derselbe gestanden haben soll, so wurde er, sowie alle übrigen vom Komplott, plötzlich arretirt und mit französischen Kriegsschiffen nach der Türkei geschikt. Somit war mir diese Hoffnung verschwunden.

Auch meine beiden Stuben im Schlosse fand ich bei meiner Rükkehr aus den Spitälern erbrochen und alle Gegenstände, womit sie der Minister herrlich hatte ausschmücken lassen, verschwunden: viele schöne Kleider, einiges Geld und allerlei Kostbarkeiten, die mir bei Gelegenheit der Dei durch den Minister überreichen ließ, oder mir der Minister selbst geschenkt hatte. Ausser den herrlichen, gewöhnlichen Meubels befand sich in jeder Stube ein kostbarer türkischer Teppig, mehrere große Spiegel von Triest, eine englische Musikuhr und dgl. Alle Sachen waren für mich verloren und ich hatte nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trug. Doch in den ersten Gefühlen meiner Freiheit verschmerzte ich diesen Verlust sehr bald, ja ich kann sagen, daß ich ihn damals nie recht fühlte und freudig rief ich noch einige Mal: Wohl bekomme es denen, die sich's zugeeignet haben; denn ich war ja frei und was be-

durfte ich damals mehr. Auch war ein so kleines Vergehen den Soldaten bei einer solchen Gelegenheit leicht zu verzeihen, zumal da dieses herrschaftliche Schloß, als die Franzosen einmarschirten, von allen Bewohnern gänzlich verlassen war. Überhaupt sey's zur Ehre der französischen Nation gesagt, daß sich die Armee während der Einnahme von Algier so edelmüthig benommen hat, wie es sich von keiner andern in ähnlichen Fällen hätte erwarten lassen. Einzelne Vergehungen muß man nicht den Soldaten, als vielmehr dem Gesindel zuschreiben, das als Marketender mitzog.

Schändlich jedoch benahmen sich ausserdem einige vom Korps der Dollmetscher (Interprêts). Zum Glük waren deren nicht viele, denn sie würden ganz Algier ausgeplündert haben. Es waren meistentheils Juden, trugen französische Uniformen und entweihten diese auf die empörendste Art. So ging z. B. einer derselben, ein Jude aus Tunis, mehrmals in die Gärten nahe bei der Stadt, trieb von dort aus mehrere hundert Schaafe mit eignen Händen Händen nach der Stadt, um sie daselbst an andere Juden zu verschachern. Ebenso machte er es mit Pferden und Maulthieren. Freilich ging dieses

schändliche Gewerbe nur in den ersten Tagen, wo noch alles in der größten Unordnung durch einander ging, und wo beim Anblik einer französischen Uniform sich die Einwohner verkrochen. — Ein anderer Dollmetscher, ein italienischer Jude, warf eines Tages von dem Dache seines Hauses, das er bewohnte, Pistolen und Säbel in den Hof einer reichen Wittwe des ehemaligen Aga-Efendi Jachia. Bekanntlich war Algier's Bewohnern bei großer Strafe verboten, Waffen in den Häusern zurükzuhalten. Der Schurke wußte sich eine Kolonelsuniform zu verschaffen und fünfzehn gemeine Soldaten durch Versprechung von zehn Zechinen auf seine Seite zu bringen. Er drang nun mit diesen in den Hofplatz der Wittwe ein und indem er seine vorher eingeworfenen Waffen aufhob, schalt er die Wittwe eine Staatsverrätherin, weil sie gegen das Verbot der Behörde Waffen in ihrem Hause aufbewahre. Weinend betheuerte sie ihre Unschuld; allein der Betrüger sagte, sie könne sich nur dadurch vom Tode retten, daß sie ihm auf der Stelle 40,000 Zechinen auszahle. Jetzt durchschaute das schlaue Weib die Betrügerei und indem sie vorgab, sie habe nicht so viel im Hause, wolle aber durch ihren Jungen das

Fehlende holen lassen, befahl sie diesem leise, zum Obergeneral zu gehen und die Sache anzuzeigen. Dieß geschah. Als aber die Patrouille ankam, um die Betrüger zu entlarven, hatten sich diese, die auch die Lunte riechen mochten, schon aus dem Staube gemacht. Allein der Junge behauptete, den Schändlichen aus allen herausfinden zu können, und als zu diesem Endzwek das Dolmetscherkorps versammelt wurde, gab er ihn an; er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, aber seine Strafe durch die Bemühungen des Judenkönigs Bacri dahin gemildert, daß er aus dem Dolmetscherkorps gestoßen wurde.

Am zweiten Tage nach dem Einzuge der Franzosen suchte ich bei dem Obergeneral nach, daß man doch die algierischen Verwundeten durch französische Ärzte möchte behandeln lassen; und Bourmont gab sogleich den Befehl, daß von Sidi Ferusch, woselbst sich noch das Hauptspital befand, acht Chirurgen und ein Regimentschirurg nach Algier kommen und die dortigen Verwundeten verbinden sollten. Dieser schnelle und menschenfreundliche Befehl des Obergenerals rettete vielen meiner Verwundeten das Leben. Am andern Tage kamen die neun Ärzte, und mit der größten Freude trat ich an den Regiments-

Arzt, Herrn Schanbold, meine Stelle ab. Doch blieb ich noch einige Zeit bei denselben, um ihnen sowohl bei dem Verband behülflich zu seyn, als auch den Dolmetscher zu machen, welches bei wichtigen Fällen um so nöthiger war, weil die Ärzte nicht mit den Patienten sprechen konnten; und was das Schlimmste war, weil die Muselman's den Franzosen mißtrauten. Ich mußte daher alle meine Beredsamkeit anwenden, um sie zu überzeugen, daß sie gut und edelmüthig von den Franzosen behandelt würden.

Noch drei Tage half ich so den französischen Ärzten, während welcher Zeit ich verschiedene französische Offiziere kennen lernte, vorzüglich den Kommandant vom Generalstaab der II. Division, Conrad aus Straßburg, welcher nachher mein Gönner und Wohlthäter ward, sowie auch Gustav v. Montebello, den Sohn des General Lannes, und viele andere, deren Namen ich hier nicht alle nennen kann, die aber stets bei mir in einem freundschaftlichen Andenken fortleben werden. Bei der Armee fand ich auch einige Landsleute, die als Volontairs die Expedition mitmachten. Die beiden vorzüglichsten waren der Prinz Schwarzenberg und Gustav

Buch, Adjutant des Herzogs von Sachsen-Meiningen, der bei der ganzen Armee den Namen des braven Sachsen führte, der schönste Mann, den ich sah, im Felde der tapferste und im Umgange in jeder Hinsicht der gebildetste und beste Mensch, den ich auf meinen Reisen kennen lernte. Da er nur deutsch sprach, so wurden wir bald gut bekannt.

Der Zustand der Stadt war seit dem Einzuge der Franzosen wie umgekehrt. Alle Janitscharen, welche nicht verehelicht waren, erhielten Befehl, sich in den Hafen zu begeben, um sich durch französische Kriegsschiffe nach Smyrna bringen zu lassen. Ihre Zahl belief sich auf 2500. Die befreiten Sklaven sah ich zum Theil auf die Schiffe eilen, um ihre Heimath bald wieder zu sehen; andere sich zu den Soldaten in die Kasernen oder Bivouacs einquartiren; wieder andere trieben sich in den Judenkneipen herum und wälzten sich dann berauscht auf den Straßen. Die Juden waren ganz ausgelassen vor Freude; wie Wahnsinnige liefen sie auf den Strassen umher. Da ihnen zuvor alle ausser schwarze oder dunkelblaue Kleider zu tragen, so wie auch in den Straßen von Algier zu reiten streng verboten war: so setzten nun einige Kinder Israel rothe

Käppchen auf und unternahmen das große Wagestük, auf Maulthieren durch die Stadt zu reiten. Viele Tausende folgten ihnen zu Fuß und riefen unaufhörlich: Jaudi-m'serach, Jaudi-m'serach (Die Juden sind frei)! Ich fand mich eben mit dem Marquis de Gramont, der als bairischer Rittmeister die Expedition mitmachte, in einem Kaffeehaus zunächst der großen Hauptwache, als dieser lärmende Zug von Juden vorüberzog. Der Kapitain der Wache wußte nicht, was der Auflauf zu bedeuten habe, ließ schnell die Trommel rühren und die Wache unters Gewehr treten. Die meisten Juden wurden, als sie die Bewegung der Wachen sahen, von einem panischen Schrecken ergriffen, und erholten sich erst wieder, als der Kapitain die Wache entfernte. Darauf rief ein anderer: „vive la France!“ und alle Juden riefen begeistert nach: „viva la Fränsis!“ Ich rief: „viva la Jaudi!“ und „viva la Jaudi!“ rufend zogen sie nun durch die ganze Stadt. Aber dabei ließ es das rohe schmutzige Volk nicht bewenden; sie zeigten deutlich, daß sie noch keiner Freiheit würdig sind. Denn als sie sich in großen Haufen beisammen und von den Franzosen einigermassen begünstigt sahen, da waren sie furchtlos, und

wenn sie einzelne Muselman's, vorzüglich Kinder, antrafen, mißhandelten sie dieselben auf die elendeste Weise; und bei all diesem Übermuthe glaube ich dennoch würde ein einziger bewaffneter Türke Tausende von ihnen in die Flucht geschlagen haben. Diese Üppigkeit der Juden wurde bald ein wenig gemindert, als der Obergeneral eine Municipalität, bestehend aus den reichsten Stadteinwohnern *) errichtete. Diese war bestimmt, Ordnung und Recht unter den Muselman's zu handhaben. Aber auch sie war äusserst parteiisch, denn gegen Araber war sie zwar einigermaßen gerecht, allein gegen die noch wenigen zurükgebliebenen Türken ließ sie sich die größten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Diese

---

*) Die eigentlichen Bewohner der Stadt Algier sind die Biled-Arabi und die Kuloli. Die Biled-Arabi (Stadt-Araber, ebenso fälschlich Mauren genannt) erzählen, daß zur Zeit von Hairadin-Pascha ihre Zahl nur klein gewesen sey, und daß sie sich erst später durch die Vermischung mit den Türken so vermehrt hätten. Bekanntlich bringen die Türken keine türkischen Frauen mit nach Algier, sondern verheirathen sich daselbst mit den Töchtern der Arabi. Die Kinder aus diesen Ehen werden Kuloli genannt, deren Kinder aber wieder zu den Biled-Arabi gerechnet.

Unglücklichen waren nun von allen Seiten bedrängt und sie schienen nun das zu seyn, was zuvor die Juden waren; allein was mir in ihrem Unglücke am besten an ihnen gefiel, war, daß sie sich nicht zur gemeinen Kriecherei herabließen, so wie ehemals die unwürdigen Araber und Juden gegen sie zu thun pflegten; sie blieben wie zuvor die dummstolzen Türken, die auch im Unglük durch ihre stolze Haltung über jene hervorragten.

Von den Lesern verlangen vielleicht manche, daß ich auch etwas über die weltberühmten Schätze des Dei sagen soll, indem sie voraussetzen, daß ich zufolge meiner langen Anwesenheit in Algier auch wohl viel darüber erzählen könnte. Allein in Algier gab es kein größeres Geheimniß, als den Werth der Schatzkammer, und ich weiß aus sicherer Quelle, daß ausser dem Dei und dem Hassenatschi-Efendi kein Mensch in Algier war, der genau wußte, wie stark der Staatsschatz sey. Dabei muß ich noch bemerken, daß es sogar eine mißliche Sache war, sich viel nach dem Staatsschatze zu erkundigen; denn man machte sich dadurch verdächtig, als habe man Absichten darauf. Kein Türke ließ sich je mit mir über diesen Gegenstand in ein Gespräch ein. Alle,

die ich darüber fragte, vermieden sorgfältig das Gespräch und am Ende schien es mir, als kenne man in Algier nur zwei wichtige und heilige Gegenstände, den Kur-ahn und die Schatzkammer. Der eigentliche Grund, warum man so geheim damit war, rührte daher, daß man fürchtete, der Sultan oder ein europäischer Fürst möge, von dem reichen Schatze angelokt, Algier bekriegen und den Schatz hinwegführen. Denn ein Morabot hatte es längst schon prophezeiht, daß einst eine Macht übers Meer kommen, Algier besiegen und seine Schätze wegnehmen werde.

37. Mein Aufenthalt beim Bei von Titteri.

Eines Mittags ward ich zu wiederholten Malen durch einen Boten zu Mustapha Bei eingeladen, lehnte es aber ab und schützte theils Geschäfte, theils Müdigkeit vor, weil ich nicht wußte, was man mit mir wollte, bis mir endlich ein Pferd geschikt wurde. Der tapfere Bei von Titteri befand sich mit dem Mufti in einer herrlichen kühlen Kocschke (Gartenhaus), eine Viertelstunde vor der Stadt. Freundlich erwiederten beide meinen Gruß, und der

Mufti, welcher mich schon seit lange kannte, indem er früher nicht selten Hassenatschi-Efendi besuchte, redete mich an. Nachdem er vielfältig meiner Verdienste erwähnt, welche ich mir um die Muselman's erworben hätte, sagte er: der Bei von Titteri sey vom Obergeneral Bourmont hierher berufen worden, um von demselben als Aga-Efendi über den ganzen Staat von Algier anerkannt zu werden. Da derselbe nun einige Leute in seiner Nähe haben müsse, auf die er sich verlassen könne, so habe er mich demselben vorgeschlagen, daß er mich als Schatzmeister, Dollmetscher und Arzt zu sich berufen solle. Obgleich nun dieser Antrag für mich äusserst schmeichelhaft und diese wichtige Stelle höchst einladend seyn mußte, so drängten sich doch augenbliklich meinem Innern tausend triftige Gründe auf, die mich bewogen, es abzuschlagen. Ich that es, indem ich beiden Herren für ihr Zutrauen dankte, aber bemerkte, daß ich dieses, bei ihnen so wichtige Amt, nicht annehmen könne. Der barsche Bei wurde ärgerlich, der schmeichlerische Mufti hingegen wurde noch geschmeidiger, und beide verlangten meine Gründe zu hören. Da sagte ich zu ihnen: »Nach jahrelangem Leiden ward ich jetzt endlich von türkischer

Sklaverei erlös't, die mich so lange vom Vaterlande entfernt hielt. Soll ich diese goldene Freiheit nun wieder mit eurer goldenen Sklaverei vertauschen, indem ich abermals mein Schicksal an das eurige knüpfe? Ferner, was euer Schatzmeisteramt betrifft, bei dieser Stelle kann sich ja kein Muselmann lange erhalten, und wer nicht schnell als Betrüger oder Dieb davon zu kommen weiß, der wird bald das Opfer der Neider oder der Launen des Bei.« Der Bei lachte nun hoch auf, und sagte: »Das können keine Gründe seyn, wodurch sich ein braver Mann abhalten läßt, ein Amt anzunehmen. Da hätte ich damals, als mich der Dei zum Bei von Titteri machte, mehr Ursache gehabt, es auszuschlagen, allein so weit dachte ich gar nicht, und es hat mich auch noch nicht gereut. So nehme auch du nun jenes Amt an, es wird auch dich nie gereuen. Du bist ja nun kein Sklave mehr, und wenn du es auch noch wärest, so würdest du dich bei mir doch nicht zu beklagen haben; denn dich ehrte der Muselman auch als Sklave; dafür spricht dein früheres Betragen, wovon mir so eben der Mufti-Efendi Vieles erzählt hat. Was deine Furcht vor einem etwaigen Sturze betrifft, so ist sie bei mir ganz ungegrün-

det, denn ich habe noch nie einen meiner Beamten ermorden lassen; auf Verläumdung höre ich nie, und wenn ich zuweilen zornige Anfälle habe, so geht mir Alles aus dem Wege und nachher ist Alles wieder in Ordnung, dafür bürgt dir mein fürstliches Wort!« Der schlaue Mufti wandte ebenfalls alle Beredsamkeit an, um mich zu gewinnen; er schwur beim Kopf des Propheten, daß es mir gut gehen werde und schlug endlich dem Bei vor, um mich ganz sicher zu stellen, wollte er mir eine Handschrift (eine Art Ferman) geben, die er (der Bei) selbst und der Obergeneral Bourmont unterzeichnen sollten. Dem Bei leuchtete dieses ein, und er dictirte ihm also: »Ich Mustafa, Beï von Titteri, habe den freien Vorzeiger dieses als Hassenadar, Tabip und Tertschiman in meine Nähe gezogen, und verspreche, denselben, so lange er bei mir ist, zu ehren und reichlich zu beschenken; so wie auch, wenn er mich wieder verlassen will, denselben mit seinem Eigenthum von dannen ziehen zu lassen.« Nun folgte die Unterschrift des Mufti, und da der Bei seinen Namen nicht schreiben konnte, so drükte er sein Sigel auf, und an demselben Nachmittage versprachen beide mit mir in die Kassaba zu reiten, um diese

Handschrift auch vom Obergeneral Bourmont beglaubigen zu lassen.

Ich versprach wirklich zu bleiben, und barsch, aber doch treuherzig, nöthigte mich nun der Bei, meinen vorigen Platz zu verlassen, und mich an seine rechte Seite zwischen ihn und den Mufti zu setzen. Indem ich dieses that, reichte er mir seine Dose zum schnupfen, und sagte mit einem traulichen Tone: »Verdammter Hund, wenn du bei mir bleiben willst, so mußt du mir deine Hotscha-Laflari (gelehrten Komplimente) weglassen! Du mußt immer offen und frei an meiner Seite seyn; nur dann, wenn ich heftig werde, rathe ich dir, dich schnell zu entfernen. Jetzt befiehl, daß dir Pfeife und Kaffee gebracht werden!« Ich befahl es und nun tranken der Bei-Efendi, der Mufti-Efendi und der neue Hassenadar-Efendi zum ersten Male mit einander Kaffee. Während ich nun dem Bei und dem Mufti Allerlei erzählte, kamen etliche zwanzig von der Bedienung des Bei, um mir mit einem Handkuß zum Antritte meines Amtes zu gratulieren. Nach der Landessitte zog ich meinen Geldbeutel und schenkte einem jeden von ihnen, bis er leer war; als aber der Bei bemerkte, daß mein Geld nicht hinreichte,

sagte er zu den übrigen Dienern: »Nun, ihr Hunde, seyd ihr noch nicht bald zu Ende! Laßt jetzt meinen Hassenadar in Ruhe!« Hierauf reichte er mir einen Schlüssel, und befahl mir, ein in seiner Nähe stehendes Kästchen zu öffnen und ein Säckchen, mit Dollars gefüllt, zu mir zu stecken. »Denn, sagte er, wir wollen nun zum Obergeneral in die Kassaba reiten, und da wirst du Geld nöthig haben.« Nun mußte ich dem Stallmeister befehlen, für den Bei, den Mufti und mich Pferde zu satteln. Am Thore des Gartens befand sich ein Detachement französischer Grenadiere, die der Obergeneral dem Bei zur Ehrenwache gegeben hatte. Als wir an das Thor kamen, trat die ganze Wache unter's Gewehr und präsentirte vor dem Bei. Da fragte er mich, was dieses Manoever eigentlich zu bedeuten habe? Auf meine Erklärung freute er sich ungemein und befahl mir, der Wache ein Trinkgeld zu geben. Ich reichte dem Lieutenant eine Handvoll Dollars mit dem Bemerken, sich und der Wache dafür einen fröhlichen Nachmittag zu machen! »Geiziger Hund,« rief der Bei, du hast ja den Hunden zu wenig gegeben! Willst du jetzt schon sparen? Warte, bis wir in's Innere von Afrika kommen, dort wirst du bei den

Arabern schon genug sparen können!« Mit Vergnügen gab ich dem Offizier noch eine Handvoll Dollars und „Vive le Beï“ riefen die Soldaten. Dann befahl er mir, die Soldaten ein wenig manoevriren zu lassen; endlich wollte er auch, daß sie Feuer geben sollten. Auf meine Vorstellung jedoch, daß dieses auf dem Wachtposten nicht üblich sey, lachte er laut auf und entfernte sich.

Schweigend ritt ich an seiner Seite. Was ist doch mein ganzes Leben, dachte ich; wie hat mich doch schon so wunderbar die allgütige Vorsehung durch labyrinthische Wege geleitet, und wähnte ich mich auch oft gänzlich verlassen, so fühlte ich doch bald wieder ihre väterliche Liebe, und selbst an den kalten Pforten des Todes erwärmte mich ihre Güte. Was war ich vor drei Jahren, und was bin ich nun? Damals ein armer Sklave und nun ein reicher Herr an der Seite eines Fürsten, und was wird noch in Zukunft aus mir werden? Werde ich auch von diesem schlüpfrigen Wege wieder zurük in mein Vaterland kommen? — „Allach kerrihm!“ (Gott ist reich und gütig!) hörte ich eben den leichtsinnigen Bei zum Mufti sagen, mit dem er sich unterhalten hatte. »Ja,« sagte ich, »du hast Recht,

Allach ist sehr kerrihm, das dachte ich eben auch,« und so waren wir an das Stadtthor angelangt.

Endlich bei der Kassaba angekommen, verlangten wir eine Zusammenkunft mit dem Obergeneral. Dieser aber ließ uns auf einen andern Tag bestimmen, indem er sich durch den Tod seines Sohnes, der eben erfolgt war, entschuldigen ließ, und unverrichteter Sache langten wir wieder im Garten des Aga an. Am Abend bewirthete ich die Offiziere und Unteroffiziere von unserm Detachement mit Wein, Orangeade und Limonade, und brachte mit ihnen in einer Laube einer jener schönen Sommerabende hin, die nur dem Süden eigen sind. Ein wenig spät kam der Bei in seinen Mantel gehüllt. Verwundert fragte er mich, wie wir uns unterstehen könnten, in seinem Garten ein Weinfest zu feiern? »Wie kannst du darüber zürnen?« rief ich; »wir trinken ja auf deine Gesundheit und lange Regierung; — und »Es lebe Mustapha Bei!« rufend, leerten wir unsere Gläser. Lachend sagte er: Ich trinke ebenfalls von jeher selbst gern ein Glas Wein, übrigens zu euch möchte ich mich doch nicht setzen; bringe mir daher eine Flasche hier gleich oben an den Brunnen. Ich trug sogleich zwei Flaschen an den bezeichneten

Ort, und obgleich ich mich wieder entfernte, so glaube ich doch versichern zu können, daß sie der Gläubige nicht ausgeschüttet, sondern wahrscheinlich eine Flasche auf seine eigene Gesundheit, und eine andere auf die des Propheten geleert hat. Später habe ich an verschiedenen Abenden selbst mit ihm in Kompagnie getrunken.

Noch einige Worte über den Charakter des Bei. Er hatte ein rauhes, abstoßendes Äußere, war aber auch nicht so verschmitzt und heimtückisch, wie mein ehemaliger Gebieter, der Hassenatschi-Efendi. Er war in hohem Grade leichtsinnig, dabei aber tapfer, ja selbst tollkühn in der Schlacht. Ein Lüstling jeder Art, verschmähte er dennoch das weibliche Leben im Harem und tummelte sich lieber zu Pferde Tag und Nacht auf der Jagd herum. Wem er einmal sein Zutrauen schenkte, der konnte ihn wie ein Kind nach Belieben leiten und mit ihm spielen. Vom ersten Tag an schenkte er mir sein volles Vertrauen, und da ich nie gesonnen war, dasselbe zu mißbrauchen und mich bald in seine Launen zu schicken wußte, so kam ich äußerst gut mit ihm zurecht. Mehrmals fragte er mich bei Gelegenheit, was ich von ihm hielte? Ich sagte ihm offen: seinen großen Leicht-

sinn, heftigen Jähzorn und seine übrigen abscheulichen Leidenschaften abgerechnet, könne man ihn allenfalls unter die mittelmäßig Guten rechnen. »Lieber Hund,« sagte er alsdann, »du hast Recht, du sprichst Wahrheit, und ich bitte dich, mache mir recht grobe Vorwürfe, denn ich bin oft ein Narr!« Doch machte ich wenig Gebrauch von diesem Recht, das er mir selbst über sich einräumte; ich hielt beständig eine gewisse Linie zwischen uns beiden und erlaubte mir nie in Gegenwart anderer Diener, ihn mit seiner eigenen Münze wieder zu bezahlen. Nur zweimal erinnere ich mich, ihn ziemlich ausgescholten zu haben, einmal auf einem Spazierritte, wo er ungemein über seinen Stallmeister aufgebracht war, weil derselbe ihm statt seines Lieblingspferdes ein anderes satteln ließ, und wo er so heftig wurde, daß er seinen Säbel zog und eben auf den erschrokkenen Araber einhauen wollte, als ich zwischen beide sprengte; zum Glük fiel mir ein, die Aufmerksamkeit des Bei auf das schöne Manoeuvre zu leiten, welches die erste Division unter General Berthezène in unserer Nähe ausführte. Er wandte sich schnell dahin, und vergaß allen Groll. Nachher aber machte ich ihm die bittersten Vorwürfe über

sein Betragen, welche er auch mit der größten Gelassenheit hinnahm und sich selbst mehrmals einen großen Narren schalt.

Fünfzehn Tage brachte ich so recht angenehm bei dem Bei zu, in welcher Zeit ich fast täglich mit demselben, oder auch mit französischen Offizieren, entweder auf die Jagd, oder in die Stadt ritt, wo ich eine Menge deutscher und französischer Offiziere und Ärzte kennen gelernt hatte. Auch unterließ ich nicht, noch öfters den Dei und Hassenatschi-Efendi vor ihrer Abreise zu besuchen.

Der Bei war während dieser Zeit höchst aufgebracht, weil ihn der Obergeneral so lange auf sich warten ließ und beständig mit glatten Worten hinzuhalten suchte. Bourmont hatte nämlich dem Bei versprochen, ihn als Aga-Efendi anzuerkennen unter der Bedingung, daß er allen Tribut des ganzen Staates an die Franzosen, sowie ehemals an den Dei, abliefern sollte. Der stolze Bei, welcher dabei weiter nichts beabsichtigte, als nur über die Afrikaner (welche alle vor ihm zitterten) herrschen zu können, war bereit, sein Harem und seinen Schatz von ohngefähr einer Million Dollars (wie er mich selbst versicherte) von Titteri aus nach Algier als

Pfand zu bringen. Wahrlich eine große Garantie, und dennoch war Bourmont nicht zufrieden. Er ließ sich von einigen reichen Juden und Mauren, welche Feinde des Bei waren, bereden, und, wie man mit einigem Grunde glaubt, auch durch deren Geld bestechen, mit Mustapha Bei zu brechen, und nachdem er denselben lange mit leerer Hoffnung hingehalten hatte, ließ er ihm endlich eines Tags verkündigen, »er möge vorläufig Algier und dessen Nähe verlassen, indem man ihm vorerst keine Hoffnung auf die Aga-Stelle geben könnte, weil dieselbe bereits an einen arabischen Kaufmann vergeben sey.« Mit Erstaunen sah ich diese Intrigue des Obergenerals an, und dabei fiel mir nun freilich etwas zu spät ein, daß ich hierbei etwas Wichtiges versäumt hatte; denn ich hätte dem leichtsinnigen, schlichten Bei, der an so etwas auch gar nicht dachte, gerathen, dem Verräther bei Waterloo ein kleines Präsentchen von etwa 25 bis 30,000 Dollars zu schicken, so würde uns dieses kleine Opfer gewiß die volle Huld und Gnade des Eroberers der Kassaba zugesichert haben. Der schlaue arabische Kaufmann Sidi Hamdan hatte uns den Strauß abgejagt, weil er sein Geld besser zu verinteressiren wußte, als wir;

doch hatte er auch den verschmitzten Finanzminister des Obergenerals, den Juden Bacri, ganz auf seiner Seite, mit dem er, wie ich hie und da murmeln hörte, im Voraus schon einen Vertrag abgeschlossen hatte, demzufolge der Jude alle Produkte, welche der Aga-Hamdan von den Arabern stehlen würde, verschachern müsse, wobei denn freilich die französische Regierung wenig gewonnen haben würde; und sollte etwa der Obergeneral hinter ihre Streiche kommen, so könnte man ja dem Nimmersatt die Kehle mit Gold stopfen.

Der Bei war über diese Betrügerei wüthend und ergoß sich in Schmähungen aller Art gegen den Obergeneral Bourmont. »Nun,« sagte er, »wenn mich die Franzosen nicht als ihren treuen Freund haben wollen, so will ich denn ihr verderbender Feind seyn; ich will alles aufbieten, um alle Herzen der Afrikaner gegen dieselben zu stimmen, und ich werde nicht eher ruhen, bis ich mich fürchterlich an den Verräthern gerächt habe für diese offenbare Beleidigung.« Nun befahl er mir, schnell packen zu lassen, um nach Titteri zu gehen.

Ich hatte einen schweren Kampf mit mir selbst. Was sollte ich thun? Sollte ich nun, da sich der

Bei selbst zum erbittersten Feind der Franzosen erklärt hatte, länger bei ihm bleiben und somit selbst ein Feind derselben werden? Sollte ich den, obwohl rohen, aber doch guten Mustapha Bei verlassen, der mir so ganz sein Zutrauen geschenkt hatte und gewiß nicht daran dachte, daß ich ihn verlassen würde? Ich beschloß das Letztere und eilte wirklich gerührt zum Bei, um Abschied zu nehmen. Erstaunt rief er aus: »Willst auch du mich verlassen? Nicht doch, du bist ja mein Freund; du begehst einen Verrath, wenn du mich verlässest, und es wird dir nie wohlgehen, wenn du den Freund verräthst!« »»Ich gehe, sagte ich, »»ohne dich zu verrathen, und danke dir für deine Freundschaft. So sehr ich wünsche, bei dir bleiben zu können, um länger deine Freundschaft zu genießen, so kann ich doch nicht mit meinem Volke brechen.«« Er antwortete: »Nun, wenn du mich denn verlassen willst, so gehe hin, aber bald wirst du von meinen Thaten hören, und es wird dich gereuen, daß du nicht bei mir geblieben bist!« Hierauf ließ ich mir ein Maulthier satteln, und ritt mit meinem treuen Knecht Hamihd Lochwadi nach der Stadt.

Wie viel hätte ein glüklicher Gedanke bewirkt,

der niedrige Gedanke an die Bestechlichkeit eines als unredlich bekannten Mannes. Wie nahe lag er, wie angemessen war er meinem neu übernommenen Amte; aber wie weit stand er zurük hinter den Gefühlen der Freiheit und der Rechtlichkeit, hinter der Erinnerung der überstandenen Leiden und Glüksfälle, hinter den Gedanken in eine neue, weite, unahnbare Zukunft! Wäre Mustapha Oberhaupt des Staats geworden, so war ich sein erster Diener, sein Freund, wahrlich eine glänzende Stelle und wohl verführerisch für einen jungen Mann von kaum ein und zwanzig Jahren! Aber der Himmel hatte anders verfügt und gewiß besser. Ich sollte mein Vaterland und meine Freunde wiedersehen!

38. Weitere Vorfälle bis zu meiner Abreise.

Ich ging nun in das Schloß des ehemaligen Marineministers, woselbst sich der Generalstaab der zweiten Division einquartirt hatte. Bei diesem befanden sich meine nachherigen Freunde und Gönner, der Kommandant Conrad aus Straßburg und Buch, unser brave Sachse. Der edle Conrad sorgte nun für mein Unterkommen, da aber in diesem Schlosse

kein Raum mehr für mich war, indem zu viele Staabsoffiziere daselbst logirten, so mußte ich mich in einem neben an das Schloß gränzenden Hause einquartiren; die Tafel jedoch hatte ich im Schlosse mit den Offizieren gemein.

Als ich den Bei verließ, bestand meine ganze Baarschaft an Geld in zehn Dukaten aus dem kleinen Tresor des Bei, wenn ich diese dem Bei hätte zurükgeben wollen, würde er mir gewiß noch ein Geschenk dazu gegeben haben. Derselbe hatte mir auch früher eine kostbare mit Gold besetzte Kleidung gegeben, so daß ich deren nun wieder zwei besaß. Übrigens mußte ich auch während der Zeit einen für mich bedeutenden Verlust erleiden, der mir freilich der Vorbote eines weit größeren seyn sollte. Diebische Hände nämlich raubten mir eine Dose von Elfenbein, stark mit Gold beschlagen, an Werth ungefähr achtzehn Dukaten. Sie war ein Präsent vom ehemaligen Hafenkapitain, dessen Eidam ich in Folge einer Schußwunde behandelt hatte, und ihr Verlust schmerzte mich um so mehr, da es das Einzige war, was ich auf diese Weise bekommen hatte.

General Damremont ließ mir durch seinen Regimentsschneider vom neun und vierzigsten Regiment

verschiedene europäische Kleider machen und die Staabsoffiziere, vorzüglich die zwei braven Landsleute, Conrad und G. Buch, versahen mich hinlänglich mit Wäsche, so daß ich nun im Stande war, meine türkischen Kleider zu verkaufen; und obgleich ich sie um einen äusserst billigen Preiß ließ, so lös'te ich doch 1400 Francs daraus. Die Hälfte dieser Summe brachte ich sogleich meinem Gönner, dem dänischen Gesandten, Herrn Karslenzen, und dieser gab mir einen Wechsel auf das Haus Fressinet in Marseille. Die andere Hälfte, meist aus spanischen und italienischen Goldstücken, so wie auch aus allerlei afrikanischrn Münzsorten bestehend, gedachte ich mit nach Europa zu nehmen, zu welchem Ende ich sie in meiner Wohnung aufbewahrte. Ausserdem gehörten noch zu meinem Vermögen die beiden Maulthiere, auf denen ich und mein braver Knecht aus dem Garten des Bei geritten waren. Ich schenkte sie diesem jungen Lochwadi *), der

---

*) Die Lochwadi, ein kleiner Volksstamm, bewohnen die Tschibel - Ammer und Tschibel - Lochwadi, zwei Berge, die an die Sachara gränzen, leben theils von ihren Heerden, theils von Ackerbau, der freilich bei ihrem dürftigen Boden sehr unbedeutend

mich schon drei Jahre bedient hatte und nun wünschte, seinen alten Vater daheim wieder zu sehen. Aus den Geschenken, die ich ihm früher im Schlosse des Hassenatschi machte, hatte er sich gegen 200 fl. erspart, und diese Thiere hatten für ihn in seiner Heimath einen größern Werth, als für mich.

Einige Freunde riethen mir nun, mich um eine Kommissairstelle bei einer Verwaltungsbehörde zu melden, zumal da ich die türkische und arabische Sprache ziemlich geläufig sprechen könne. Kommandant Conrad bewarb sich selbst für mich, und bei der Administration, welche die Waizenmagazine verwaltete und unter dem Director Frossart stand, wurde mir eine solche angeboten mit einem monatlichen Gehalt von 150 Francs und Offiziers-Ration, welche in Wein, Weißbrod, Fleisch und Reis bestand. Ich wollte sie annehmen, allein Conrad und mehrere andere waren dagegen. Sie meinten: ich habe nicht Ursache, mich hierin zu übereilen, indem mir vorerst nichts mangele, ich solle es abwarten, bis sich eine

---

ist. Sie bekennen sich zum Dihn-Islam, und werden von einem Kaid regiert. Sie sind starke schöngebaute Leute von lebhaftem, aber treuem und redlichem Charakter.

Stelle von 5 bis 600 Francs monatlich darbieten würde, deren bald mehrere vacant würden; »denn«, sagten sie, »jetzt ist der Zeitpunkt, wo Sie eine gute Anstellung erwarten dürfen; wenn aber wir, Ihre Beschützer und Freunde, nicht mehr in Algier sind, so wird es Ihnen schwer werden, von der Stelle von 150 Francs zu einer solchen von 5 bis 600 Francs zu avanciren; denn jetzt kennt man Sie und interessirt sich für Sie, und vorerst haben die Franzosen noch nicht die Landessprache gelernt, später aber ändert sich alles dieses, und Sie sitzen hinten an.« Ich war vollkommen mit ihnen einverstanden und beschloß, es ruhig abzuwarten.

Während dieser Zeit besuchte ich oft den dänischen Gesandten und dessen Bruder, wo ich stets mit herzlicher Freude aufgenommen wurde. Der Gesandte war ein äusserst humaner Mann und bedauerte oft, daß er von meinem langen Aufenthalt in Algier nichts erfahren hätte, er würde mich gewiß befreit haben. Kommandant Conrad selbst war gerührt von den Freundschaftsbezeugungen, die mir in diesem Konsulatsgebäude zu Theil wurden, und war geneigt, diese edlen Menschen kennen zu lernen. Später war ich wirklich so glüklich, ihn bei einer gün-

stigen Gelegenheit dort einzuführen, und auch er fühlte sich sehr bald dort einheimisch. Es war damals in Algier für einen Offizier ein sehr großer Gewinn, wenn er in einem solchen traulichen Familienkreise von so guten Menschen Aufnahme fand. Denn nach vielen Mühseligkeiten und Kriegsgefahren konnten nun freilich die tapferen Krieger ausruhen; da aber die Stadt den Lebenslustigen wenig Vergnügen darbot, so wurden sie bald von schreklicher Langeweile geplagt. Den Tag über war bei einer Hitze von 38 bis 40 Grad (Reaumur) an einen Spaziergang nicht zu denken, und wollte man dieses des Morgens oder Abends versuchen, so war man dem Überfall der Araber ausgesetzt, welche beständig umherschlichen und mord- und raubgierig manchen Franzosen ermordeten. Wollten die Offiziere nicht in den dunkeln und schmutzigen Straßen umhergehen, so blieb ihnen nichts übrig, als sich in ihren Wohnungen oder auf den Terrassen durch allerlei Spiele zu unterhalten und die übrige Zeit ausser dem Essen mit Schlafen hinzubringen.

Fast täglich besuchte ich auch den Prinzen von Schwarzenberg in der Kassaba, der mir im Umgang aber mehr wie ein freundschaftlicher bürgerlicher

Landsmann vorkam, als wie ein so hoher Prinz. Plötzlich kam die Nachricht von den Julitagen, und als ich an einem Morgen zu ihm wollte (um mit ihm einige, für uns beide wichtige, Geschäfte abzumachen), war er in der Nacht abgereist.

Als die Nachricht von den Vorfällen in Paris bekannt wurde, erregte sie bei der ganzen Armee die größte Freude, und unter dem Donner der Kanonen aller Forts und aller Schiffe wurde die dreifarbige Fahne aufgepflanzt. Selbst die Frauen der Einwohner, welche sich eben auf den Dächern befanden, bezeigten ihre Freude darüber; denn unter Händeklatschen riefen sie: »die bunte Fahne ist schöner, als die weiße!« Mit dem Untergang der weißen Flagge hatte auch das Kommando des Marschall Bourmont sein Ende erreicht, und General Desprez, ehemals General vom Staab, übernahm provisorisch das Kommando der Armee, bis bald nachher der neue Oberbefehlshaber Clauzel aus Frankreich anlangte. Um diese Zeit kam die Escadre von sechs Kriegsschiffen und 4000 Mann Landungstruppen, welche unter General Damremont nach Bona geschikt worden war, von daher zurük. Damremont wußte noch nichts von der Julirevolution, führte

noch die weiße Flagge an Bord und war nicht wenig erstaunt, in ganz Algier die dreifarbige Flagge zu sehen. Die Escadre legte ausserhalb des Hafens bei und traute nicht herein zu segeln. Der Admiral und der Hafenkapitain schikten ihr jedoch sogleich Schaluppen entgegen, welche sie mit dem Vorgang der Sache bekannt machten und sie aufforderten, die Flagge der Bourbons zu streichen, was denn auch sogleich geschah.

In Algier selbst herrschte übrigens große Noth, sowohl unter der französischen Armee, als auch unter den Einwohnern; denn die Soldaten konnten weder das Klima, noch die zum Theil schlechten Lebensmittel, als Kräuter, Südfrüchte u. dergl. vertragen. Dazu kamen noch bei der großen Hitze die ungeheuern Anstrengungen, denen sie sich beständig unterziehen mußten, dabei ihre schlechten Wohnungen, indem der größte Theil der Armee wegen Mangel an geräumigen Lokalen vor der Stadt unter Zelten oder elenden Baracken aus Reisern bivouaquiren mußten, und so der Hitze des Tages und den kalten und äusserst schädlichen Reifen der Nacht ausgesetzt waren. In Folge dessen wurde ein großer Theil von der Ruhr befallen, woran auch mehrere Tausend starben.

Die Organisation der Stadt war für die Franzosen eine schwierige Aufgabe, und trotz aller Bemühungen der Behörden konnten sie dieselbe nicht zu Stande bringen. Überall stieß man auf Mißverständnisse, überall auf Fehler, und indem man die Sitten, Gebräuche und Sprache der Einwohner nicht verstand, behandelte man sie einmal zu strenge, das anderemal zu gelinde, wodurch denn unter denselben die Unordnung allgemein wurde. Zu diesem kam noch die große Theurung der Lebensmittel, so daß unter Vielen eine Hungersnoth herrschte, welcher auch der elende arabische Kaufmann, der nunmehrige Aga-Efendi, nicht abhelfen konnte. Diese Noth rührte beinahe ganz allein von Mustapha Bei her; denn mit einer bedeutenden Armee umschwärmte er in einer Entfernung von einigen Meilen die Stadt und drohte sogar, dieselbe zu überfallen. Er hatte eine Zeitlang allen Afrikanern bei Todesstrafe verboten, Lebensmittel in die Stadt zu bringen, und alle Unterhandlungen und Bemühungen von Seiten der Franzosen und Stadteinwohner waren fruchtlos geblieben. Dieses war die Rache meines schwer beleidigten Freundes!

Mehrere Staabsoffiziere, worunter auch unser

braver Sachse, kehrten jetzt nach Europa zurük, und somit blieben einige Zimmer im schon erwähnten Schlosse unbewohnt. Der Chef des Generalstaabs, mein alter Freund Conrad forderte mich nun auf, mich zu ihnen in's Schloß einzuquartiren. Mit Vergnügen leistete ich Folge, und obgleich ich in meinem alten Quartiere recht bequem wohnte, so hatte ich doch weniger Unterhaltung, als im Schlosse. Hier blieb ich nun bis zu meiner Abreise, aber zum Abschied von Algier mußte mich das Unglük noch einmal heimsuchen. Mein chirurgisches Verbandzeug, die Instrumente alle von Silber, einen Wechsel von 700 Francs und ferner 700 Francs an baarem Gelde hatte ich in einem Wandschrank liegen. Eines Tags fand ich denselben erbrochen und daraus die Börse mit den 700 Francs entwendet, während das Verbandzeug und der Wechsel liegen geblieben waren. Alle Offiziere unsers Schlosses waren äusserst aufgebracht, als sie meinen Unfall erfuhren. Die ganze Dienerschaft, welche zum Theil aus Franzosen, Mauren und Negern bestand, wurde strenge examinirt und alle ihre Effekten untersucht, allein vergebens, man fand nirgends eine Spur von dem Entwendeten. Unser Verdacht fiel am meisten auf zwei Ne-

ger und einen Mauren, welchen letztern ich schon öfters durch mein Wohlwollen mir verpflichtet hatte. Einige Offiziere wollten in der ersten Hitze die drei Verdächtigen durch die Bastonuade zu einem Geständniß zwingen; allein da voranszusehen war, daß bei diesem Verfahren wenigstens zwei von ihnen unschuldig leiden müßten, wo es uns dann schwer halten würde, ihnen ihre unverschuldeten Leiden zu vergüten, so erklärten Conrad und ich uns dagegen. Das Geld war und blieb für mich verloren, und obgleich man mehrere Wechsler und Juden auf die drei Verdächtigen, sowie auch auf die Münzsorten aufmerksam gemacht hatte, so war doch nichts zu entdecken. Einige Freunde wollten mich über meinen Verlust trösten, waren aber erstaunt, als sie sahen, daß ich ihren Trost nicht so sehr nöthig hatte; denn lange schon von theilnehmenden Freunden entfernt, hatte ich mich bei allen mich betreffenden Unfällen daran gewöhnt, mich selbst zu trösten; und was den Verlust selbst betrifft, der allerdings für mich fühlbar seyn mußte, so könnte ich doch nicht sagen, daß ich darüber getrauert hätte.

Geraume Zeit hatte ich nun schon vergebens auf eine gute Anstellung gewartet, als mich auf ein-

mal der Gedanke, in die Heimath wieder zurükzukehren, unwiderstehlich hinriß. Anfangs wollte ich ihn unterdrücken, aber er wurde mir immer süßer, immer dringender und mächtiger; er nahm mich ganz hin, und alle andere Gedanken flossen in ihm zusammen. Endlich theilte ich meinen Entschluß dem Kommandanten Conrad mit, und, wie ich schon vermuthet hatte, er erklärte sich augenbliklich dagegen, und gab sich alle Mühe, mich von diesem Entschluß abzubringen. Er malte mir das künftige Leben in Algier mit den schönsten Farben und suchte das jetzige Leben in Europa als äusserst bedrükt darzustellen. Aber er verfehlte seinen Zwek, denn der Entschluß hatte bei mir schon zu tiefe Wurzel gefaßt, und nichts in der Welt hätte mich davon abbringen können. Der Gedanke, daß ich nun frei sey, daß ich ungestört in mein Vaterland zurükkehren könne, nagte Tag und Nacht an meiner Seele. Meine Bekannten belachten meine Thorheit und bemühten sich, mich davon abzubringen; aber je mehr sie mich heilen wollten, desto schlimmer wurde mein Zustand. In kurzer Zeit zehrte mein Körper ab, wie ein Gerippe, und ich hatte das Ansehen einer Leiche. Endlich wurde meine Lage meinen Bekannten selbst be-

denklich, und der edle Freund Conrad, stets besorgt um mein Wohl, drang nun selbst auf meine Abreise. Er ging zum Obergeneral Clauzel und erwirkte mir eine Akte oder ein Patent, mit welchem ich auf französische Kosten im Range eines Offiziers nach Europa zurückkehren konnte. Der ehemalige französische Gesandte Herr Devall, sowie auch der dänische Gesandte Herr Karslenzen, versahen mich mit den nöthigen Zeugnissen und Empfehlungen, und am 16. September 1830 war ich reisefertig, um am Abend desselben Tags an Bord der französischen Korvette »Lybio« zu gehen.

Unter Abschiednehmen von meinen Bekannten war schnell der Tag verstrichen. Abends sechs Uhr, als ich mich eben zum Letztenmal an die Tafel des Generalstaabs setzen wollte, rief mich Conrad auf seine Stube und überreichte mir ein Packetchen mit den Worten: »Nehmen Sie diese Kleinigkeit hin ohne Scheu, Sie befinden sich eben unwohl, und um Ihre Reise bequemer zu machen, sowie auch Ihnen einen Beweis zu geben, daß wir Ihre Gefälligkeiten, die Sie Manchem von uns erwiesen, nicht vergessen haben, übergebe ich Ihnen im Namen von achtzehn unserer Staabsoffiziere, die alle Ihre

Freunde sind, diese kleine Summe von 231 Francs. Sie machen mir ein Vergnügen, wenn Sie diese annehmen und meine Absicht nicht verkennen. Die Franzosen hätten Ihnen billig mehr thun sollen, als wirklich geschehen ist; doch daß so manches unterblieb, ist meine Schuld nicht, und hätten Sie sich in der letzten Zeit brav gehalten, d. h. wären Sie nicht krank geworden, so wäre bestimmt für Sie als unsern befreiten Sklaven gesorgt worden. Nun eilen Sie mit Gott in Ihre Heimath; sollten Sie aber später allda Ihre Existenz nicht gesichert sehen, so rathe ich Ihnen, wieder zu mir zu kommen, Sie werden ja leicht ausmitteln können, wo der alte Kommandant Conrad steckt.« Innig gerührt nahm ich diese Summe an, ich konnte kaum Worte finden, meine Gefühle auszudrücken; denn der Edelmuth und die zarte Schonung des ehrwürdigen Mannes setzte mich in Erstaunen und vermehrte die Summe in meinen Augen um das Hundertfache. »Sie müssen es nicht allzu hoch anschlagen, sagte Conrad, c'est la manière française, auf diese Weise helfen sich nicht selten die Offiziere unter einander selbst, und als ich im Jahre 1813 aus Rußland nach Frankreich reis'te, erhielt ich ein ähnliches Reisegeld.« Wir

gingen nun zur Tafel zurük, und der Intendant militaire, Herr Behagel, gab zum Abschiedsschmause einige Flaschen Champagner zu Besten.

Endlich war die Zeit genaht, wo ich mich von dem Schlosse und seinen braven Bewohnern trennen sollte. Man ließ meinen Mantelsak mit den wenigen Effekten in den Hafen bringen, und acht meiner Freunde begleiteten ihren befreiten Sklaven dahin. Von den Zurükbleibenden nahm ich den rührendsten Abschied. Auch der edle Conrad war bei den letztern; in dem Auge dieses Soldaten, der schon 25 Jahre gedient hatte, sah ich eine Thräne, als er mir sagte: »Es ist mir, als sähe ich Sie Ihrem Unglük entgegen gehen, doch von Deutschland aus schreiben Sie mir oder meiner Familie in Straßburg.« Ich versprach es ihm, und that es auch später. — Im Hafen angelangt, fiel mir die Trennung von den mich begleitenden Freunden äusserst schwer, und mit den Thränen der Dankbarkeit gegen die Freunde bestieg ich die Schaluppe, die bereit war, mich an Bord zu bringen. Sicard, ein junger Kapitain vom Generalstaab aus Paris, welcher mehrere Jahre in Göttingen und Heidelberg die Rechte studirt hatte, begleitete mich noch bis auf

das Schiff. Während wir dahin fuhren, konnte er dem heftigen Schaukeln der Schaluppe nicht länger widerstehen und wurde von der Seekrankheit befallen. »Armer Freund, sagte ich ihm tröstend, du wirst hart gestraft für deine Freundschaft; wärest du am Lande geblieben!« »»Das thut nichts««, sagte er, sich den Schweiß wischend, »»ich freue mich dennoch, dich begleitet zu haben.«« Als wir an Bord kamen, fanden wir den Kapitain mit seinen Offizieren auf dem Verdeck, bei ihnen befanden sich noch sieben andere Herren, welche als Passagiere die Reise mitmachten. Man empfing uns herzlich, und augenbliklich waren wir gegenseitig mit einander bekannt. Nachdem Freund Sicard ein wenig verweilt und mich den anwesenden Offizieren empfohlen hatte, schied er ganz stillschweigend von mir, sein Händedruk aber sagte mir die Gefühle seines Herzens.

39. Reise und Aufenthalt in Marseille. Schluß.

Der Tag hatte sich geneigt, und die untergehende Sonne beleuchtete nur noch schwach die höchsten Gipfel des Atlas, ein sanftkühler Abendwind

erquikte die von der Tageshitze lechzende Natur. Um mich her war es stille geworden, die meisten Matrosen hatten sich zur Ruhe in ihre Hangematten begeben, um recht ausschlafen zu können, weil des andern Morgens um drei Uhr die Anker gelichtet werden sollten. Nur die Schildwachen und einige See-Offiziere gingen noch auf dem Verdecke auf und nieder. Die Wellen plätscherten spielend an dem sich sanft bewegenden Schiffe, und von Zeit zu Zeit hörte ich wieder das mir wohlbekannte Knarren der Masten und Raaen.

Beseelt von den seltsamsten Gefühlen stand ich an der Schiffswandung, welche dem Lande zugekehrt war. In der Abenddämmerung sah ich die Stadt mit ihrer schönen Umgebung vor mir ausgebreitet daliegen, und noch einmal überschaute ich alles das im Geiste, was ich in ihr erlebt hatte. Lange hatte ich mich in Erinnerungen und Gedanken vertieft, als ich endlich bemerkte, daß die Nacht alle Gegenstände um mich her gänzlich verhüllt hatte, und mit dem herzlichen Wunsche, daß die rohen Einwohner der vor mir liegenden Räuberstadt recht bald gute, civilisirte Menschen werden möchten *) und daß es

*) Seitdem ich wieder in Europa bin, habe ich oft, ja

den zurükbleibenden Franzosen wohl ergehe, verließ ich das Verdek und ging in die Offizierskajüte.

Hier traf ich in heitrer Laune eine Gesellschaft von 15 Personen an, von denen einige spielten, andere hingegen, bei einem Glase Wein sich traulich unterhielten. Ich gesellte mich zu ihnen, bis man

---

mit warmer Theilnahme, an den Staat Algier gedacht, was er war, was er nun ist, was er eigentlich seyn könnte. Es schmerzte mich, daß ein zum Theil so herrliches Land, das, reich an Produkten, viele Millionen Bewohner in Ueberfluß ernähren und seinen jetzigen Inhabern unendliche Vortheile gewähren könnte, noch so verödet und unbenutzt daliegt, weil die Franzosen, im Kampf mit den eingebornen Völkern, fast einzig auf die Stadt Algier beschränkt sind. Bei der jetzigen Verfahrungsweise der Franzosen, die Land und Volk noch zu wenig kennen und deßhalb die Afrikaner bald zu mild, bald zu strenge behandeln, kann Algier nie eine nützliche Kolonie werden. Warum hat man Mustapha, Bei von Titteri, nicht zum Aga des Landes gemacht? Er wäre ganz der Mann, der die trägen Fellach-Arabi zum Ackerbau anfeuern, die trotzigen Kabeïli bändigen und den flüchtigen Tschuban-Arabi einen mäßigen Tribut abnehmen könnte. Mustapha, unter gewissen Bedingungen und Garantieen an der Spitze des Staats, und Algier wäre die herrlichste Kolonie Frankreichs, wo Tausende das finden könnten, was sie in Europa umsonst suchen: so nur möchte die Kultur in dem rohen Volke Eingang finden.

sich allgemein zur Ruhe begab. Am andern Morgen wekte mich beim Allarm der Donner des Tag-Schusses. Alles wurde nun lebendig; ich eilte auf das Verdek, von wo aus man schon die Sonnenstrahlen aus dem Meere hervorbrechen sah. Als die Anker gelichtet und die Segel von einem günstigen Winde angeschwellt waren, eilte das Schiff schnell und unaufhaltsam aus der Rhede von Algier. Es war mir so wohl und so wehe zugleich, als ich dieses Schmerzensland, wo schon viele Tausende ihre Thränen geweint und Seufzer ausgehaucht haben, hinter mir hatte. Der freudige Gedanke, bald wieder meine Heimath, meine Brüder und Freunde zu sehen, durchwogte meinen Busen, und nur wer sich in gleicher Lage befand, kann den Drang meiner Gefühle nachfühlen.

Witterung und Winde waren äusserst günstig, so daß wir auf ein schnelles Ende unserer Reise schließen konnte. Da aber eine Seereise, wie ich schon oft erwähnt habe, sehr einförmig, ja nicht selten langweilig ist, so suchten wir durch Spiele und Erzählungen aller Art die Zeit so viel wie möglich zu verkürzen. Wer uns den meisten Spaß machte, war eine höchst merkwürdige Dame, welche ebenfalls

als Passagier die Reise nach Frankreich mitmachte. Sie ließ sich Madame Genetti nennen, übrigens wurde sie von den Offizieren la première danseuse de l'armée d'Afrique genannt. Sie zeichnete sich besonders durch die Pracht ihrer Kleider aus, hatte deren sieben von Seide, von denen sie täglich ein anderes anzog, und trug beständig eine Gasehaube mit einem Bouquet. Sie war, wie sie mir sagte, in Frankreich geboren, in Berlin aber erzogen worden. Später heirathete sie den (wie sie sagte) berühmten Schauspieler Genetti; was aus ihm geworden ist, davon schweigt die Geschichte; übrigens zog sie als Schauspielerin und Tänzerin (in welchen Künsten sie, wie wir später alle in Marseille sahen, sehr viel leistete) in ganz Europa umher. Wie selbst ihre Papiere beweisen, war es ihr eine Kleinigkeit, von Moskau nach Madrid, von da nach Konstantinopel, und so wieder über London und Paris nach Neapel zu reisen. Sie konnte die französische, deutsche, englische, italienische, spanische und griechische Sprache sehr geläufig und im besten Dialekt sprechen. Der Drang zu reisen war bei ihr, wie sie selbst sagte, zur Leidenschaft geworden, und in Folge dieser reis'te sie auch nach Algier, wo ich sie auch

früher mehrmals gesehen hatte. Diese Dame, die einzige ihres Geschlechts an Bord, gewährte uns täglich auf dem Verdek durch ihre kunstvollen Fandango- und Ballettänze die größte Belustigung. Öfters gab sie uns durch ihre Eitelkeit und ihr affektirtes Benehmen reichlichen Stoff zum Lachen. So fragte sie mich eines Tages, indem sie Busenflor und Haubenbouquet gehörig in Position setzte: „Eh bien, Monsieur Algerien! Was glauben Sie wohl würde der Dei mit mir angefangen haben, wenn ich als Sklavin in seine Macht gefallen wäre?" »»Er würde Sie wahrscheinlich als ein kostbares Geschenk dem Großherrn übersandt haben;«« sagte ich. „Corpo di Dio, rief sie aus, da wäre ich unfehlbar Beherrscherin der Gläubigen geworden! Für diese Nachricht will ich Ihnen nun auch einen Fandango tanzen.« —

Auf der ganzen Reise fiel wenig Aussergewöhnliches vor. Am 22. kamen wir vor Toulon an, wo aber das Quarantainelazareth so überfüllt war, daß wir nach Marseille segelten, wo wir denn durch ungünstige Winde gehindert, erst am 25. ankamen. Dort mußten wir uns im Lazareth einer fünfzehntägigen Quarantaine unterziehen. Wir acht Passa-

ziere in Offiziersrange wurden auf unser Verlangen zusammen in einen geräumigen Saal einquartirt. Wir lebten hier recht bequem und ausser der Freiheit blieb uns nichts zu wünschen übrig. Obgleich aber mehrere geräumige Höfe und Gärten da waren, wo man spazieren gehen konnte, so war dieses doch ziemlich mit Umständen verknüpft, denn, wo man hinging, mußte man einen Wächter bei sich haben, der Acht gab, daß man keinen andern Menschen, oder sonstige Gegenstände, als Waaren und dergl., die nicht zu unserer Gesellschaft gehörten, berühre. Geschieht dies, so muß man sich gefallen lassen, mit denselben die Quarantaine auszuhalten, und so kann der Fall eintreten, daß man fünfzehn bis zwanzig Tage länger Quarantaine halten muß. Nachdem ich mich so lange Zeit in dem heißen Afrika aufgehalten hatte, wollte sich meine Natur nicht recht an das europäische Klima gewöhnen; obgleich Marseille noch ziemlich weit südlich liegt, so ist es daselbst doch bei weitem kälter, als in Algier, zumal damals, wo wir bereits schon weit im September vorgerükt waren. Ich fror beständig, und fing bald an, die Veränderung des Klima's und der Lebensweise so stark zu fühlen, daß ich mich im Bette halten mußte. Die

Ärzte vom Lazareth waren über meinen Zustand keineswegs einig, denn der Eine meinte, ich hätte in Afrika die Leber verbrannt und müsse sterben; der Andere glaubte, ich würde die Gelbsucht bekommen, der Dritte aber sagte, ich hätte ein rheumatisches Gallenfieber. Dieser hatte es getroffen und ich mußte ihm beipflichten, denn obschon mein Zustand nicht so ganz beruhigend war, so fühlte ich doch zu gut, daß ich mich bald wieder erholen könnte, und ich sah ein, daß sich bei einer ruhigen, vorsichtigen Lebensweise meine junge Leibeskonstitution doch endlich wieder an das nördliche Klima gewöhnen würde. Dienliche Heilmittel, eine treffliche Pflege und meine eigene Vorsicht brachten mich Tags vor der Beendigung unserer Quarantaine wieder auf die Beine, und Niemand konnte froher seyn, als meine Reisegefährten, deren Quarantainezeit im Falle, daß ich, statt zu genesen, hinübergesegelt wäre, sich um fünfzehn Tage verlängert hätte. Für den Gefallen, den ich ihnen dadurch erzeigte, daß ich nicht starb, wollten mich die gutherzigen Franzosen mit einigen Flaschen Malaga regaliren.

Der fünfzehnte Tag nach unserer Ankunft im Lazareth gab uns also endlich die Freiheit wieder, und

hocherfreut entfernten wir uns aus demselben. Vor dem Thore mußten wir uns trennen, ein Jeder zog seine Straße; der Eine nach Paris, der Andere nach Bordeaux, wieder Andere nach Lyon und Toulon, und Mehrere blieben in Marseille. Unter den Letztern befand sich ein Capitaine-Interprêt. Dieser, ein feiner, gewandter Mann, hatte mich mehrere Male dringend eingeladen, mit in sein Haus zu gehen und einige Zeit bei ihm zu verweilen. Ich dankte ihm ganz verbindlich für dieses Anerbieten und sagte, vorerst würde ich mich in ein Gasthaus begeben, von Zeit zu Zeit ihn aber besuchen. Dagegen protestirte er heftig, und sagte, ich sey ihm von meinem Freund, Capitaine Sicard, speciell anempfohlen worden, und er würde nie zugeben, daß ich mich als Reconvalescent in einem Hotel einquartirte; während ich in seinem Hause bei seiner bonne famille die herzlichste Pflege genießen würde, und je mehr ich mich entschuldigte, desto mehr drang er in mich, mit ihm zu gehen, so daß ich endlich genöthigt ward, einzuwilligen. Ein anderer Reisegefährte, ein Kapitain vom 48. Regiment, der in diesem Augenblicke mit seiner Frau, die gekommen war, um ihn abzuholen, neben mir stand, sagte mir nun, daß auch er mich habe ein-

laden wollen, einige Tage bei ihm zu logiren; da ich aber jenem bereits zugesagt habe, so wolle er mich nicht weiter nöthigen, sondern ich solle ihn nur noch einmal besuchen. Ich versprach es ihm und bestieg mit meinem nunmehrigen Hausherrn einen Fiaker, um zu seiner bonne famille zu fahren. Unterwegs sagte er mir: »Mein Herr, wissen Sie auch schon, daß ich ein Jude bin?« »»Wie sollte ich dieses erfahren haben?«« »Freilich«, antwortete er, »Marseille ist sehr groß, ein Bürger kennt den Andern nicht, auch sind es erst zwei Jahre, seit ich mich hier mit der Tochter eines Kaufmannes verheirathet habe! Sie sollen sogleich meine bonne famille kennen nen; Sie werden sie gewiß excellente finden. Sie dürfen in meinem Hause nur befehlen, und man wird Ihnen Alles auf das pünktlichste besorgen.« Ich war eben im Begriff, ihm für seine Sorgfalt zu danken, als der Wagen vor dem Hause stille hielt. »Da wären wir nun«, sagte mein Hausherr und nöthigte mich, auszusteigen. „Ma bonne famille kommt schon gelaufen«, sagte er, »kommen Sie gefälligst, daß ich Sie als Hausfreund vorstellen kann.« Nun kamen ein alter Herr und drei Frauenzimmer herzugelaufen, denen er mich sogleich vorstellte; sie lernte ich aber

als seine Frau, deren Eltern und seine Schwägerin kennen. Mit vielen Komplimenten wurde ich nun in ein reinlich und gut meublirtes Zimmer geführt. Nach einer viertelstündigen Unterhaltung wurden wir zum Dejeune gerufen. Wir setzten uns an den Tisch, worauf uns Salat und Cotelettes vorgesetzt wurde. Da ich aber in meinem damaligen Zustande diese Speisen weder genießen konnte, noch durfte, so hatte ich Muse genug, zu sehen, wie gut es der bonne famille meines Hausherrn schmekte. Als Alles aufgezehrt war, fragte mich die Schwiegermutter meines Hausherrn, ob ich denn schon satt sey, ich hätte ja so wenig gegessen. Ich entgegnete ihr, daß ich sehr behutsam essen müsse. Nun kam das Desert: ein Meubelfabrikant und ein Schneidermeister. Der Meubelfabrikant verlangte mit ziemlich lauter Stimme, daß man ihm endlich seine 300 Fr. für die geborgten Meubel bezahlen solle. »Sie kommen eben von Algier«, sagte er; »Sie haben Geld genug mitgebracht; bezahlen Sie mich, oder ich lasse augenbliklich durch einen Huissier meine Meubel wieder zurüknehmen!« Nach zwei Stunden will ich Sie bezahlen, sagte der Hausherr. »Länger aber warte ich auch nicht«, sagte der Andere und entfernte sich. Nun fing der

Kleiderhändler an: »Mein Herr, Sie haben schon zwei Jahre Kleider bei mir geborgt; Sie wissen, das beträgt 500 Francs. Sie kommen von Algier und haben jetzt Geld; bezahlen Sie mich nun, oder ich verklage Sie augenbliklich beim Commissaire de police!« »Kommen Sie gefälligst nach drei Stunden wieder, dann will ich Sie befriedigen«, sagte der Hausherr. „C'est bien Monsieur", sagte der Schneider, und entfernte sich. Kaum war dieser fort, und ich war eben vom Tische aufgestanden, als eine Waschfrau und ein Speisewirth eintraten. Auch diese forderten ihre Rechnungen und mußten den Nachmittag wiederkommen. Mein Hausherr ging mißmuthig im Zimmer auf und ab, und ich wollte eben überdenken, in was für ein Haus ich gerathen sey, als der Herr Kapitain vom Fenster her schnell auf mich zu kam, und mich bat, ihm zu folgen. Er führte mich in eine andere Stube und sagte: »Hier, mein Herr, werden Sie angenehm wohnen. Hier sehen Sie eine Guitarre, wenn Sie etwas spielen wollen, und da haben Sie die Schelle, wenn Sie etwas bedürfen!« Hierauf empfahl er sich und ging fort. Mißmuthig warf ich mich auf das Sopha, denn ich ahndete nichts Gutes von dieser bonne fa-

mille, und nahm mir vor, äusserst vorsichtig zu seyn. Von Durst gequält schellte ich. Ein Mädchen fragte nach meinem Begehren und ich verlangte eine Tasse Bouillon. Sie entfernte sich, kam aber schnell wieder und verlangte Geld von mir. Ich fragte, wie viel? Einen Francs, war ihre Antwort. Erstaunt gab ich ihn. Während ich noch daranf wartete, kam die Schwiegermutter meines Hausherrn in aller Eile in mein Zimmer mit den Worten: »Mein Herr, ich war genöthigt, hier ein Lotterieloos zu nehmen; übrigens fehlt mir noch ein Francs; wollen Sie mir denselben wohl vorstrecken, bis mein Schwiegersohn nach Hause kommt?« Ich sah die Unverschämte mit grossen Augen an; »zu einem Loos«, sagte ich, »strecke ich keinen Sous vor, allein ich schenke Ihnen hier einen Francs.« Mit der Magd, die mir die wohlfeile Tasse Bouillon brachte, trat zugleich ein wohlgekleideter Mann, dem Anscheine nach ein Jude, in's Zimmer. Nach vielen Komplimenten sagte er zu mir: Mein Herr, so wie ich höre, sind Sie krank und bedürfen eines Arztes. Ja, Sie leiden sehr, ich will Ihnen sogleich etwas verschreiben, worauf Sie sogleich spazieren fahren müssen, uud ich rathe Ihnen, häufig zu fahren!« Nun wollte er meinen Puls füh-

len; ärgerlich aber zog ich meine Hand zurük. »Was Donnerwetter!« sagte ich, »ist das für eine Zudringlichkeit! Ich habe Sie ja nicht rufen lassen! Was wollen Sie mit mir? Ich bin mein eigner Arzt.« »Nun«, sagte er, »wenn Sie mich nicht haben wollen, so geben Sie mir das Honorar wenigstens für meinen Gang. Es beträgt sechs Fr.« »»Sie bekommen von mir nichts««, sagte ich ihm ziemlich derb; »»entfernen Sie sich!«« »Mit Patienten muß man Geduld haben«, erwiederte er, sich verbeugend, «morgen werde ich mir wieder die Ehre geben, Sie zu besuchen, und dann, hoffe ich, werden Sie besser zu sprechen seyn«, und so entfernte er sich unter vielen Kratzfüßen. Kaum hatte sich dieser Beutelschneider entfernt, als mir die Frau meines Hausherrn und ihre Schwester einen Besuch abstatteten. Ich unterhielt mich nur wenig mit ihnen und merkte bald, daß sie sehr schlau das Gespräch auf Damenschmuk, Ringe u. dergl. zu lenken suchten. »Wenn Sie dergleichen in Marseille kaufen wollen«, sagten sie, »so nehmen Sie uns mit zum Juwelier, daß wir Ihnen kaufen helfen, sonst werden Sie betrogen.« Da würde ich den Bock zum Gärtner machen, dachte ich, und suchte sie dadurch zu beruhigen, daß ich sagte, in

Marseille würde ich nie dergleichen Sachen kaufen, sondern mein Geld sparen. Betroffen über diesen Schlag sahen sie einander an, und verstummten plötzlich. Einige Zeit saßen sie still und wahrscheinlich über ihr mißlungenes Projekt nachdenkend, bis ich anfing, das schöne Wetter dieses Nachmittags zu preißen. »Wollen Sie vielleicht mit uns ein wenig spaziren fahren?« fragten sie äusserst froh, »wir wollen Ihnen sogleich einen Wagen bestellen!« — »Ich denke«, sagte ich, in Marseille mein Geld zu sparen, damit ich recht bequem nach Deutschland fahren kann!« Spöttisch entgegneten sie, daß mit mir nichts anzufangen sey, und zu meinem Vergnügen verließen sie mich. Auf diese Art ging mir der langweiligste Tag meines Lebens hin, denn nun hatte ich die bonne famille erst kennen gelernt. Mein leidender Zustand hatte mich verhindert, an demselben Tage noch dieses Haus zu verlassen; aber am folgenden wollte ich ein Gasthaus beziehen. Abends kam der Hausherr und rief mich zum Diner. Aber ich fand dieselbe Speise wie am Morgen wieder, nämlich Endiviensalat und Cotelettes. Ich griff sogleich nach meiner Börse, um wieder eine Tasse Bouillon für einen Fr. holen zu lassen. Nachdem das Gesindel gegessen

und ich meine Bouillon getrunken hatte, lud mich der Hausherr ein, mit ihm und seiner bonne famille in das Theater zu gehen, indem es nur zwanzig Schritte vom Hause entfernt sey. Ich war froh über diesen Vorschlag, denn Unmuth und Langeweile würden mich sonst getödet haben! Am Eingange des großen Theaters angekommen, nahm ich mir eine Karte für vier Fr. »Sie, guter Herr, haben doch auch für uns solche mitgenommen?« sagte die Schwägerin meines Hausherrn, ziemlich vorlaut. »»Verzeihen Sie, daß ich es unterließ; ich wußte nicht, daß Sie dergleichen von mir haben wollten, auch würde ich gewiß Ihren Schwager dadurch beleidigt haben.«« »Ganz und gar nicht; hier in Marseille ist es so Sitte, und die Ehre eines honetten Chevalier erfordert es sogar, daß er jeden Abend seine Hausleute in's Theater führe.« Die Unverschämte sagte dieses so laut, daß es viele umstehende Herren und Damen hören konnten. Ich war eben im Begriff ihr zu antworten, als der Hausherr sich ganz verlegen stellend mich bat, doch fünf Karten für 20 Fr. für ihn und seine vier Damen zu nehmen, indem er, wie er sagte, seine Börse zu Hause vergessen habe. »Mein Herr, das bedauere ich sehr«, sagte ich, ich kann Ihnen aber

auch nicht helfen, da ich ebenfalls die meinige vergessen habe.« „Morbleu“, rief er, »das ist malheur, doch finde ich ja eben noch in meiner Westentasche einen Louisd'or«, und er gab ihn hin. Wir traten nun ein. Die innere Einrichtung und Pracht des Theaters überraschte mich sehr; vergnügt setzte ich mich nieder, und hörte das zahlreiche Orchester, meist von Deutschen und Italienern besetzt, die Instrumente stimmen. „Mademoiselle“, sagte ich zu der neben mir sitzenden Schwägerin des Hausherrn, »Sie bemerkten mir vorhin, es sey in Marseille Sitte, daß ein jeder Chevalier seine Hausleute in das Theater führe. Diese Mode ist schön und ich finde sie ganz passend für Chevaliers. Sie halten mich irriger Weise für einen Chevalier, ich bin aber nur ein Küchenjunge und wenn ich nach Hause komme, so lerne ich das Schuhmacherhandwerk.« Ich hatte dieses so laut gesagt, daß einige vor und neben mir sitzende Herren und Damen mich lächelnd ansahen. Die Schwägerin, äusserst betroffen, sagte ganz leise: »Sie mögen seyn, wer Sie wollen, so sind Sie doch für Ihr Geld Chevalier, und dafür werden Sie in Marseille gewiß recht gut bedient.« Ja das weiß der Himmel, sagte ich, und dachte dabei, wenn ich nur morgen als

deutscher Bürger im ersten besten Gasthaus nicht so gut bedient werde, wie heute als Chevalier d'Alger.

Mehrere Tausend Herren und Damen hatten sich eingefunden, um »Ferdinand Cortez« zu sehen. Ich erstaunte über die schimmernden Anzüge der Zuschauer, denn nie sah ich mehr Damenhüte, seidene Kleider, Shawls, Perlenschnuren, goldene Halsketten, Ohr- und Fingerringe, mit Diamanten prangend, als hier; und ich konnte nicht umhin, der Schwägerin meine Bewunderung über diesen ausserordentlichen Luxus mitzutheilen. »O«, sagte sie, »lassen Sie sich doch nicht täuschen, denn das Meiste, was Sie hier sehen, von Perlen, Gold und Diamanten, ist falsch und unächt, und die Kleider und Shawls gehören auch nicht alle den Besitzerinnen; dies ist Alles nur für diesen Tag geliehen; denn es ist hier so Mode, daß man Alles borgt, fügte sie hinzu! Ah, dachte ich, die spricht aus Erfahrung. Mehrere Stunden wurde nun herrlich gespielt, gesungen und getanzt, und der Chevalier d'Alger vergaß seinen ärgerlichen Zustand.

Am andern Morgen, nachdem ich der Schwiegermutter des Hausherrn und dem Dienstmädchen ein kleines Trinkgeld gegeben hatte, empfahl ich mich diesem Hauspersonale und folgte meinem Lohnbedienten

mit meinem Reisepak in das Hôtel de la Ciotat. Ich habe die ganze Geschichte erzählt, weil sie eine Ansicht von dem Leben einer großen Seestadt gibt; auch wohl zur Warnung für Andere. — Nun konnte ich wieder freier athmen. Ich besorgte meine Geschäfte, Wechsel, Paß und Platz im Postwagen und konnte mich nun mit leichtem Herzen noch einige Tage in dem schönen Marseille umsehen. Da aber theils Unpäßlichkeit, theils Mangel an Bekannten meine Ausflüge sehr beschränkten, so konnte ich doch im Ganzen nur wenig von den Mannichfaltigkeiten betrachten, welche diese blühende Handelsstadt den Fremden darbietet. Mehrmals machte ich Spaziergänge über den großen, stets mit Menschen angefüllten, Fischmarkt, wo See- und Flußfische, Austern, Muscheln, Krebse und Schildkröten in ungeheurer Menge feilgeboten werden. Interessanter noch ist der Geflügelmarkt, wo alle nur erdenkliche genießbare Vögel, geschlachtet und gereinigt, zum Verkaufe aufgehängt sind. Ferner der Gemüse-Markt, wo auf einem großen, freien Platze haufenweise die Kräuter und herrlichsten Südfrüchte aufgethürmt sind; und daneben der Blumenmarkt, wo Gärtner und Gärtnerinnen emsig beschäftigt sind, aus ihren Blumen schöne Bouquets und Guirlanden zu winden,

und wo die schönen Marseillerinnen auf- und abgehen, um die schönsten auszusuchen. Wenn man so alle Blumen des Südens beisammen sieht, und ihre wohlduftenden Gerüche einathmet, glaubt man wirklich im Paradies, in einer eigenen Blumenwelt umherzuwandeln. Von hier ging ich in den Hafen, der einen schönen Anblik gewährt, indem sich auf beiden Seiten die Häuser hinziehen. In demselben lagen damals über 500 Kauffahrteischiffe, die meisten von der afrikanischen Expedition, reihenweise nebeneinander. Auf beiden Seiten des Hafens befinden sich für die Seefahrer von jeder Nation ganz vorzüglich schöne Kaffeehäuser. Die meisten derselben sind inwendig mit Springbrunnen und an den Wänden mit schönen Spiegeln ausgeschmükt und beständig mit Menschen angefüllt. Wer verschiedene Sprachen versteht und Zeit zum Beobachten hat, wird hier stets die interessantesten Neuigkeiten hören und Unterhaltung jeder Art finden, sowie auch die seltsamsten Kontrakte zwischen Kaufleuten und Schiffskapitainen abschließen sehen. Da über Marseille schon sehr viel gesagt worden ist, und ich mich daselbst auch nur kurze Zeit aufhielt, so habe ich wenig mehr zu sagen. Am 15. Oktober setzte ich mich in den Postwagen und fuhr der ersehnten Heimath zu.

Und wie ich ihn einst verlassen, langte ich in meinem Geburtsorte wieder an. Aber was lag zwischen dieser Zeit von sechs Jahren! Was war nicht während dieses Zeitraums aus mir gemacht worden? Wie verschieden waren die Kreise, in denen mich mein Schiksal

umhertrieb! Aus der Heimath, von Freunden und Bekannten riß es mich in eine fremde Welt, auf ein fremdes Element, führte mich zu fernen Ländern und Meeren, zeigte mir unzählige Städte und Menschen und eröffnete mir eine Laufbahn, die meiner feurigen Jugend gefallen mußte, und meine junge Phantasie mit großen herrlichen Bildern der Zukunft erfüllte. Da stürzte es mich plötzlich in die Hände der Barbaren, in die Schranken eines Sklavenschiffs, wirft mich an das Gestade eines Raubstaates, in die Sklaverei eines Korsarenministers, gibt mir Tyrannen zu Gebietern und Schurken zu Genossen; allein es erhebt mich wieder aus dem Abgrunde, macht mich zum Arzt, zum Freund meines Tyrannen, zum halben Muselmann, läßt mich noch einmal seine herben Schläge fühlen, und schikt mir endlich die Befreier. Während sechs Jahren war ich Unterarzt einer holländischen Fregatte, Christensklave, Küchenjunge, Leibarzt des algierischen Premierministers, erster Chirurg bei der Armee des Dei, Schatzmeister des Bei von Titteri, wäre beinahe französischer Kornkommissair geworden, fahre als Offizier nach Frankreich, und komme als schlichter Jüngling in mein Vaterland zurük. Viel Ungemach habe ich ausgestanden, aber doch hat mich die Vorsehung durch alle Labyrinth zur Ruhe glüklich zurükgeführt, und mit Dank gegen sie sey meine Erzählung geschlossen.

Beschreibung
des
Staates Algier
nebst
den Bewohnern desselben.

Als
Anhang
zu seinen Reisen und fünfjährigen Gefangenschaft,
von
Simon Friedrich Pfeiffer.

Giessen 1834.
Zu erhalten durch die Ricker'sche Buchhandlung.

Einleitung.

Der Staat Algier nimmt durch seine ganz eigenthümliche Verfassung, durch eine Mischung der Bewohner und Verwickelung aller Verhältnisse, wie sie sonst nirgends gefunden wird, eine nicht unbedeutende Stelle in unserer Staatenreihe ein. — Einen so verwickelten Staat zu beschreiben, ist keine leichte Arbeit, zumal da die Europäer sein Inneres so wenig kennen, und die Notitzen vor der französischen Invasion äusserst spärlich waren. Daher kommt es denn, daß die meisten Beschreiber desselben nur eine oberflächliche oder verwischte Ansicht geben konnten. Durch die Franzosen wird zwar der jetzige Zustand des Landes um Vieles bekannter werden, — allein, wie viel hat sich seit ihrer Landung geändert; die ganze Verfassung, alle gegenseitigen Verhältnisse der Bewohner, überhaupt der ganze innere Verkehr. Auch gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um einen tiefern Blick in die Sitten der verschiedenartigen Völker-

stämme des merkwürdigen Landes werfen zu können. Aber was vermag auch wirklich ein jahrelanger Aufenthalt, wenn dem Beobachter die günstige Stellung fehlt? Und in welchem Grade mir diese zu Theil wurde, vermag der Leser »meiner Reisen und fünfjährigen Gefangenschaft« leicht zu beurtheilen.

Eine umfassende, geographische oder historische Beschreibung zu geben, kann meine Absicht nicht seyn, nur das Unbekannte bekannter, das Unklare klarer zu machen, und das Verwickelte nach Kräften aufzulösen sey mein Zweck. — Es schien mir am dienlichsten zu seyn, die einzelnen Völker der Reihe nach durchzugehen, und daran das Nöthige zu knüpfen; denn die Zeit gestattet nicht, den leider so theuer erworbenen Schatz meiner noch so frischen Erinnerungen ganz zu leeren. Endlich glaube ich noch bemerken zu müssen, daß dasjenige, an dessen Glaubwürdigkeit ich nur den geringsten Zweifel hege, das mir selbst noch nicht ganz klar ist, völlig weggeblieben ist, und daß ich dem Leser nur das, was ich als Augenzeuge gesehen, oder völlig verbürgen kann, vor Augen lege.

1. Die Tschuban-Arabi. (Hirten-Araber.)

Diese Arabi, als der größte und wahrscheinlich auch der älteste Theil der arabischen Bewohner des algierischen Landes, sind durchgängig Nomaden, und leben mit ihren Heerden in den grasreichen Ebenen und Thälern, welche an oder zwischen dem sich weit ausdehenden Atlasgebirge liegen, und östlich von dem Staate vou Tunis, südlich von der Sachara, westlich von Feß und Marokko, nördlich vom mittelländischen Meere begrenzt werden. Sie bilden unter sich viele einzelne Stämme, und wohnen zerstreut unter Zelten, die sie aus Wolle und Ziegenhaaren verfertigen. Sie führen ein patriarchalisches Leben; ein jeder Stamm wird von seinem Schech regiert. Sie wohnen nicht länger in einer Gegend, als ihre Heerden reichliche Weide haben, und als sie sich sicher wähnen vor den räu-

berischen Überfällen der Bei's oder Statthalter des Dei, denen sie zwar jährlich einen Tribut an Geld entrichten, die sich aber, anstatt sie menschlich zu beherrschen, unter allerlei Vorwänden, die grausamsten Expressungen an Geld und Naturalien erlauben, welche die meist wehrlosen Araberhorden nur durch eine schnelle Flucht gegen die Sachara entgehen können. Ihre zeitlichen Wohnplätze, die Gurbi nennen, bestehen meistens aus 20—30 geräumigen Zelten, — der Schech bewohnt gewöhnlich das größte; seine Würde aber ist nicht erblich, sondern nur lebenslänglich *). Nach seinem Ableben wählen die Araber entweder den Ältesten unter ihnen, welcher nach ihrer Meinung der weiseste ist, oder den Reichsten, den sie für den tapfersten halten.

Jeder Eigenthümer eines Zeltes ist unumschränkter Herr über seine Weiber, Kinder, Sklaven und Heerden, und der Schech hat nur das ganze Gurbi bei Veränderung des Wohnplatzes, oder wenn dasselbe mit einer andern Araberhorde in

---

*) Bei denjenigen Arabern, welche in der Nähe des Bei wohnen, nimmt sich nicht selten derselbe das Recht, ihnen einen Schech aufzudringen.

Fehde lebt, zu leiten. Alle Vergehungen, die im Bereiche eines Zelt- oder Heerde-Eigenthümer vorkommen, bestraft dieser selbst, und gibt Niemand Rechenschaft; wenn aber Zwistigkeiten zwischen zwei Zelteigenthümern in demselben Gurbi vorfallen, so wenden sie sich an den Schech und fügen sich willig in dessen Urtheilsspruch. Bei sehr wichtigen Fällen, als: Erbschaften, einem gewaltigen Todtschlage, versammeln sich alle freie Zelteigenthümer des Gurbi, und berathschlagen sich gemeinschaftlich mit dem Schech. Todesstrafe geben sie dem Verbrecher äusserst selten, entweder zwingen sie ihn, sich eilends aus ihrer Mitte zu entfernen, oder die Angehörigen des Ermordeten mit einer bedeutenden Geldsumme zu versöhnen. Dieses Geld nennen sie Dram-da-dim (Blutgeld).

Wenn zwei Zelteigenthümer verschiedener Gurbi wegen Weideplätzen, Weibern, Sklaven, oder sonstigen Eigenthums, oder auch wegen einer verübten Mordthat, in Zwist gerathen, so kommen die beiden Gurbis mit allen Zelteigenthümern auf einem freien Platze zusammen, wo sie alsdann so viel wie möglich die vorliegende Sache in Güte auszugleichen suchen. Können sie sich aber nach langer Be-

rathung nicht vergleichen, so erklären die beiden im Namen Gottes, des Propheten und ihrer Gurbi sich feierlich gegenseitig den Krieg, und laden die Schuld des zu vergießenden Blutes auf die Schuldigen. — Sie bestimmen sich nun den Tag, wenn ihre Heere in's Feld ziehen sollen, und den Kampfplatz. Alles geht sehr feierlich und gewissenhaft zu, und nie hört man von Überfall oder Meuchelmord. Wann endlich der Tag der Schlacht herangenaht ist, so besteigen alle Zelteigenthümer mit ihren streitbaren Söhnen, wohlbewaffnet mit Flinten, Pistolen, Säbeln und Lanzen ihre flüchtigen Hengste, und den Schech an ihrer Spitze, eilen sie auf den Kampfplatz. Beide Haufen zusammen zählen selten mehr als 150—200 Streiter. Ehe der Kampf beginnt, fordern sie sich noch einmal gegenseitig auf, ihre Bedingungen anzunehmen, und die Schlacht zu vermeiden. Wenn dieses fruchtlos geblieben ist, geben die Schech's das Signal zum Kampfe. Ein Theil der Streiter gibt nun Feuer, während ein anderer streitlustig gegen die Feinde ansprengt und dieselbe in die Flucht zu schlagen sucht. Wenn nach einigen Stunden beide Partheien ermüdet sind, so hören sie mit gegenseitiger Zustimmung auf, um

am andern Tage von Neuem zu beginnen. Willigt aber eine Parthei nicht ein, so kämpfen sie so lange fort, bis eine derselben zurück weicht. Mit großem Geschrei flieht die besorgte Parthei in ihre Gurbi zurück, und die siegende folgt mit lautem Jubel nach. Dort angelangt, versammeln sich eilens wieder beide Partheien mit ihren Scheck's auf einem freien Platze, und während die Weiber und Kinder der Besiegten ein Klagegeschrei erheben, diktiren die Sieger den Frieden. Dabei aber sind sie äusserst billig; sie heißen die Besiegten die vorigen Bedingungen der Sieger anzunehmen, und ihnen noch eine kleine Summe au Geld und Naturalien zu geben. Meistentheils fügen sich die Besiegten, und schließen Frieden; zuweilen aber wünschen sie den Kampf zu erneuern. Ist jedoch einmal der Frieden feierlich beschworen, so dürfen sie wegen dieser Ursachen, welche den Krieg herbeigeführt haben, nicht noch einmal den Kampf beginnen. Sie umarmen einander brüderlich, suchen die alte Freundschaft wieder herzustellen, und schließen einen Bund, um sich gegenseitig und gemeinschaftlich gegen auswärtige Feinde zu schützen.

Sobald ein junger Arabi ein Zelt und eine

Heerde besitzt, so heirathet er eine oder auch mehrere Frauen, die er entweder aus seinem eigenen Gurbi oder aus einem andern wählt. Diese bekommen von ihren Eltern oder Angehörigen wenig oder gar keine Aussteuer mit. Die Söhne und Sklaven des Arabi beschäftigen sich ausschließlich mit den Heerden, während seine Weiber, Töchter und Sklavinnen das Hauswesen besorgen. Die armen Frauen haben ein beklagenswerthes Loos; denn sie sind im Grunde betrachtet mehr die Sklavinnen als die Gattinnen des Mannes. Die Schafwolle, Kameel- und Ziegenhaare müssen sie alle selbst verarbeiten; das ganze Jahr hindurch große wollene Decken (Haik) und wollene Mäntel, die sie Burnus nennen ferner schöne Fußböden Teppige, Pferdedecken und große Zelten verfertigen.

Da sie bei weitem den kleinern Theil dieser Produkte in ihrer Haushaltung nöthig haben, so verkaufen die Männer das Übrige und erlösen dafür jährlich beträchtliche Summen. Der Zelteigenthümer schämt sich selbst aller Arbeit; er schläft, ißt, trinkt, auf weichen Polstern vor dem Zelte raucht er seine Pfeife Tabak und sieht behaglich zu,

wie sich seine Weiber, Kinder und Sklavinnen für ihn quälen müssen.

Häufig ladet der Herr eines Zeltes seine Freunde und Bekannte zu einem fröhlichen Mahle ein; die Weiber müssen während der Mahlzeit ihren Gebieter und die Gäste bedienen, nach dem Mahle ihnen die Hände waschen, und Kaffee und Pfeifen darreichen. Alsdann dürfen sie mit ihren Sklavinnen vor dem Zelte die Abfälle der Tafel genießen. Die Männer nur trinken Kaffee, den Frauen ist er streng untersagt; sie mögen Wasser und Buttermilch trinken. Die Weiber sind bemüht, ihrem Herrn zu gefallen, sie pflegen ihn sanft, und suchen auf alle mögliche Weise seine Gunst zu erlangen, und nie wird eine unterlassen, fleißig zu sein, oder wird ihn je auf irgend eine Weise beleidigen wollen. Hat aber eine das Unglück, ihren Gebieter zum Zorn zu reizen, so muß sie die härtesten Züchtigungen leiden. Mit vieler Geduld ertragen die Weiber die Schmähungen und Prügel ihrer gefühllosen Männer; härter fühlen sie indeß die Kränkung, wenn er sie einige Zeit nicht als seine Gattin anerkennt, und sie unter die Klasse der Sklavinnen zählt. Die größte Schande bei ihnen ist die Ver-

stoßung, welcher sie alle Mißhandlungen, ja den Tod vorziehen. Denn die arme Verstoßene muß im Elende verschmachten, von allen andern Weibern verschmäht.

Diejenigen Arabi, welche im Gurbi kein eignes Zelt und keine Heerden besitzen, dienen bei den Reicheren als Knechte, und hüten deren Heerden, oder sie gehen in den Dienst eines Bei, welcher aus ihnen ein Reiterkorps (Ispahi) bildet.

Viele Araber haben auch Negersklaven, die sie von den Karavanen aus Feß oder Ägypten kaufen; von ihnen kaufen sie auch solche Produkte, die sie nicht selbst besitzen, wohl aber bedürfen, als: Kaffee, Zucker, Reis und dergleichen mehr, wie auch Taschenuhren, Waffen und Pulver. Dahingegen verkaufen sie ihnen ihre Schaafkäse, wollene Decken, Mäntel, Teppige und Pferdedecken, auch nicht selten Schaafe, Kameele, Pferde und Maulthiere. Die Sklaven, die sie von diesen Karawanen kaufen, müssen ihnen gewöhnlich sieben Jahre lang die Heerden hüten, worauf sie ihnen die Freiheit schenken.

Nicht alle Arabi haben gleich große Heerden; die Unbemittelteren haben oft nicht über hundert

Schaafe, während die Heerde der Reicheren 1000 — 2000 zählt, dabei noch viele Ziegen, Kameele, Pferde und Maulthiere. Rindvieh besitzen sie nur wenig, und es gewährt auch in diesem Lande nur wenig Nutzen. Die Ochsen haben die Höhe eines kleinen Esels, und sind dabei sehr mager; die Kühe sind noch unbedeutender. Die Schaafe dagegen werden sehr groß und fett, manche haben Fettschwänze. Sehr häufig sah ich auch Schaafe mit vier Hörnern. Sie liefern eine gute feine Wolle und geben sehr viel Milch, wodurch sie den Arabi großen Nutzen gewähren.

Die Pferde dieser Gegenden sind schön und flüchtig, und obgleich sie nur eine Abart von den ächt arabischen sind, so ist doch ihre Haltung beinahe ganz dieselbe, wie bei wahren arabischen Pferden. Vom Hafer weiß man in diesem Lande nichts, und die Pferde bekommen außer der Weide nur Gerste und gehacktes Gerstenstroh zu fressen. Die Arabi reiten nur auf Hengsten, nie auf Stuten, indem sie dieses wo nicht für Unehre, doch für lächerlich halten. Um die Pferde zu verschönern, schneiden ihnen die Arabi die Schweifhaare und die Haare an den Fußgelenken ab, auch fär-

ben sie ihnen nicht selten den Rücken und die Füße roth, wozu sie ein scharfes Kräuterpulver gebrauchen, Chena genannt, aus welchem sie eine beizende Salbe bereiten. Außer dem Kameel (Dschimmel) findet man auch hier das Dromedar (Mächri). Dieses zeichnet sich durch seine Mäßigkeit und unglaubliche Schnelligkeit beim Reisen ganz besonders vor jenem aus. Man versicherte mich, daß diese Thiere im Stande seien, in einem Tag zehn bis fünfzehn, ja in seltenen Fällen zwanzig Tagereisen zurückzulegen. Wenn auch letzteres von den Arabi übertrieben sein mag, so weiß ich doch bestimmt, daß sie in Zeit von vierzehn Stunden vierzig Stunden Wegs zurückgelegt haben. Eben so ist mir bekannt, daß, wenn man ihnen auf einer Reise täglich fünf bis sechs getrocknete Datteln giebt, sie ohne weitere Nahrung zehn bis zwölf Tage sich recht gut behelfen können. Auffallend ist es, wie die Arabi diese Thiere in ihrer Jugend behandeln. Gleich nach der Geburt tragen sie das Thier in die Sachara, und verscharren es ganz in den Sand, so daß nur die Nase und der Mund des jungen Thieres unbedeckt bleiben. In diesem Zustande lassen sie es nun tagelang der Tageshitze und den

nächtlichen Reisen ausgesetzt. Täglich oder auch alle zwei Tage einmal gehen sie zu ihm hin, und stecken ihm eine Dattelfrucht in den Mund, und schütten ihm zwei bis drei Eßlöffel voll Milch ein. Auf diese Weise verfahren sie so lange, bis sich das Thier von selbst aus dem Sande herauswühlt, was gewöhnlich am achten, zehnten oder fünfzehnten Tage geschieht. Die Arabi sagen, so viel Tage das Thier in seiner Jugend in dem Sand gesteckt habe, ebensoviel Tagereisen könne es auch später in einem Tage zurücklegen.

Was die wilden Thiere dieser Gegend betrifft, so sind hier Löwen und Tiger nicht selten, auf welche die Arabi sowie auch die Bei's von Zeit zu Zeit Jagd machen, und die sie tödten wegen ihrer Felle oder wohl auch lebendig in Gruben oder Schlingen fangen, und nach Algier bringen. In der angrenzenden Sachara halten sich viele Strauße auf, welche ebenfalls gefangen nach Algier gebracht werden. Die Straußeneier werden von den Arabi häufig gegessen. An einem Ei können sich zwei bis drei Mann satt essen: sie sind von der Größe einer Kokusnuß; ich habe selbst mehrmals dergleichen gegessen, fand sie aber nicht so zart und wohlschmeckend als Hühnereier.

Die Arabi sind bekanntlich dem muhammedanischen Glauben zugethan, und brüsten sich ungemein, daß Muhammed der Prophet aus ihrem Volke hervorgegangen sey. Sie nennen häufig drei Dinge, die ihnen von großer Wichtigkeit sind: erstens schöne Pferde, zweitens schöne und fleißige Weiber und drittens den Dihn-Islam; damit hoffen sie auf Erden und im Himmel glücklich zu sein. In einem Gurbi befindet sich zwar nicht immer, doch größtentheils ein Priester, welcher auf Festtagen der Arabi den Kur-ahn und mit ihnen ihre Gebetsformeln hersagen muß. Alle schriftliche Verhandlungen im Gurbi muß er ebenfalls besorgen, ferner die Knaben der Araber den Kur-ahn lesen lehren, und ihnen allerlei Gebetsformeln beibringen. Dafür wird er im Gurbi mit seiner Familie ernährt. Sonstige Wissenschaften und Künste muß man bei ihnen nicht suchen.

Der Feldbau der Arabi ist sehr unbedeutend. Gerste nnd Weizen mahlen sie mit kleinen Handmühlen, und backen aus ersterem ihr Brod, aus Waizen bereiten sie Gusgus oder Pfannkuchen. Die Zubereitung des Brodes ist höchst einfach: aus Mehl und Wasser kneten sie einen Teig und backen ihn

in einem irdenen Gefäße oder in der Asche. Die Gusgus bereiten sie auf folgende Weise: sie thun in eine große Schüssel von Eichen- oder Olievenholz ein wenig Waizenmehl, tauchen alsdann beide Hände in ein Gefäß mit Wasser, worin Salz aufgelöst ist, und rühren nun mit denselben im Mehle; von Zeit zu Zeit befeuchten sie wieder ihre Hände, und rühren so lange, bis sich das Mehl in lauter kleine Kügelchen, von der Größe der Hirsen geformt hat. Nachdem diese in der Sonne getrocknet sind, bewahren sie dieselben in ledernen Säcken und schläuchen auf. Da die Gusgus ihr Lieblingsgericht ist, was sie täglich zweimal genießen, so will ich auch die fernere Zubereitung erzählen: In einem großen irdenen Topf thun sie einige Pfund frisches oder auch gepöckeltes und nachher in der Sonne getrocknetes Hammelfleisch, welches sie Gedide nennen. Nachdem dieses Fleisch mit Butter und Zwiebeln gehörig braun gabraten ist, thun sie Korianderkraut, Thymian, zwei bis drei Eßlöffel voll spanischen Pfeffer und Salz hinzu, gießen den Topf voll Wasser und lassen es kochen. Hierauf setzen sie ein anderes Gefäß, welches unten mit kleinen Löchern versehen ist, auf den Topf, und

füllen es mit Gusgus an; wenn dieses in Folge der aus dem Topf aufsteigenden Dünste gehörig gequellt ist, so wird sie in eine hölzerne Schüssel gethan, mit Butter gesättigt, und alle im Topfe enthaltene Brühe und Brocken darüber geschüttet. Sobald die Gusgus alle Flüssigkeit eingezogen hat, so daß sie dem Pudding nicht unähnlich ist, dann machen sie sich mit großer Lust und Begierde über das Gericht her, und zwar nicht mit Löffeln, sondern mit den Händen; um diese trockene Kost besser rutschen zu machen, liegen neben ihnen Schläuche oder Ziegenfelle mit Buttermilch, welche sie in kleine hölzerne Schüsseln gießen, um damit die Kehle schlüpfriger zu machen. Da dieses Gericht vor allen übrigen die meiste Kunstfertigkeit erfordert, und die Arabi es am liebsten genießen, so verwenden die Weiber alle Sorgfalt darauf und wetteifern miteinander, um dadurch die Gunst ihres Gatten zu gewinnen: denn gewöhnlich ist es der Fall, daß der Hausherr diejenige am liebsten hat, welche ihm die beste Gusgus bereitet. Wenn der Arabi ein Mädchen freiet, so fragt er sorgfältig, ob die Braut auch eine gute Gusgus zubereiten kann, und ob sie große Fertigkeit in der Verfertigung von Haik,

Barnus und Surbia (Teppig) besitze. Wenn sie diese Eigenschaften hat, wird sie seine Gattin.

Ausserdem liefert die Küche der Arabi Pfannkuchen, bestehend aus Milch, Mehl, Eier und Butter, und wie bei uns in Butter gebacken; Datteln und Hühner- oder Straußeneier mit Butter und Wasser durcheinander gerührt, und zu einem Kuchen gebacken, der gar nicht übel schmeckt; ferner Hammelfleisch am Spiese gebraten oder unter der Erde geschmort; sie graben nämlich vier Fuß tiefe und eben so breite Löcher in die Erde, legen mehrere platte Steine hinein, und füllen sie mit Holz. Wenn dieses verbrannt ist, nehmen sie die Asche heraus, und legen ein Lamm in die Grube, das sie von allen Seiten mit den heißgewordenen Steinen bedecken. Auf diese legen sie Palmblätter und bedecken das Ganze mit Erde. So lassen sie es mehrere Stunden stecken, bis sie aus dem aufsteigenden Dunst mit ihrer wohlgeübten Nase merken, daß das Fleisch gehörig gar sey. Es ist äusserst kräftig und wohlschmeckend, und ich wünsche mir nie einen bessern Braten.

Die Nomaden-Araber beiderlei Geschlecht tragen auf dem Leib ein wollenes Hemd; ausser diesem

bekleiden sich die Männer, das heißt die Zelteigenthümer mit einem Buruus, dessen Kapuße sie um den Kopf schlagen und umwickeln denselben mit einem Stricke von schwarzer Wolle. Den Kopf lassen sie von Zeit zu Zeit scheeren. Wenn sie ausgehen oder reiten, so hängen sie noch einen zweiten Burnus oder eine Haik um, die Lenden umgürten sie mit einem seidenen oder wollenen Gürtel. Ihre Fußbedeckung besteht aus gelben saffianenen Schuhen oder Stiefeln, die sie von Marokko beziehen. Die Weiber tragen bei ihrer Arbeit nichts als ein wollenes Hemd, und um die Lenden einen wollenen Strick. Um den Kopf wickeln sie irgend ein Tuch; ihr schwacher Busen ist unbedeckt; Fußbedeckung ist ihnen fremd. In freien Stunden hängen sie einen Haik über; als Zierde tragen sie drei bis vier silberne oder auch messingene Ohrringe von bedeutender Größe, welche durch ihre Schwere die Ohren ziemlich stark herunterziehen. Über den Hand- und Fußgelenken tragen sie ebenfalls Ringe von Silber, Horn oder Glas. Ausserdem suchen sie sich durch Tättowiren zu verschönern, indem sie sich unter einander auf Stirn, Wangen, Busen und Händen vermittelst Nadeln allerlei Figuren stechen, und nach

der Operation die blutigen Stellen mit zerstoßenem Kümmel, welchen sie Gurwïa nennen, einreiben, welches nach der Heilung eine blaue Farbe zurückläßt.

Die ärmeren Araber und Sklaven bekleiden sich mit einem wollenen Hemde und einer Haik oder Burnus, welcher letztere ihnen nicht allein als Kleid, sondern auch beim Schlafen als Decke, und beim Waschen und Essen als Handtuch dient. Wenn sie ihre Kleider waschen, bestreichen sie dieselben mit dünner Seife aus Baumöl und Asche bereitet, legen dieselbe auf platte Steine am Brunnen oder Fluß, und hüpften taktmäßig auf denselben herum. Während der eine hüpft, singt ihm ein anderer, der neben ihm sitzt, den Takt. Mit den Händen gießen sie Wasser auf die Wäsche. Mit den Füßen aber wenden und drehen sie dieselbe, pressen sie sogar damit aus.

Ihre Zelte sind im Innern in mehrere Abtheilungen getheilt; die eine Abtheilung ist für Proviant und Geräthschaften, die andere dient zur Schlaf- und Wohnstube des Hausherrn mit seinen Weibern; die dritte ist die Schlafstube der Söhne, Töchter, Sklaven und Sklavinnen, sowie auch für

die Hunde, Katzen, Hühner und dergleichen bestimmt. Die Betten bestehen aus wollenen Matratzen und Schaaffellen.

Des Abends nach Sonnenuntergang, so wie auch an Festtagen (El-aid) belustigen sie sich mit Musik und Tanz. Ihre Musikinstrumenten bestehen aus einer großen Trommel (Toppel), einem starken irdenen Topf mit einem Fell überzogen (Dumro); ferner aus einem Hoboe ähnlichen Instrumente, welches sie Dattuk nennen, und aus einer Rohrpfeife (Gaspa). Mit diesen spielen sie allerlei eingeübte wilde Märsche und Tänze, die sie äußerst schön finden. Ihre Tänze sind nicht schön; bei der elenden Musik nehmen die Knaben Stöcke und die Mädchen Tücher in ihre Hände, und springen unter allerlei possirlichen Bewegungen und Krümmungen des Körpers umher; einmal tanzen sie mit lächerlichen Geberden aufeinander zu, dann entfernen sie sich schnell wieder. Wenn sie so eine Stunde vor dem Zelte im Angesicht des Hausherrn getanzt haben, so ermangelt derselbe nicht, sie wegen ihrer Kunstfertigkeit zu loben.

Was den Charakter der Männer betrifft, so sind dieselben in ihren Gurbi äußerst stolz, träge

und wollüstig; gegen ihre Untergebenen hart, doch äußerst gastfrei gegen Fremde. Auf ihren Pferden sind sie unerschrocken und sehr gewandt. Wenn sie unter andern Völkern leben, z. B. in Algier, so sind sie äußerst demüthig, kriechend und verschmitzt. Übrigens hängt dieses von der schlechten Behandlung ab, die ihnen von den Algierern, vorzüglich von den Türken, zu Theil wird. Sie sind von mittlerer Größe, schlank gewachsen, haben eine gelblich braune Gesichtsfarbe, dunkelbraune oder schwarze Augen, etwas plattgedrückte Nasen, durchgängig schwarze aber etwas schwache Bärte. Sie erreichen ein ziemlich hohes Alter, so daß es unter ihnen viele Greise von achtzig bis neunzig Jahren gibt, die bei ihnen hoch geehrt werden. Die Weiber sind gutmüthig und ihren Männern mit Liebe und Treue zugethan, mehr als es diese Faullenzer verdienen; doch sind sie eben nicht zärtlich, was von ihrer rauhen Lebensweise herrühren mag; im Ganzen verdienen sie ein besseres Loos. Sie sind von kleiner und schwächlicher Natur; nichts weniger als schön, und ziemlich unsauber.

Diese Tschuban-Arabi sagen, daß sie um die Zeit, als Muhammed lebte, oder kurze Zeit nach-

her, ihr eigentliches Vaterland Arabien verlassen hätten, um sich auf dieser nördlichen Küste niederzulassen. Damals wäre dieses Land größtentheils unbewohnt und menschenleer gewesen und diejenigen, welche sie antrafen, existirten längst nicht mehr; folglich wäre ihr Stamm nunmehr der älteste von allen Bewohnern im Staate Algier.

Die Algierer aber sagen, neben diesen Nomaden-Arabern exestire noch ein altes Volk, vielleicht noch älter als diese Araber, nämlich die Kabeïli auf den Atlasbergen.

2. Die Kabeili.

Dieses Volk, in Europa gewöhnlich Beduinen genannt, an dessen Abstammung schon so viele gescheitert, oder doch irre geworden sind, bewohnt das Atlasgebirge von Mugarb oder Magrob (so nennen sie die Seite gegen Abend oder gegen Feß hin) bis M'-Scherk (Morgenseite gegen Tunis hin). Die Srecken Landes, die sie bewohnen, dehnen sich über hundert Stunden aus, indem sie in den Bergen umher sehr zerstreut leben; doch sprechen alle eine, ganz eigne Sprache, die von allen übrigen afrikanischen Sprachen verschieden ist, so wie sie

auch alle einerlei Sitten und Kleidung haben. Ihre Zahl ist bis jetzt noch unbekannt, selbst der Dei von Algier wußte sie nicht. Jedoch scheinen sie, nach den Tschuban-Arabi (Nomaden-Araber), den größten Theil der Bevölkerung des Staates auszumachen. So wie die Araber, haben auch sie ihre Schech's, die sie als ihre Väter und Richter ehren. Ausser diesen aber erkennen sie keine Herrschaft an, sie bekümmern sich weder um einen Bei, noch um einen Dei. Als freie Waidmänner schwingen sie sich von einem Felsen zum andern, um sich ihre Nahrung kühn zu erjagen. Stolz leben sie auf ihren Bergen, und verachten das gemächliche Leben auf dem platten Lande. Nie wagt es ein Bei, von ihnen Tribut mit Gewalt zu fordern.

Sie sind keine Nomaden, sondern wohnen beständig auf ein und demselben Platze, meist in den unzugänglichsten Bergen, in Höhlen oder kleinen Häusern von Lehm oder Stein. Zu ihrer Nahrung und Beschäftigung dient die Jagd, kleine Heerden, und am Abhange ihrer Berge einige Getraidefelder, so wie auch bedeutende Oliven- und Feigenwälder. Im Frühjahr bauen sie ihre Felder und besäen sie mit Waizen und Gerste. Im Nachsommer sammeln

sie Getraide, Oliven und Feigen. Die Natur liefert ihnen noch einmal so viel, als sie nöthig haben; den Überfluß verkaufen sie an die Arabi, an die Bei's oder nach Algier; ebenso verkaufen sie auch dahin sehr viel wilden Honig, Wachs und Seife aus Baumöl und Asche bereitet. Ausserdem liefern sie auch einige Kunstprodukte, als: Pulver, Gewehre und andere Geräthschaften; sie haben sogar ihre eigene Geldmünzereien, die sie den Juden, deren sich mehrere unter ihnen aufhalten, verdanken.

Die Kabeïli sind sehr thätig und gewandt; wenn ihr Ackerbau beendigt ist, und sie sich zu Hause nicht gehörig beschäftigen können, so streifen sie tagelang unruhig auf der Jagd umher. Vielweiberei ist bei ihnen nicht Mode; der wackere Kabeïli begnügt sich mit einer Frau, die er mehr liebt und achtet, als der träge Araber. Er ernährt seine Frau und Kinder und ist zärtlich für sie besorgt. Die Frau hat nichts zu thun, als sich um ihr Hauswesen zu bekümmern. Ihre Küche ist sehr einfach; denn die Kabeïli sind die mäßigsten Afrikaner. Ausser Wasser, Milch, Buttermilch und Olivenöl kennen sie kein Getränk; ihr Brod bereiten sie wie die Araber, d. h. sie rösten den Teig auf Kohlen oder

in Asche; grüne und schwarze Oliven und zartes geröstetes Welschkorn sind ihre liebsten Speisen, und eine Schüssel mit Baumöl, in welchem sie Salz auflösen, und alsdann getrocknete Feigen eintauchen, ist ihnen wahres Labsal. Hammelfleisch essen sie wenig, hingegen viel Wildpret von erjagten Gazellen, Rehen und Hasen. Eben so einfach ist auch ihre Kleidung; Männer und Weiber tragen nur ein wollenes Hemd und eine Haik. Die Männer haben keine Kopfbedeckungen, und lassen die Haare selten oder gar nicht scheeren. Die Weiber wickeln irgend ein Stück Leinwand um den Kopf. Ihre Fußbekleidung besteht aus Sandalen, oder auch gewöhnlich nur aus einem Stück Gazellen- oder Rehfell, das sie um die Füße wickeln, den haarigen Theil nach innen gekehrt, und mit kleinen Riemchen oder Stricken befestigt. Dieses thut ihnen bei ihrem fortwährenden Laufen und Klettern auf Klippen und Felsen bessere Dienste, als jede andere Fußbekleidung.

Sie belustigen sich häufig durch hellkreischenden, unangenehmen Gesang. Ob sie tanzen ist mir unbekannt. Als Musikinstrument kenne ich nur die Rohrpfeife.

Ihre Religion ist die muhamedanische, aber nur

dem Namen nach. Sie glauben zwar an ein höchstes Wesen, aber um sonstige Sachen bekümmern sie sich wenig. Priester oder Diener des Islam haben sie wenige; viele Stämme haben gar keine. Dagegen werden sie von ihren Schech's täglich zur Zucht und strengen Redlichkeit ermahnt. Verbrechen dulden sie nicht unter sich.

Mehrere Versuche von eifersüchtigen und eigennützigen Dei's, die Kabeïli zu unterjochen, blieben fruchtlos. Nur bei wenigen gelang es, doch nie ganz; denn kaum glaubte man sie besiegt, als sie sich wieder für frei erklärten. An manchen Stellen haben sogar die Kabeïli die Türken gezwungen, Tribut zu bezahlen. Wenn z. B. der Bei von Constantine freie Kommunikation mit Algier haben will, so muß er den Kabeïli beständig Präsente geben, und Tribut zahlen, sonst lassen sie ihn und seine Leute nicht passiren; denn die Wege von Tunis, Constantine und Bona nach Algier gehen durch ihre Berge. Vorzüglich müssen die Karawanen durch eine gefährliche Stelle (die Türken nennen sie Demmur-Gabbi, die Araber Bebel-hadid, das Thor von Eisen), eine halbe Stunde lange, enge Schlucht passiren. Die Reisenden müssen bis über die Kniee

in einem kleinen Flusse baden, der der Länge nach durch diese Schlucht fließt. An beiden Seiten steigen die Klippen steil in die Höhe, und an einigen Stellen ragen Felsenvorsprünge über den Weg, so daß sie eine Brücke zu bilden scheinen; furchtsam ziehen die Reisenden unter ihnen weg, indem sie jeden Augenblick ihren Einsturz fürchten. Für die Kabeïli ist dieser Demmur-Gabbi sehr erwünscht, indem die Türken sich den freien Durchgang nur durch große Geschenke erkaufen können; denn 100 bewaffnete Kabeïli sind im Stande, 10,000 Türken den Durchgang zu verwehren; als einst die Türken mit Gewalt durchziehen wollten, haben die Kabeïli einige Tausend derselben in dieser furchtbaren Schlucht mit Steinen getödtet.

Wenn die Kabeïli mit den Türken im Kriege begriffen sind, so ermorden sie größtentheils die Gefangenen, die in ihre Hände fallen. Der Dei verfährt dagegen mit ihnen auf dieselbe Weise; duzzendweise ließ er sie an Bäume aufknüpfen; einige der Gefangenen, besonders die Jüngern, ließ er in Algier Sklavendienst verrichten.

Als ich nach Algier kam, fand ich deren sehr viele, selbst einige im Schlosse des Hassenatschi-

Efendi, unter welchen die zwei Söhne eines Schech's waren, zwei Jünglinge von fünfzehn bis achtzehn Jahren; zwei Jahre hatten sie damals schon mit den Christensklaven die Arbeit im Schlosse verrichtet. Ein halbes Jahr nach meiner Ankunft lößte sie ihr Vater gegen 3000 Dollar aus.

Die Kabeïli verdienen im Vergleich mit den Arabern und übrigen Afrikanern vor Allen den Vorzug. Zwar wild und ohne Kultur, aber stolz und ein selbstständiges Volk, leben sie im glücklichen und ungestörten Naturzustande. Sie sind grausam gegen ihre Feinde; hat sich aber ein Fremder in ihren Bergen verirrt, so nöthigen sie ihn, recht lange bei ihnen zu weilen, und pflegen ihn gastlich. Will er ganz bei ihnen bleiben, so betrachten sie ihn als Bruder, und geben ihm eine Braut aus ihrer Mitte; will sich aber der Gast entfernen, so geleiten sie ihn auf richtigen Wegen weiter.

Als Freunde sind sie treu und redlich, man kann sich selbst auf ihr gegebenes Wort verlassen. Verschmitztheit und Verstellung, die den übrigen afrikanischen Völkern eigen sind, sind ihnen fremd und verhaßt. Aber gereizt sind sie grausame unversöhnliche Feinde. Sie sind von mittlerer Größe, hager,

aber schön gebaut. Ihre Gesichtszüge sind zwar grell, aber eben nicht häßlich. Ihre Nasen sind nicht plattgedrückt, wie die der Araber, sondern gleichen mehr denen der Europäer. Die Gesichtsfarbe, wie die des ganzen Körpers ist kupferröthlich. Ihre Bärte sind viel stärker, als die der Araber, und nicht wie bei diesen alle schwarz, sondern auch braun und blond. Auch darin weichen sie von den Arabern ab, daß sie nicht wie jene nur schwarze, sondern auch braune und blaue Augen haben. Vielleicht diese letzteren die alten Vandalen.

3. Die Lochwadi.

Die Lochwadi sind nicht sehr zahlreich. Sie bewohnen die Berge, welche an die Sachara grenzen, nämlich den Tschibel-Amer und Tschibel-Lochwad, leben theils von ihren Heerden, theils vom Ackerbau, der aber wenig bedeutend ist, und kommen häufig in die Nähe von Algier, um daselbst die Felder zu bebauen. Zu diesem Geschäfte haben sie große Neigung, sind dabei geschikt und fleißig, aber ihr Land ist zu schlecht, als daß der Boden ihre Mühe lohnen könnte. Sie bekennen sich zum Dihn-Islam. Sprache und Kleidung haben

sie mit den Arabi gemein, dagegen sind sie nicht so träge wie diese, sondern ernähren ihre Weiber und Kinder. Sie werden von einem Kaid, einem Beamten des Bei, regiert, und müssen schwere Steuer unter dem Namen Garame entrichten.

Durchgängig sind die gesunde und starke Leute, wohlgebaut, von frischer Gesichtsfarbe. Ihre Züge sind nicht so grell und negerartig, wie die der Arabi, sondern mehr den Kabeïli ähnlich. Auch trifft man bei ihnen nicht selten blaue Augeu an, wodurch sie sich ebenfalls von den Arabi unterscheiden. Diejenigen Lochwadi, welche ich Gelegenheit hatte, genau kennen zu lernen, waren von lebhaftem schnellfassendem Geiste, sehr gutmüthig, treu und redlich. Einer von ihnen war gegen drei Jahre bei mir in Diensten.

4. Die Piskiri.

Dieser kleine Volksstamm bewohnt, ungefähr acht Tagereisen von Algier entfernt, gegen die Sachara hin, das Biled-el-Piskiri (das Land Piskiri) oder Biled-ul-Tscherid (das Land der Datteln). Dieser ganz trockene Landstrich enthält eine ziemlich feste Stadt mit einigen tausend Einwoh-

nern, in deren Nähe ein großer Quellbrunnen ist, der die ganze Umgegend mit Wasser versieht. Er ist weder für Viehzucht noch für Ackerbau wegen seiner Trockenheit günstig, und nur durch seine erstaunliche Menge Dattelbäume, ausgezeichnet, welche ihnen den Hauptnahrungszweig und die Hauptnahrungsmittel liefern. Ganze Tagereisen machen die Piskiri, um ihre ledernen Schläuche und Ziegenfelle, die sie inwendig der Gesundheit wegen mit Schiffstheer bestrichen haben, an diesem Bruuen zu füllen.

Mit dem Ackerbau steht es im Biled-ul-Tscherid schlecht; eben so mit den Heerden; denn aus Mangel an Weide und Wasser sind die wenigen Schaafe, welche sich hier vorfinden, in einem äusserst verkümmerten Zustande. Da aber die Wolle dieser Schaafe sehr fein und zart ist, so verfertigen die Piskiri daraus eine große Menge ganz vorzüglicher Decken, die sie nach Algier und Tunis verkaufen, und daraus bedeutende Summen erlösen. Der Hauptnahrungszweig derselben sind die Dattelbäume, deren es eine erstaunliche Menge giebt, so daß sie ganze Wälder bilden, in welchen die Piskiri theils unter Zelten, theils unter Hütten von

Stein wohnen. Die Datteln verkaufen sie in Körbe oder Ziegenfelle gepakt, ebenfalls nach Algier und Tunis. Auch wächst bei ihnen der rothe Pfeffer sehr häufig, den sie theils consumiren, theils verkaufen.

Religion, Sprache und Kleidung ist die der Arabi, im übrigen aber, vorzüglich in Nahrung und Lebensweise, sind sie gänzlich von denselben verschieden. Ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel sind Datteln, die sie entweder roh mit Buttermilch genießen, oder mit Eier kochen. Aus dem Brod machen sie sich wieder ein eigenes Gericht: nachdem sie, wie die Arabi bei ihrer Gusgus, eine Brühe (Marga) aus Fleisch, Zwiebeln, Korianderkraut, rothem Pfeffer u. dergl. gekocht haben, brocken sie Brod in eine hölzerne Schüssel, übergießen es mit der Brühe und bekommen auf diese Weise ein schmakhaftes Essen, das sie Tschuch-Tschucha nennen.

Nicht gar selten werden sie von großen Schwärmen Heuschrecken heimgesucht, welche den Dattelbäumen zusetzen; da sie aber von den Piskiri eingesammelt, geröstet und als eine leckere Speise gegessen werden, so sind sie ihnen willkommene Gäste, und eben so nützlich als schädlich. In Ermangelung

eines bessern Fleisches genießen auch manche Piskiri das Fleisch der Hunde, Tschakalen, Füchse und der Sandratten (Dobbeda-Sachra). Letztere hat die Gestalt der Ratte und die Größe einer halbausgewachsenen Katze.

Die Piskiri sind sehr genügsam, und an Entbehrungen aller Art gewöhnt; Hunger und Durst können sie wie ein Kameel ertragen. Mit zehn Datteln und ein wenig Buttermilch können sie sich einen ganzen Tag behelfen. Bei hungrigem Magen fangen sie oft an zu tanzen. Vom Tanzen sind sie überhaupt große Freunde, und haben es in dieser Kunst zu großer Fertigkeit gebracht. Die Musik-Instrumente der Arabi trifft man auch bei ihnen. An ihren Festtagen laden sie ihre Freunde und Bekannte aus andern Düwari (so nennen sie ihre Dörfer) ein, und begeben sich in die Dattelwälder; dort genießen sie in fröhlicher Laune ein Mahl aus Datteln und Eier, und Tschuch-Tschucha darf nie fehlen. Wenn sie nach der Tafel die Kehlen gehörig mit Buttermilch geschwenkt haben, so fangen sie der Reihe nach an, ihre arabischen Lieder zu singen. Die Melodie ist ungeregelt und kreischend, der Text unzusammenhängend. Sie singen

von Großthaten ihrer Vorfahren, von der Schönheit ihrer Frauen, und einige Spottlieder auf einen ehemaligen Sultan, Namens Miled, der sie nach ihren Sagen sehr grausam regiert haben soll. Sie fluchen seinem Namen, geben ihm Schimpfwörter und brechen dabei in ein lautes Gelächter aus. Nach dem Conzert erheben sie sich zum Tanze.

Schußweit von ihrem Tanzplatze hängen sie an einem Baum eine Zielscheibe. Die Musikanten spielen nun allerlei lustige Märsche. Die tanzlustigen Männer und Jünglinge nehmen Flinten und legen dieselbe auf den Kopf. Mit dem Körper machen sie bei dem Tanzen sehr geschikte Bewegungen und kühne Sprünge, wobei sie aber mit dem Kopfe auf eine äusserst bewundernswürdige Art ihre Flinten balanciren. Während sich so die Männer mit ihren geladenen Gewehren bewegen, umhüpfen sie die Frauen, wehen mit ihren Tüchern dem Gatten oder Freunde Luft zu, oder wischen ihm den Schweiß von der Stirn. Die Männer tanzen ganz kalt mit ihren Flinten an ihnen vorüber, bis die Frauen eine nach der andern ihren Tänzern ein Zeichen mit den Tüchern geben, worauf derselbe während des Tanzes seine Flinte auf die Zielscheibe abfeuert,

und mit seiner Tänzerin den Tanzplatz verläßt. Alle folgen diesem Beispiele und wer die Zielscheibe getroffen hat, wird von allen Anwesenden mit lautem Jubel umringt. Man umarmt ihn und ruft ihm zu: Saha-chu jo-robbi-addi-guwaed (Wohlbekomme dir's Bruder, Gott gebe dir Kraft), und somit hat der Tanz ein Ende.

Da das Land nicht alle seine Bewohner ernähren kann, zumal bei den ungeheuern Erpressungen des Dei, so geht ein großer Theil in die afrikanischen Städte. Von den Piskiri in Algier werde ich später reden.

Der Bei von Constantine läßt dieses Land durch einen Kaid regieren, welcher jährlich ungeheure Summen unter dem Namen Garame entrichten muß. Da derselbe auch nicht umsonst sein Schinderamt versehen will, sondern sich auf alle mögliche Weise ein eigenes Vermögen zusammen zu scharren sucht, so ist das arme Volk weder seines Lebens, noch seines Eigenthums sicher. Durch den unerhörten Druk sind sie zu einer elenden, feigen und verschmitzten Menschenklasse herabgesunken. Sie haben einen sehr schlechten Charakter, und im Verkehr mit ihnen muß man sehr vorsichtig seyn.

Um einigermaßen zu zeigen, wie die Herrscher im Staate Algier mit ihren Untergebenen umgehen, und wie sie es verstehen, einander einen fetten Strauß in die Küche zu jagen, mag folgendes Beispiel dienen: Der Bei von Constantine, ein früherer Diener und Freund des Hassenatschi-Efendi, wollte ihm eines Tags eine kleine Gefälligkeit erweisen, und schikte zu dem Ende einen seiner heimlichen Diener an den Kaid-Piskiri. Als der Spion zu dem Kaid kam, verstellte er sich, und sagte zu ihm: »Höre Kaid! ich bin dein Freund, und habe erfahren, daß dein Leben in Gefahr ist; wenn du mir tausend Dollar gibst, so will ich dir die Gefahr entdecken, und dir auch rathen, wie du derselben entgehen kannst.« Der Kaid versprach ihm diese Summe, und nun fuhr der Spion fort: »du weißt wohl, daß der Bai nicht spaßt, nnd nun habe ich gehört, daß er es ernstlich anf dein Leben abgesehen hat, und dir in Kurzem eine Garame von zwanzig tausend Dollar abfordern wird. Da er nun wohl weiß, daß du ihm diese Summe nicht sogleich geben kannst, so hat er bald eine Ursache, dich aufhängen zu lassen. Ist dir also dein Leben theuer, so folge meinem Rath und fliehe angenbliklich nach Algier zum

Hassenatschi-Efendi; versteht sich von selbst, daß du nicht ganz leer zu ihm gehen kannst; bringst du ihm übrigens sechstausend Dollar, so ist dein Leben gerettet, und er wird dich dafür so in Schutz nehmen, daß dich der Bei nicht mehr antastet.« Der arme geängstete Kaid gab dem geheimen Agenten des Bei seine tausend Dollar für diese wichtige Nachricht, und floh eilends nach Algier. Er kam in das Schloß unseres Hassenatschi-Effendi, gab ihm seine sechstausend Dollar, und blieb acht Tage daselbst, in welcher Zeit er mir seine traurigen Vorfälle erzählte. Der schlaue Minister entließ ihn endlich mit der tröstlichen Versicherung, daß er ihn nun ferner beschützen wolle, und der Bei solle ihm ferner kein Haar krümmen.

5. Die Meditsche-Arabi oder Felach-Arabi (die Ackerbautreibenden Araber.)

Sie bewohnen die Gegend, welche Meditsche heißt, und sich um die Hauptstadt herumzieht, wohl auch eine Tagereise von Algier ausdehnt. Von den Europäern werden sie gewöhnlich Mauren genannt, übrigens hörte ich bei den Algierern diese Benen-

nung nie, und es scheint mir sonderbar, ein Volk mit einem Namen zu benennen, den es selbst nicht kennt. Sie nennen sich Meditsche-Arabi, nach der Gegend, die sie bewohnen, oder auch Felach-Arabi, weil sie den Ackerbau betreiben (Felach der Bauer). Sie wohnen in elenden Stein- oder Lehmhütten, aber unstreitig in den schönsten und fruchtbarsten Gegenden des algierischen Staates. Getraide und alle südlichen Gewächse liefert sie fast von selbst. Welche Früchte würde dieser Boden tragen, wenn er von fleißigen Händen gehörig und zwekmäßig angebaut würde! Da aber die jetzigen Bewohner häufig ernten, wo sie nicht gesäet haben, so verlassen sie sich darauf, und verschmähen die Arbeit *).

Viel auch trägt das Klima zu ihrer Trägheit bei, und vor allem die schlechte Behandlung der Türken; denn bauen sie viel, so nimmt ihnen die Regierung viel Tribut ab. Deshalb suchen sie ihr Leben nur zu fristen, und einige Produkte nach Al-

*) Sie treiben ihre Geschäfte, Säen, Graben u. s. w. äusserst nachlässig. Der Pflug ist sehr selten, und besteht in einem Stük Holz. Ihre Ackergeräthschaften bestehen in Hacke und Spaten.

gier zu verkaufen, und von dem gelösten Geld ihren Tribut abzutragen.

Der ganze Landstrich wird von sieben Kaid regiert, die nicht aus Arabern, sondern aus Türken gewählt, unmittelbar unter dem Aga-Efendi (Kriegsminister) stehen. Die Kaid saugen das Volk wie Blutigel aus, und wissen ihm mit Gefängniß, Bastonnade **) und Hinrichtungen ihre Produkte und Geld abzunehmen.

**) Sie strafen und mißhandeln ganz nach Willkühr. 5—700 Stockschläge auf die Fußsohlen sind das Gewöhnliche. Die so Bestraften sind nach Verlauf einer Woche wieder hergestellt. Manche sah ich ganz allein aufstehen und nach Hause gehen. Dadurch werden die Füße nur etwas breiter und platter. Hat aber ein Unglücklicher tausend bis zwölfhundert Bastonnaden erhalten, dann ist er oft mehrere Stunden von Sinnen und unterliegt schweren Krankheiten; manchmal hat er jahrelang Schmerzen und bleibt beständig ein Krüppel. Einstmals ließ der Minister, (weniger aus Mitleid,) einen solchen unglücklichen Araber, der tausend Schläge ausgehalten hatte, zu mir bringen. Nie sah ich einen Menschen in einem elenderen Zustande. Es war der sechste Tag, nachdem er die Bastonnade erhalten hatte. Die Sohlenmuskeln waren ganz zerfetzt und in Eiterung und Brand übergegangen; mehrere Knochen lagen ganz frei da, die Fußzehen waren so zerschmettert, daß man die Splitter hinwegnehmen konnte. Ausserdem war er wahnsinnig geworden und so schwach, daß er weder Arznei noch Nahrung zu sich nehmen konnte. Oft werden die Araber in ganzen Schaaren an Olivenbäumen aufgeknüpft, was ich mehrmals von der Terrasse unsers Schlosses aus wahrnahm.

Sie sind nämlich ursprünglich arme, vom Aga-Efendi begünstigte Türken und daher seine Kreaturen. Sie müssen jährlich dem Staatsschatz eine gewisse Summe Tribut liefern; ferner dem Dei eine bedeutende Summe (Auwaid oder Aded, fester Gebrauch) in die Privatkasse, und ausserdem noch jährlich zweimal an bestimmten Tagen den fünf Ministern einen Besuch abstatten, und jedesmal ein Geschenk von zweitausend Dollar mitbringen. Wenn man nun bedenkt, wie sie sich nebenbei noch selbst bedenken, so kann man sich leicht einen Begriff von den ungeheuren Bedrückungen der armen Felach-Arabi machen. Wer am besten schinden kann, hat die meiste Aussicht auf ein höheres Staatsamt.

Die körperliche Beschaffenheit der Meditsche-Arabi sowohl, als ihre Lebensweise stimmt mit der übrigen überein. Merkwürdig aber ist die Art, wie sie die Butter bereiten. Sie nähen ein Ziegenfell so zusammen, daß nur am Hals eine Öffnung bleibt, hängen es hierauf an den vier Beinen vermittelst Stricken an einen Hacken oder Baumast, schütten den Rahm in das Fell, binden die Öffnung zu, und nun stellen sich Einzelne auf beide Seiten, die

sich das angefüllte Ziegenfell einander zuwerfen. Durch die Bewegung entsteht die Butter.

Durch die Sklaverei, in welcher sie unter den Türken leben, sind sie so tief gesunken, daß ich sie für das elendeste Volk halten muß, welches ich je kennen lernte. Denn sie haben nicht allein mit den übrigen Afrikanern die Rohheit, Feigheit und Verschmitzheit gemein, sondern sind auch noch den unnatürlichsten und verabscheuungswürdigsten Lastern ergeben. Alle moralische Gefühle scheinen bei ihnen erloschen zu sein; Treue, Redlichkeit, Freundschaft sind ihnen fremd, sogar für das natürliche Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern sind sie abgestumpft.

5. Die M'sabi Beni-Musabi.

Dieses Volk bewohnt den Landstrich, welchen man gewöhnlich Sab nennt; er grenzt dicht an die Sachara *) und erstrekt sich zum Theil in dieselbe. Ihre Karawanen durchziehen die Sachara bis an das Land der Schwarzen, wo sie um billige

*) Nach meiner Ansicht schreibt man besser Sachara, als Sahara; denn die Araber sprechen dasselbe so aus.

Preise kleine Negersklaven kaufen, deren sie acht bis zehn in große Körbe packen, die auf beiden Seiten eines Kameels herabhängen. Ihr Oberhaupt wird Aemin-M'sabi genannt; sehr merkwürdig aber ist, daß derselbe nicht bei ihnen in ihrem Lande lebt, sondern stets in Algier wohnt, von wo aus er sie durch einen unter ihm stehenden Beamten beherrscht, und wenn er sie von Zeit zu Zeit besucht, so hält er sich nie lange bei ihnen auf, sondern eilt bald wieder nach Algier zurük.

In der Stadt Algier befinden sich ohngefähr 8000 M'sabi, welche mit großem Fleiße allerlei Geschäfte treiben. Schon seit mehreren Jahrhunderten haben sie von den Dei's Privilegien, daß nur sie ausschließlich in Algier öffentlich Badanstalten halten und Mühlen anlegen dürfen. Ebenso sind auch sie die einzigen Schlächter, Bäcker und Zuckerbäcker und haben mithin die einträglichsten Professionen in der Stadt. Sie zahlen monatlich an ihren Aemin-M'sabi bedeutende Steuern, von welchen dieser das sogenannte Auwaid an den Hassenatschi-Efendi entrichten muß.

Der Aemin-M'sabi besitzt große Reichthümer, mit denen er einen bedeutenden Handel treibt, und da bekanntlich die Muselman's nicht mit Geld wu-

chern dürfen, er sich aber als Aemin M'sabi dieses erlaubt, so ist er ausser den Juden der Einzige in Algier, welcher Geld auf Interessen annimmt und ausleiht.

Die Privilegien der M'sabi haben der Sage nach ihren Grund in folgendem Vorfall. Als Karl V. nach seiner unglüklichen Expedition im Jahr 1541 wieder nach Spanien schiffte, ließ er in dem Kaiserforts eine Besatzung von ungefähr tausend Spaniern zurük. Nach der Sage in Algier hat nun diese Besatzung täglich aus ihren Batterien die Stadt so beschossen, daß der Dei und alle Einwohner sich in großer Noth befanden. Da beschlossen einige hundert M'sabi, die Stadt von dieser Noth zu befreien. Sie schikten eines Abends einige beherzte Frauen an das Thor des Kaiserforts, welche unter Jammern und Klagen von der spanischen Besatzung verlangten, daß man sie doch in die Batterie einlasse, indem sie sonst vor Elend umkommen würden, weil sie die groben Mißhandlungen ihrer barbarischen Männer müde, denselben entlaufen seyen. Die Spanier, gerührt durch ihre Klagen, öffneten ihnen das Thor, und alsbald drang eine große Menge bewaffneter M'sabi in die Festung

ein, und ermordete alle Spaniolen. Als Belohnung für diese That gab der damalige Dei den Beni-M'sabi für sich und ihre Nachkommen obengenannte Privilegien, und alle folgende Dei's sanctionirten dieselben bis auf den heutigen Tag.

Dieses in seiner Art eigene Volk gibt sich alle Mühe, dem Dihn-Islam zu huldigen, sie haben den Kur-ahn, sie halten alle Satzungen des Propheten, und dennoch sind sie von allen Muselman's verachtet, und werden von ihnen als Ketzer verschrien und gehaßt, sie müssen ihre eigene Tschamien und Mestischiden haben, und dürfen nie in Gesellschaft anderer Muselman's kommen. Man sagt, dieß rühre daher: Als einst Muhammed seine Gläubigen in vier Klassen oder Völkerschaften theilte, nämlich in Arabi (Araber), Alschami (Perser), Turkomani (Türken, und mehrere andere Stämme) und Hindi (Indier), ließ er diesen in Mekka einen viereckigen Thurm bauen, Kaabe-Scheri genannt; die vier Ecken dieses heiligen Thurms theilte er unter die vier vorher genannten Nationen und gebot ihnen, wenn sie nach Mekka wallfahrten, so sollten sie, eine jede nach ihrer Ecke zugewandt, den Allerheiligsten anbeten. Als dieß geschehen war,

kam der Stamm Beni-M'sabi (der wahrscheinlich damals schon das Land Sab an der Sachara bewohnte) zu Muhammed, und verlangte, daß er auch ihnen eine Gegend anweise, wo sie anbeten könnten. Muhammed sagte ihnen, daß sie zu den Arabï gehörten, folglich auch mit denselben nach einer Gegend hin anbeten müßten. Die Beni-M'sabi aber weigerten sich, mit den Arabern an einer Stelle anzubeten und bestanden hartnäckig darauf, daß ihnen der Prophet eine Gegend für sie allein geben sollte. Da wurde der Prophet unwillig und sagte: »Der heilige Thurm hat nur vier Ecken und nicht fünf, wollt ihr also das fünfte Geschlecht seyn, so entfernt euch von mir, und seyd von nun an verflucht von mir und in spätern Zeiten verachtet von allen meinen Gläubigen.« Daher werden sie auch Chamsi »das Fünfte« genannt. Dieser Fluch des Propheten haftet noch stark auf den Musabi. Obgleich sie aber von allen Muselman's verachtet sind, lassen sie sich doch nicht irre machen, sondern fahren fort, den Muhammed zu loben und zu preißen.

Ihre Kleidung ist wie die der Arabi, ihre Lebensweise dieselbe. Von Körperbau sind sie stark,

ihre Gesichtsfarbe ist meistens schwärzlichbraun. Ihre Gesichtszüge sind äusserst häßlich, und man sollte fast mit den Türken glauben, daß sich der Fluch des Propheten auch auf ihren Gesichtern ausdrücke. Diese sind ganz verzerrt, die Augen dunkel, die Nase etwas zusammengedrükt, der Mund sehr groß und der Bart sehr schwach und schwarz. Im Ganzen ist das Volk roh und äusserst tyrannisch gegen die armen Negersclaven; ihre Rohheit geht so weit, daß sie häufig ihre eigenen Kinder, welche sie mit Negersklavinnen erzeugen, als Sklaven verkaufen. Sie fröhnen allen Lastern und nur die Bastonnade, die ihnen ihr Aemin nicht selten geben läßt, kann sie einigermaßen im Zaume halten. Sie sind ungemein schmutzig und voller Ungeziefer. So viel mir bekannt ist, beläuft sich die Zahl der Musabi nicht einmal auf hunderttausend. Sie sprechen eine ganz eigene Mundart, die von der arabischen wieder verschieden ist. Da sie übrigens häufig durch Handel und Gewerbe mit den Arabern verkehren, so lernen sie auch gewöhnlich deren Sprache.

7. Die Biled-Arabi (Stadt-Araber.)

Auch diese werden gewöhnlich von den Europäern Mauren genannt; sie selbst nennen sich Biled-Arabi. Viele wollen sie für Abkömmlinge der alten Numiden halten, sie selbst aber leiten ihre Abstammung von den Arabern und erzählen, daß früher, als Hairadin-Pascha diesen Raubstaat gründete, ihre Anzahl nur klein gewesen sey, und daß sie sich später erst durch die Mischung mit den Türken so vermehrt hätten.

Bekanntlich bringen die Türken keine türkische Frauen mit nach Algier, sondern verheirathen sich daselbst mit den Töchtern der Arabi. Die Kinder aus dieser Ehe werden Kuloli genannt, deren Kinder aber wieder zu den Biled-Arabi gerechnet werden.

Sie bilden den größten Theil der Einwohner der Stadt. Der Schech-el-Biled, ihr Vorsteher, gewöhnlich ein Greis aus ihrer Mitte, erhebt von ihnen die Personalsteuer, welche auf jeden Mauren einen Dollar beträgt, und liefert sie an den Hassenatschi-Efendi.

Ihr Richter, der Kadi-Arab, ist in seinem

Amt sehr beschränkt; er kann nur kleine Klagsachen schlichten; solche von einiger Bedeutung muß er an den Hassenatschi-Efendi bringen. Zu sonstigen Staatsämtern können die Biled-Arabi nicht gelangen.

Die Lebensweise, die Beschäftigungen dieses Volks sind sehr verschieden. Die bemittelte Klasse lebt ruhig und geräuschlos in ihren Harems. Viele leben vom Handel.; da aber der Dei selbst Handel treibt, so entzieht er ihnen nicht allein die vortheilhaftesten Spekulationen, sondern läßt sich auch noch dafür bezahlen, daß er ihnen erlaubt, Handel zu treiben. In Folge der schweren Abgaben, die auf dem Handel lasten, können die meisten Kaufleute nur im Kleinen handeln. Sie haben alsdann kleine Boutiquen und verkaufen zu ziemlich hohen Preisen allerlei afrikanische und europäische Handels-Produkte.

Der größte Theil der Biled-Arabi treibt Gewerbe. Ihre vorzüglichsten Manufakturen sind: Seiden- und Baumwollenstoffe, Leinwand, Shwals, Gold- und Silberstickereien, Essenzen und Wasser von Rosen, Jasmin und Narcissen u. s. w. Die Handwerker in Algier sind folgende: Die Tischler,

(Tach-datschi) verfertigen allerlei Meubles, jedoch nicht sonderlich fein; Tische machen sie nicht, denn diese kommen vom Kupferschmidt (Nachatschi), welcher große und runde Platten verfertigt, die bei den Muselman's die Stelle der Tische vertreten. Ebenso webt statt der Stühle der Teppigwirker (Filistschi) schöne Teppige, worauf die Türken sitzen. Die Gerber (Derritschi) gerben Leder und Saffian, und verstehen es gut zu färben. Die Schuhmacher (Pobutschi) machen daraus schlechte Schuhe und Pantoffeln. Schöne und künstliche Arbeiten aber liefern die Schneider (Tersi) und die Färber (Bojatschi), welche roth, grün und blau zu färben gut verstehen. Die Dreher (Donetschi) verfertigen verschiedene Hausgeräthschaften, auch Pfeifenröhre u. dergl., aber keine Spinnräder, denn die algierischen Damen finden kein Wohlbehagen an weiblicher Arbeit. Der Schlosser (Kilitschi) macht recht gute Schlösser, meist mit einer Feder und Schelle versehen, so daß es beim Auf- und Zuschließen klingelt. Die Schmiede (Demmürtschi) verstehen gar nichts, können keine Hufeisen schmieden und vernageln die meisten Pferde und Maulthiere. Die Spengler (Denneketschi) sind unentbehrlich

wegen der Kaffeekannen; entbehrlicher wäre der Glaser (Tschamtschi), weil von den Häusern keine Fenster auf die Straße gehen, damit die Frauen nicht hinaus sehen können; und der Kiefer (Kertatschi), weil man keine Weinfässer braucht.

Den harten Dienst der Kalk- und Backsteinbrenner (Latschartschi) mußten ehemals die Christensklaven, nachher die Kabeïlisklaven verrichten. Die Maurer, (Japitschi oder Ewitschi) haben die alte orientalische Bauart, bauen mit Steinen; Holzwerk kommt fast gar keines an die Häuser; Zimmerleute hat man ausser den Schiffszimmerleuten (Deknеusta) kein. Diese aber zeigen auf der Werfte große Kunstfertigkeit und bauen nicht allein starke, sondern auch ziemlich schnell segelnde Fahrzeuge. Viele Araber gehen auch als Matrosen auf die Kursans und leben dann meistens vom Raub. Die Sattler (Eirtschi) verfertigen schöne türkische Sättel und Zäume; die Waffenschmiede (Bitschaktschi) herrliche Jatagans und Säbel; die Goldarbeiter (Altinschi) hingegen liefern grobe Arbeit. Sie beschlagen die Waffen mit Gold und Silber und machen allerlei Schmuk für die Frauen, z. B. leichte Damenhüte von diesen Metallen, von sehr großem

Werthe, Armspangen, Halsketten, Ohr- und Fingerringe u. dergl.; die Uhrmacher (Sahatschi) können keine neuen Uhren machen, sondern nur die alten repariren. Ein guter europäischer Uhrmacher würde dort sein Glük gemacht haben. Der Seifensieder (Sapontschi) bereitet eine grüne, weiche, aber vortreffliche Seife aus Lauge und Baumöl. Die Tabaksfabrikanten (Tutantschi) erhalten einen ziemlich guten Tabak aus den Provinzen, schneiden ihn fein, wissen ihn aber sonst nicht zu bereiten. Die Pfeifenfabrikanten (Lubbatschi) machen die bekannten türkischen Pfeifenköpfe aus rothem Thon; die Häfner (Toprak—Tschanaktschi) verfertigen aus gutem rothen Thon das schönste und beste Geschirr, das ich je sah. Die vorzüglichsten Töpfe sind die von Bona, welche eine Ohm enthalten können, von sonderbarer Gestalt, an der Öffnung enge, am Bauche ungemeim weit, und nach unten spitz zulaufend, so daß sie nicht allein stehen können, sondern angebunden werden müssen. Die Korbmacher (Sembiltschi) flechten große runde Körbe von Stroh für Lastträger, welche fünf Fuß im Durchmesser, und drei Fuß in die Höhe haben; auch recht niedliche Körbchen aus Binsen oder Weiden. Die Bin-

senflechter (Hassiertschi) flechten Decken und Matten aus Binsen oder Palmblättern, auf welchen die armen Leute sitzen und schlafen. Die Matratzen und Ottomanen der Reichern von Wolle werden von den Dussektschi genäht. In Ermangelung der Buchdruckerkunst gibt es hier Buchabschreiber (Kitap-Jassitschi oder Mushaf-Jassitschi), die mit einer Rohrfeder (Galem) sowohl türkische als arabische Bücher abschreiben. Ein solcher verdient für einen Kur-ahn zu schreiben nach unserm Gelde vierzig bis fünfzig Gulden, ein guter Schreiber braucht dazu einen Monat Zeit. Die Bücher werden von den Buchbindern (Muthaftschi) mit Pappendeckel steif eingebunden, und dann mit Saffian oder grünem Seidenzeug überzogen. Die Fischer (Baluktschi) versehen die Stadt reichlich mit Seefischen und Muscheln, die Gärtner (Bagtschiwahnschi) versehen die Terrassen und Blumentöpfe der Damen mit Blumen; die Barbiere (Berber) rasiren sehr leicht und gut, scheeren dem Volke die Köpfe und schröpfen ihm im Frühjahr sehr häufig, pfuschen aber auch in die Chirurgie, indem sie auf's geradewohl Ader lassen. Verschwindet das Übel, so hat der Berber geholfen, wird es schlimmer, so ist das

Verhängniß daran Schuld. Noch mehr Unheil aber stiften die sogenannten Ärzte (Tapib, Hackim oder Tscherrach), wahre Menschenschinder, die Alles, was ihnen unter die Augen kommt, mit Gift und Feuer verderben. Sie schlagen alle Patienten über einen Leist, nehmen sogleich ihre Zuflucht zu den stärksten narkotischen Pflanzen und opfern so die meisten der Patienten ihrer Unwissenheit *). Für Wunden haben sie allerlei Salben von Honig, Eier und Salz oder Pech, Wachs und Baumöl **). Beinbrüche werden meist krumm geheilt. Bei rheumatischen Kopf-, Rücken- oder Gliederschmerzen wenden sie heroische Reizmittel an. Sie übergießen

*) Der Sohn eines Türken, ein Knabe von 12 Jahren, litt an der Galle. Ein Tapib gab ihm ein Brechpulver. Der Vater des Knaben, welcher öfters in unser Schloß kam, brachte mir dieses Pulver, und fragte mich, ob es gut sei. Es war Nous vomica; beim Wiegen fand ich 16 Gran für eine Dosis.

**) Das beste Mittel, das ich bei ihnen fand, ist das gegen Scorpionen- oder Schlangenbisse. Sie sammeln, vermittelst Zangen, eine Anzahl Scorpione, schneiden ihnen die Schwänze ab, thun das Uebrige in eine Flasche, und füllen dieselbe mit Baumöl. So lassen sie dieselben längere Zeit an der Sonne stehen. Sie bestreichen die Wunde mit diesem Oele, das auch sehr bald die Schmerzen lindert und die Geschwulst vermindert.

den leidenden Theil mit siedendem Öl, oder brennen denselben mit **brennendem** Korkschwamm *) oder glühendem Eisen, je nachdem sie es für dienlich halten **).

---

*) Einmal wurde mir aus einem Garten des Dei ein Negersklave gebracht, der das Schulterblatt verrenkt hatte. Der Tapib hielt es für Rheumatism und verbrannte Schulter und Nacken mit brennendem Korkschwamme mehrmals so stark, daß, als der Unglükliche meiner Pflege übergeben ward, bereits der Brand eingetreten war. Nach langem Leiden starb er.

**) Die gewöhnlichsten Krankheiten in Algier sind: Leberaffektion (daher vielleicht die gelbe Farbe der Europäer in südlichen Gegenden), gastrische Uebel, Faulfieber (meist vom übermäßigen Genuß der Melonen und Aprikosen), allerlei Entzündungen, Rheumatismus (wegen der feuchten Nächte und der Schwitzbäder), Gesichtsschmerz, Flechte, Gelbsucht, Bleichsucht, übermäßiger Geschlechtstrieb, Rückendarre; morbus venereus ist seltner (wegen der Reinlichkeit). Die Europäer werden anfangs nicht selten von der Ruhr befallen; ist man aber einmal an das Klima gewöhnt, so befindet man sich gesünder als in Europa. Blödsinnige (die das gemeine Volk für Heilige hält) und Blinde findet man in Menge. Die Araber selbst führen als Ursache der häufigen Erblindung an: die Unreinlichkeit, die Erhizzung bei Tage und die Erkältung bei Nacht, die übermäßige oft unnatürliche Wollust und den heißen erschlaffenden Samum-jel oder Sam-jel, den Sacharawind. Von Zeit zu Zeit bricht auch die Pest im Innern aus.

In die Kategorie der Tapib gehören ohne Zweifel die Henker, nämlich der erste Scharfrichter (Muswar) mit seinen Gesellen (Harsi), weil sie auch manchmal Operationen an menschlichen Körpern vornehmen, nämlich Mördern und Dieben Hände und Füße amputiren u. s. w.

Eine wichtige Stelle im Leben der Muselman's nehmen die öffentlichen Bäder (Hammam) und die Kaffeehäuser (Kawahahn) ein. Die Musabi haben, wie schon erzählt, das Privilegium, öffentliche Bäder zu halten, nehmen jedoch Arabi in Dienst. Die Vorsteher der Kaffeehäuser heißen Kawatschi. Diese werden häufig von den Muselman's (denn hier ist der Versammlungsort bei allen Händeln, sogar bei Ehekontrakten) besucht. Mit den Kawatsehi stehen gewöhnlich die Kuppler oder Kupplerinnen (Guwedlari) in Verbindung, an die man sich wendet, wenn man freien will. Die Musikanten (Tutuktschi), Tänzer (Oinetschi), Sänger (Tokalkatschi), Sängerinnen und Tänzerinnen (Kef-Garilari) verdienen ebenfalls in den Kawahahn ihr tägliches Brod, aber auch in Privathäusern bei besondern Lustbarkeiten. Die Okutschi sind Leute, welche wenn ein Araber stirbt, Tage, Wochen oder Mo-

nate lang an der Grabstätte sitzen und beten, wofür sie von den Verwandten des Verstorbenen bezahlt werden.

Mehre Tausend Biled-Arabi leben bloß vom Betteln. Sie haben keine Wohnungen, laufen halbnakt umher und breiten des Nachts ihre Matten zum Schlafen neben auf den Straßen aus. Unter ihnen findet sich eine auffallende Menge Blinder; die mit einer mir unbegreiflichen Geschiklichkeit allein ohne Führer in der ganzen Stadt umher tappen. Sonderlich sieht es aus, wenn diese Blinden spaziren gehen. Es geht alsdann derjenige, welcher schon die längste Zeit blind ist, voran, ein andrer hält sich hinten an ihn fest, an diesem wieder ein anderer und so bilden sie eine lange Reihe.

Ein jeder von ihnen ist mit einem Musikinstrument versehen, und von Zeit zu Zeit setzen sie sich an die Straßenecken, oder vor die Stadtthore, wo sie dann einen entsetzlichen Lärm anrichten, um das Mitleid der Vorübergehenden anzuregen.

Mit diesen armen Arabern auf den Straßen, leben noch viele hundert Piskiri, die aus ihrem dürren Dattellande nach Algier kommen, um sich ihr Geld zu verdienen. Mehre hundert ernähren sich

als Wasserträger (Sub-Tseckitschi), weil nämlich die algierischen Frauen nicht selbst am Brunnen Wasser schöpfen dürfen, so tragen die Piskiri in großen kupfernen Kannen, welche beinahe ein viertel Ohm enthalten, das Wasser an die Thüren des Harems, wo es ihnen von den Sklavinnen abgenommen wird.

Auch als Straßenfeger (Sübiltschi) werden 80—100 Piskiri und Arabi bezahlt, an deren Spizze ein Türke, der Kaid-Sübil steht. Dieser muß strenge wachen, daß die Straßen rein gehalten werden, wofür er von jedem Hauseigenthümer monatlich einige Kreuzer Steuer erhebt.

Da in Algier Karren und Wagen wegen den engen Straßen unbekannte Sachen sind, so werden alle Lasten durch Kameele, Pferde und Esel fortgeschafft. Auch sind mehrere hundert Piskiri zu Lastträgern (Hammal) bestimmt. Je zwei und zwei tragen in einem großen Tragkorb, durch welchen eine Stange gestekt wird, eine Last von drei Centnern, und damit laufen sie in einem starken Trapp dahin. Soviel von den Beschäftigungen dieses Volks.

Was die häusliche Einrichtung der Stadt-Araber betrifft, so ist diese von der aller übrigen

Afrikaner verschieden. Vielweiberei ist bei ihnen nicht eingeführt, obgleich dieselbe auch ihnen, wie allen übrigen Muselman's erlaubt ist. Dieses rührt theils aus Ersparniß her, weil sich die Frauen in der Stadt nicht so gut als auf dem Lande verintressiren, indem diese die Männer ernähren, jene aber nicht allein nichts thun, sondern durch ihren großen Luxus, den sie im Innern der Harems machen, den Mann sehr viel Geld kosten; theils mag auch die Vielweiberei durch die Eifersucht der algierischen Frauen beschränkt werden. Eitel, heftig und eifersüchtig wie sie sind, dulden sie keine Nebenbuhlerin in ihrer Nähe, und da sie in der ganzen Stadt alle aus einem Horne blasen, so gelingt ihnen dieses ziemlich gut; *sie treiben* es so weit, daß *sie alle diejenigen* verachten, welche sich nicht *auf's äusserste weigern*, die zweite, dritte oder vierte Frau eines Mannes zu werden. Auf diese Art hält es den Männern schon schwer, mehr als eine zu freien. Dazu kommt noch der große Aufwand, den, wie ich vermuthe, die schlauen Weiber in den Harems deßwegen machen, daß der Mann nicht mehrere nehmen soll.

Wenn ein Muselman sich verheirathen will,

so erkundigt er sich gewöhnlich im Kaffeehause, welcher von den Anwesenden eine schöne Tochter habe, oder er wendet sich an einen Kuppler oder Kupplerin von Profession, und diese wissen ihm dann auch stets eine nach seinem Sinne zu freien; gewöhnlich geben sie sich auch alle Mühe, um ihn zufrieden zu stellen; denn je besser sie ihn versorgen, desto größer ist der Lohn, welchen ihnen der Freier nach der Hochzeit gibt. Wenn sie eine Braut nach Wunsche gefunden haben, so kommen der Freier und der Vater der Braut oder ein Stellvertreter desselben in einem Kaffeehause zusammen. Je nachdem der Freier reich oder arm ist, fordert nun der Vater eine gewisse Summe Geld; ferner einen Schmuk von Gold und Silber und Kleider, sowie auch eine oder mehrere Sklavinnen, der Freier bietet nun, und werden sie einig, so gehen sie augenbliklich zum Richter Kadi, um den Contrakt zu schließen. Sie wählten einen unpartheiischen Mann, welcher als Vormnnd die Braut vertreten muß, sowie auch zwei bis drei Zeugen. Wenn nun der Kadi einen schriftlichen Contrakt gemacht hat, so legt er denselben in sein Archiv nieder. Der Freier aber muß nun sogleich alle bedungenen Gegenstände an den Vormund der

Braut übergeben, und dieser muß dieselben für die Braut bewahren, um, wenn sie etwa einst von ihrem Gatten verstoßen würde, es ihr zu übergeben. Diese gute Vorsicht ist den Frauen von großem Nutzen; häufig lassen sie dieses Vermögen längere Jahre bei dem Vormunde stehen; die meisten nehmen es dann nur erst zurük, wenn sie einmal sicher sind, nicht mehr von ihrem Gatten verstoßen zu werden. Wenn dieser Ehecontrakt geschlossen ist, begeben sich die Verwandten von beiden Seiten, so wie auch der Freier, aber nicht die Braut, in die Tschamiä (Bethaus); dort betet nun ein Imam mit allen Anwesenden und spricht am Ende den Segen über die jungen Eheleute. Wenn dieses zu Ende ist, so kommt ein Diener der Tschamië (*Mü-chsin* genannt), in der *rechten Hand* ein Gefäß mit Zuckerwasser, in der linken ein kleines Gießbecken mit wohlriechendem Wasser haltend. Während er nun allen Anwesenden das Zuckerwasser zum Trinken darreicht, bespritzt er zugleich ihren Turbandi und Bart mit dem wohlriechenden Wasser. Nach Beendigung dieser für die Muselman's äusserst angenehmen Formalität, küssen sie alle den Bräutigam, und sprechen zu ihm: „Saha!“ (wohl bekomme dir's) und ge-

hen vergnügt auseinander. Am Abend begeben sich alle Verwandten des Bräutigams und der Braut in die Wohnung des Bräutigams, verzehren dort alle, die Braut ausgenommen, ein herrlich zubereitetes Mahl. Nach der Tafel kommen Musikanten, Tänzer und Tänzerinnen, und während nun die Musikanten spielen, gehen die Tänzerinnen ungefähr zehn an der Zahl hin, um die festlich geschmückte Braut aus dem elterlichen Hause abzuholen. Von mehreren Laternen begleitet, gehen sie in das Haus des Bräutigams; dort angekommen, setzen sie das Brautpaar neben einander. Während nun die Musikanten spielen, die Tänzer und Tänzerinnen tanzen, während alle anwesende Hochzeitsgäste mit großem Wohlbehagen zusehen, unterhält sich der Bräutigam zum erstenmal mit seiner bis jetzt noch verschleierten Braut.

Diese erste Unterhaltung ist sehr gespannt; der Bräutigam drükt der Braut zärtlich die Hände, und indem er sie fragt, ob sie ihn auch liebe, stekt er ihr einige Ringe an die Finger. Sie weint unaufhörlich, er sucht sie zu trösten, und überreicht ihr mit den Worten: „All-Hammam-parasi“ (nehme dieses Geld, um in's Bad zu gehen) ein buntes sei-

denes Saktuch mit einigen Goldstücken versehen. Sie nimmt es hin, und dankt ihm mit einem Kopfnicken. Nachdem sie auf diese Weise eine Stunde beisammen zugebracht haben, ermahnen die Eltern die Braut zum Aufbruch, alle Gäste und Musikanten entfernen sich; die Tänzerinnen aber begeben sich mit einigen Cithern, Geigen und Tambourin's vor das Brautgemach, um daselbst zu musiciren, zu singen und zu tanzen. Der Bräutigam geht nun in die Brautkammer, die Braut aber wird ihm von ihrer Mutter zugeführt, die ihr feierlich eine lange Rede hält, und sie auffordert, sich in dieser Nacht gegen ihren Mann standhaft zu vertheidigen. Wenn sich die Mutter entfernt, setzt sich die Braut weinend auf eine Ottomane, der Bräutigam nöthigt sie, sich zu entkleiden, was sie aber hartnäkkig ablehnt; er legt am Ende selbst Hand an's Werk, aber da findet er große Schwierigkeiten. Die Braut hat nämlich nach Sitte aller Algiererinnen Hosen an; ausser diesen haben ihr ihre Freundinnen aus Vorsicht (dieses ist ein altes Herkommen bei den Araberinnen) mehrere Gürtel über die Hosen in der Lendengegend mit fünfzehn Knöpfen zusammengebunden; dem Bräutigam liegt es nun ob, diese

Knoten zu lösen; er darf, wenn er sich nicht beschämen will, keinen einzigen der Knoten aufschneiden, sondern muß sie hübsch fein nach einander auflösen, welches aber sehr oft eine schwierige Aufgabe ist, weil sich die Braut heftig und äusserst standhaft dagegen sträubt, zumal, wenn sie schon groß und stark ist. Dieses wird ihnen von Kindheit an von den Müttern und Freundinnen eingeprägt, und sie sezzen einen großen Werth in dieses Verfahren; denn sie sagen, je mehr sich eine Braut wehre, um so mehr würde sie nachher von ihrem Manne geachtet, und später halten sie dieses dem Gatten bei jeder Gelegenheit vor, wenn es ihm je einfallen sollte, an ihrer Treue zu zweifeln, sagen sie ihm: »Wenn du an meiner Tugend und Standhaftigkeit zweifelst, so denke nur an die Brautnacht, wo ich mich so sehr gewehrt habe!« Während nun der Bräutigam eifrigst beschäftigt ist, ihr die Hosenbinden zu lösen, spielen und singen die Tänzerinnen ausserhalb des Schlafgemachs so lange fort, bis endlich die Knoten gelöst sind; sobald sich die Braut überwältigt sieht, stößt sie einen Schrei des Entsetzens aus, und die Tänzerinnen entfernen sich. Die Braut ist sieben Tage unrein, d. h. sie darf keine Besuche bei an-

dern Frauen machen, und keine annehmen; ausser dem Bräutigam und ihrer Mutter darf Niemand zu ihr.

Als Herrin des Harems hat die Frau gar nichts zu thun, und wenn auch ihr Gatte nicht reich, sondern nur mittelmäßig vermögend ist, so hat sie doch einige Sklavinnen, welche die Arbeit im Innern des Hauses verrichten. Stricken, Nähen, Spinnen können diese Damen im Allgemeinen nicht, es gibt nur wenige, welche ein wenig nähen können, und können sie dieses, so haben sie es von Christensklavinnen oder Jüdinnen gelernt. Ihre Kleider muß der Mann bei dem Schneider verfertigen lassen.

Ohne Vorwissen des Mannes kann die Frau nicht wohl das Harem verlassen; will sie in ein öffentliches Frauenbad, so ist sie verschleiert und wird gewöhlich von ihrem Gatten und ihren Sklavinnen dahin begleitet. Der Mann wartet ausserhalb in einer Kaffeekneipe, bis sich die Frauen gewaschen haben, alsdann führt er sie wieder nach Hause, aber nicht am Arm, sondern er läßt sie vor sich hergehen. Die Algiererinnen empört dieses Verfahren der Männer ungemein, sie sträuben sich beständig dagegen, aber das hilft nichts, die Männer lassen sich dieses Recht nicht nehmen. Die armen Weiber,

welche vorher nichts Böses dachten, werden dadurch aufmerksam gemacht; sich gegen die schnöde Behandlung der Männer zu rächen, ist ihre eigene Sorge. Wo sie sich einigermaßen sicher wähnen, wissen sie durch gedungene Kuppler und Kupplerinnen mit andern Männern, besonders ledigen, Bekanntschaften anzuknüpfen; mit dem feinsten Faden weiblicher List wissen sie ihr Vergehen vor ihrem Gatten zu verhehlen. Um sich die Zeit zu vertreiben, läßt die Dame von Zeit zu Zeit durch ihre Sklavinnen ein herrliches Mahl zubereiten, sie läßt sich einige Sängerinnen und Tänzerinnen holen, und ladet dann zehn bis zwölf von ihren besten Freundinnen ein; diese kommen dann über die Dächer zu ihrer Freundin. Der Hausherr ist zwar von diesem Schmause unterrichtet, muß sich aber wohl hüten, während der Zeit in sein Harem zu kommen. Er verwünscht den Gebrauch der Frauen, er geht entweder seinen Geschäften nach, oder stekt im Kaffeehause und klagt seinen Freunden seine Noth, daß seine Frau schon wieder ein Gastmahl gebe. Nun schelten die elenden Wichte über den Luxus und die Verschwendung ihrer Frauen, sie sagen, ihre Weiber legten es darauf an, sie in Armuth zu stürzen. Die faulen Dummköpfe

bedenken aber dann nicht, daß dieses Vergnügen das Einzige ist, was die armen Frauen genießen, sie berechnen nicht, wie sie selbst mehr Geld verschwenden, als ihre Frauen. Mit schönen Waffen und Kleidern wollen sie prunken; sie wollen den ganzen Tag Zuckergebacknes naschen und von Morgens drei Uhr bis Abends sieben Uhr im Kaffeehause stecken, wo sie dann an einem Tag vierzig bis fünfzig Tassen Kaffe trinken, und eben soviel Pfeifen Tabak rauchen.

Im Durchschnitt sind die Algiererinnen nur mittelmäßig schön, größtentheils korpulent, von bleicher Gesichtsfarbe, was wohl daher rühren dürfte, weil sie zuviel in ihren Häusern sitzen müssen. Sie haben schwarze Augen und eben solche Haare; um sich zu verschönern, färbern sie die Augenbraunen und Wimpern schwarz, die Finger aber röthlich, mit dem schon genannten Pulver vom Kraut Chenna. Sie sind sehr schlau und witzig, dabei gutmühig; sehr oft mußte ich deßwegen bedauern, daß ihnen von den Eltern keine bessere Erziehung und von den Männern keine menschlichere Behandlung zu Theil wird. Die Kinder der Biled-Arabi sitzen beständig bei den Müttern im Harem. Wenn die Knaben das siebente Jahr erreichen, so werden sie in die arabische Schul geschikt, wo sie

aber nichts als den Kur-ahn lesen und arabisch schreiben lernen. Die Schreibmaterialien der Araber bestehen aus dünnen braunen Rohrfedern (Galem); anstatt Papier haben sie glatt gehobelte Brettchen von Eichenholz (Lulch), auf welche sie angefeuchtete Pfeifenerde schmieren; wenn diese in der Sonne getroknet ist, schreiben sie darauf. Als Tinte gebrauchen sie gebrannte Schafwolle mit Wasser vermischt, S'Maach genannt. Bis in ihr zwölftes bis vierzehntes Jahr sind sie sehr schön und von der Mutter rein gehalten. Ihre Gesichtszüge sind interessant, ihre Haut weiß wie die der Mutter. Nach dieser Zeit aber verändern sie sich zu ihrem Nachtheile: ihre Haut wird braun, ihre Gesichtszüge negerartig, ihre Haare ungemein buschig. Die Söhne reicher Eltern bekommen alsdann Frauen zur Ehe, die ärmeren hingegen müssen längere Zeit warten, und führen ein zügelloses Leben. Die Töchter müssen oft gegen ihren Willen sehr frühe heirathen, gewöhnlich vom zehnten bis fünfzehnten Jahre, und da sie in der Regel noch nicht ausgewachsen sind, so wachsen sie noch mit ihren Kleinen; viele von ihnen verkümmern und werden vor der Zeit alt. Ich sah Frauen von 25—30 Jahren die im Vergleiche mit einer 45jährigen Nordländerin weit nachstehen müssen.

Die Männer geben ihren Brüdern ausserhalb der Stadt, den Felach-Arabi, an Lastern nichts nach. Fleißig kann man sie nicht nennen. Sie arbeiten nur nothgedrungen. Im Umgange und Verkehr belügen und betrügen sie, wo es geht; auch mit dem Stehlen nehmen sie es nicht so genau. Unter dem Dekmantel ihrer Religion begehen sie die größten Laster, und wissen sich so zu verstellen, daß man es mit dem besten Menschen zu thun zu haben glaubt. Gegen die Türken, die sie verachten, sind sie demüthig und kriechend, gegen ihre Sklaven aber und Untergebenen stolz und grausam.

Der großen Anzahl Freudenmädchen muß ich noch erwähnen, die in Algier eine so große Rolle spielen. Sie sind entweder die Töchter armer Eltern oder *junge* Weiber, die von ihren Männern verstoßen worden, oder freiwillig ihren Mißhandlungen entlaufen sind. Sie leben theils einzeln, theils in großer Anzahl beisammen. Die Regierung hält ein Verzeichniß über sie, und billigt dieselben, weil sie dem Staat nützlich sind. Denn weil in der Türkei solche Häuser nicht geduldet werden, so werden durch sie viele türkische Rekruten angelokt, um in Algier ein zügelloses Leben führen zu können; und

dann müssen sie auch monatlich bedeutende Steuern an die Regierung bezahlen. Der erste Scharfrichter (Muswar) in Algier hat diese Steuern zu erheben, sowie er überhaupt die ganze Polizei über sie handhabt. Dieser Mensch, in jeder Hinsicht der Verruchteste, hat dadurch ein gutes Mittel, um sich bald zu bereichern; denn er hat über diese Mädchen Niemand Rechenschaft zu geben, er ist ihr unumschränkter Gebieter; und ausserdem, daß sie jährlich zweitausend Dollar an die Regierung entrichten müssen, sehen sie sich doch genöthigt, noch fünf- bis sechstausend Dollar an den Scharfrichter zu bezahlen, und wenn eine versäumt, ein monatliches Geschenk zu bringen, so läßt sie der Barbar halbtodt prügeln, denn auch sie bekommen wie die Männer die Bastonnade, oft fünf- bis sechshundert Schläge, und wenn sie auch unter den Streichen den Geist aufgeben, so bestraft keine Gerechtigkeit die Mörder.

8. Die Siach-Arabi oder Ossifan (Schwarze Araber, Neger.)

Eine große Anzahl Schwarzer befindet sich in der Stadt, die theils Sklaven, theils frei sind: Sie wurden größtentheils in ihrer Jugend von den Musabi aus ihrer Heimath gestohlen und nach Algier

verkauft. Wenn sie daselbst zwölf bis zwanzig Jahre bei einer Familie alle Mühseligkeiten eines Sklaven getragen haben, wird ihnen die Freiheit geschenkt. Manche verlassen nun die Stadt, der größere Theil jedoch bleibt daselbst.

Die Zahl der freien Neger in Algier beläuft sich ungefähr auf viertausend fünfhundert bis auf fünftausend. An ihrer Spitze steht der Kaid-Ossifan, ein alter Neger, der für die Regierung Ordnung unter ihnen hält, und jährlich eine Steuer von ungefähr dreitausend Dollar erhebt. Die Neger ernähren sich theils von der Arbeit in den Gärten, theils als Matrosen, meistens aber vom Tünchen und Weißen der Häuser. Es ist nämlich die Regel, jährlich einmal die Häuser von innen und *aussen*, sogar die Terrassen, mit Kalk zu tünchen. Dieses Geschäft haben ausschließlich die Neger, womit sie denn ziemlich viel Geld verdienen. Possierlich sieht es aus, wenn man die schwarzen Kerle über und über mit Kalk beschmiert, auf den Dächern umhersteigen sieht. An Festtagen ziehen sie in großen Haufen mit ihrer National-Musik auf den Straßen umher und führen vor den Kawas ihre wilden Tänze auf, wofür sie von den Türken und Arabern beschenkt werden.

Durch ihre lange Sklaverei haben sie viele Untugenden ihrer Herren angenommen, im Umgang jedoch sind sie viel redlicher, woran freilich ihre natürliche Dummheit Schuld seyn mag.

Über die Sitten und Gebräuche in ihrer Heimath hatte ich Gelegenheit, manches zu erfahren, dessen Erzählung mir aber die enge Grenze dieser Beschreibung verbietet.

9. Die Jaudi oder Jahodi.

Nirgends sind die Kinder Israels so gedrükt und verachtet, als gerade in Algier. Ihre Zahl beläuft sich daselbst auf vierzehntausend. Ihr Hambaschi oder Jaudi-Keber, selbst ein Jude, hält sie unter der härtesten Zuchtruthe, und richtet zwar nach dem mosaischen Gesetz, modelt es aber so um, daß es der muhammedanischen Rechtspflege ganz ähnlich sieht. Er bestraft seine Untergebenen mit der Bastonnade von fünfhundert bis tausend türkische Stokschlägen. Todesstrafe muß er dem Dei überlassen; im Übrigen herrscht er wie ein König über seine Glaubensgenossen. An ihn müssen alle Juden ihre Steuern bezahlen, und von diesen entrichtet er jährlich an die Staatskasse zwölftausend Dollar. Eben soviel mögen die Prä-

sente betragen, die er an den Festtagen der Muselman's dem Dei, den Ministern und andern hohen Beamten machen muß, und wehe ihm, wenn er dieß einmal versäumt. Man hat häufige Beispiele, daß, wenn der Dei meinte, der Hambaschi sey reich genug, er sehr bald eine Ursache fand, denselben hinzurichten, und sein Vermögen in den Staatsschatz zu bringen. Dennoch reißen sich die Juden um diese einträgliche Stelle.

Für ihren schweren Tribut ist ihnen eine Synagoge und öffentliche Gottesverehrung gestattet, aber vor den gröbsten Beleidigungen und der schmählichsten Verachtung von Seiten der Muselman's sind sie keineswegs geschützt. Damit man sie vor Allen kennt, ist ihnen bei Strafe verboten, keine andere Kleider als schwarze und dunkelblaue zu tragen, welche Farben gewissermaßen den Muselman's verhaßt sind. Sie tragen auf dem Kopfe ein schwarzes Käppchen, gewöhnlich von Sammt oder Wolle, um welches sie noch eine dunkle Binde wickeln. Den Hals ziert nach Sitte der Europäer ein weißer Kragen, mit schwarzer Halsbinde; ferner tragen sie eine dunkle Weste und Kamisol, Burnus und weite plumpe Faltenhosen bis auf die Waden, dann einen

dunklen Gürtel und schwarze lederne Pantoffeln, deren Oberleder kaum die Zehen bedekt.

Die Mehrzahl der Jahodi treibt auch hier wie in Europa, Kleinhandel und Schacher, viele aber auch Professionen, und zwar zeichnen sie sich vor den arabischen Handwerkern durch Fleiß und Geschiklichkeit aus. Die vorzüglichsten unter ihnen sind Goldschmiede, Spengler, Glaser, Schneider, Schuhmacher und Dreher. Die letztern verfertigen schöne Pfeifenspitzen von Bernstein und Horu, Rosenkränze*) von Dattelkörnern und Bernstein. Aus Olivenholz schnitzen sie Eßlöffel, Schüsseln und allerlei niedliche Gefäße. Auch verstehen die Juden aus gegohrnem Traubenmost einen recht guten Weinessig und aus getrokneten Feigen einen trinkbaren Brandwein, den sie Araki nennen, zu bereiten. In ihren dunklen Straßen halten sie öffentlich Wein-, Brandwein- und Kaffeekneipen, wohin sich auch manchmal lüsterne Muselman's schleichen. Auch die

*) Der Rosenkranz wird auch bei den Muhammedanern zu allerlei Gebetsformeln gebraucht, aber ausserdem auch zum Rechnen. Denn die Rechenkunst ist ausser wenigen Gelehrten und Kaufleuten dem Algierer gänzlich fremd. Wenn sie etwas ausrechnen wollen, so setzen sich zwei bis drei zusammen, jeder mit einem Rosenkranz von 99 Knöpfen und damit fangen sie an addiren, subtrahiren, multipliciren und dividiren.

Judenfrauen arbeiteten nothgedrungen recht fleißig: sie nähen, sticken und waschen für die Frauen der Muselman's. Viele aber, welche sich nicht von nützlichen Handarbeiten ernähren wollen, ergeben sich einem lüderlichen Leben.

In den Hauptzügen ihrer Phisiognomie und ihres Charakters, sind die Juden wenig verschieden, mögen sie in Europa, Asien, oder Afrika geboren sein. Dasselbe Mißtrauen, dieselbe Schüchternheit und Schlauheit. Geben sie sich auch in Algier den gemeinsten Betrügereien hin, so fröhnen sie doch nicht allen Lastern, wie die übrigen Bewohnern desselben. Bekanntlich haben die Juden viel naiven Witz, vom algierischen Judenwitz ein Beispiel. Ein jüdischer Glasermeister kam in das Schloß des Hassenatschi-Efendi, um die Fenster und Laternen zu repariren. Ich setzte mich in seine Nähe, um ihm zuzusehen. Ein Türke, der ebenfalls zusah, lobte seine Geschiklichkeit und sagte: »Es ist schade, daß du kein Muselman bist.« »Nun, sagte der Glaser, ihr seid eurer genug, was braucht ihr mich schmutzigen Juden?« »Aber, sagte der Türke, was wird es nach dem Tode geben? Ihr Juden brennt alsdann im höllischen Feuer und eure Qual wird kein Ende

nehmen. Wir Muselman's dagegen sitzen, wo kein Feuer ist, und genießen alle Freuden des Himmels. »O Scmajes roël! rief der Jude, ihr Türken könnt doch nicht leben ohne Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Wenn ihr kein Feuer habt, müßt ihr doch zu uns kommen, und sollt das Feuer mit schweren Zechinen von uns kaufen müssen.«

10. Die Kuloli oder Seidoni (Söhne der Türken.)

Die Söhne der Türken und Algiererinnen heißen Kuloli, deren Söhne aber, wie schon oben erwähnt, wieder Arabi heißen. Die Kuloli spielen in Algier durch ihren Reichthum eine große Rolle. Arme findet man wenig unter ihnen; denn ihre Väter, die Türken, verheirathen sich selten, ehe sie ein einträgliches Amt bekommen, oder sich ein großes Vermögen erheirathen können. Die Türkensöhne können zwar keine Ansprüche auf die hohen Staatsämter machen, aber dennoch gelangen sie manchmal durch die Begünstigung ihrer Väter oder durch ihr Geld zu hohen Würden. Als Beispiel will ich Achmed, Bei von Konstantine, den Sohn eines Bei anführen, ferner Sidi-Achmed, den letzten Kadi

von Algier, den Lehrer des verstorbenen einzigen Sohnes von Hussein-Pascha.

Auch können Kuloli als Hotscha (erster Priester in den Fschaminen oder als Dengis-Hotscha (Marineschreiber) angestellt werden, wenn sie nur den Kur-ahn recht studieret und in der türkischen und arabischen Sprache gehörig unterrichtet sind. Manche derselben lassen sich auch in ihrer Jugend zu den Janitscharen einschreiben, wodurch sie jedoch selten zu Ämtern gelangen können.

Wer sich auf den Schiffen durch Muth und Geschiklichkeit auszeichnet, kann auch Schiffskapitain werden. Die einige tausend Mann starke Artillerie in den Hafenbatterien, bestand ebenfalls aus Kuloli und ihre Anführer, die Toptschi-Baschi waren theils Türken theils Kuloli. Ich führe diese Beispiele deßwegen an, weil einige glauben, die Kuloli könnten in Algier kein öffentliches Amt bekleiden. Manche treiben auch leichte Gewerbe und unbedeutenden Handel, die Reicheren thun gar nichts und schwelgen von früher Jugend an in ihren prächtigen Gärten und Harems, wo sie sich den rohesten Genüssen und der abscheulichsten Zügellosigkeit ergeben. Die übrigen Einwohner der Stadt, obgleich sie und

ihre Familien täglich zu Rohheiten dieser Wollüstlinge ausgesetzt sind, wagen doch nicht, die Söhne ihrer angesehensten Beamten zu verklagen, die Väter oder Verwandte sind zu schwach, um die Vergehungen ihrer Söhne zu ahnden, und die Regierung drükt die Augen zu, um nicht genöthigt zu seyn, ihre eignen Kinder zu bestrafen.

Die Kinder aus den Ehen der Türken mit Weibern der Kabeïli, ungefähr einige Tausend Seelen wohnen in dem Landstrich Seïdoni im Atlas-Gebirge gegen Konstantine hin und werden von dem vorzüglichsten Produkt ihres Landes Seïdoni (Oliven) genannt. Sie sind ein Mittelding zwischen Türken und Kabeïli, verachten sowohl jene als diese und scheinen nur das zu lieben und zu achten, was Seïdoni heißt. Sie werden von dem Dei besoldet und sind äusserst tapfere Soldaten, welche, da sie des Landes kundig sind in den Gefechten gegen die Kabeïli vortreffliche Dienste leisten.

11. Die Türklari oder Osmanlari.

Alle diese verschiedenen und ausgebreiteten Menschenklassen nun, stehen unter der Macht des letzten, kleinsten und am spätesten eingewanderten Stammes

unter der Tyrannei eines Häufchens von Einwanderern, deren Herrschaft sich einzig auf die Usurpation eines kühnen Piraten gegründet, die Jahrhunderte lang nicht allein inneren Empörungen, sondern auch äusseren Stürmen Trotz boten, bis sie endlich allzusehr trotzend auf ihr Glük und ihre eingebildete Macht unterlagen. Bände ließen sich füllen mit der Geschichte, der Begründung und Ausdehnung dieser Gewalt, mit dem Verfassungssysteme dieser Türken und den unzähligen, wichtigen Einzelnheiten, die darin ihren Grund haben. Allein die enge Grenze dieser übersichtlichen Zusammenstellung der Bewohner des algierischen Landes verbietet hier, mehr, als nur den äussern Zusammenhang und die Haupteinrichtungen des Janitscharen-Systems anzugeben.

Ein kühner Seeräuber Hairadin-Pascha, bahnte den Türken zuerst den Weg nach Algier's Küste; er erhob das elende nachlässig an das Ufer gebaute, meist aus Hütten bestehende Städtchen Algier (Tschesair in der Landessprache) zu einer nicht unbedeutenden Stadt und umgab dieselbe mit Mauern und Batterien, — baute den Hafen und füllten ihn mit Kursan-Schiffen; er eroberte mit einer Handvoll muthiger Türken mehrere Provinzen, und gründete

so einen Staat, dem er als Pascha vorstand, welchen er dem türkischen Sultan zinsbar machte: und vor dessen Gewaltthätigkeiten ein großer Theil von Europa Jahrhunderte hindurch zitterte. — Sonderbar genug hat Hairadin seinem neuen Staate dadurch mehr Kraft und Festigkeit geben wollen, daß er seinen Janitscharen bei Strafe das Heirathen verbot. Nachdem er aber bald darauf das Übel dieses Verbot's einsah, indem seine Türken, von jeher an Schwelgerei gewöhnt und vom Reitze des heißen Klima's hingerissen, sehr bald allen Lastern fröhnten; und als ihm namentlich, wie Algier's Geschichte sagt, von einem seiner Leute, welcher dem Verbote entgegen, heimlich mit einer Algierin ehelichen Umgang pflegte, eine Verschwörung entdekt worden war, welches jene Frau aus Liebe zu dem Janitschar, und auf Kosten ihrer Landsleute, demselben anvertraut hatte. Das Geheimniß bestand darin, daß sich die Urbewohner Algier's heimlich verschworen hatten, am nächstfolgenden Festtage, wenn eben alle Türken beim G e b e t e in ihrer Metschid versammelt seyn würden, mit den Waffen in der Hand über dieselben herzufallen, und sie alle niederzumachen. Als Hairadin dieses gehört, und die Verschwörung klug

und kräftig erstikt hatte, welche nichts weniger, als die Ermordung aller Türken bezwekte, hob er sein Gebot gegen das Heirathen der Türken mit algierischen Frauen nicht allein auf, sondern suchte dasselbe nun noch mehr zu befördern; so wie er ihnen in mancher andern Hinsicht auch Freiheiten einräumte, namentlich ihnen auch das Weintrinken freistellte, um mehr ihre Landsleute anzulocken.

Wer Algiers oder vielmehr Hairadin's Geschichte in der Ursprache liest, der wird, obschon sie sehr parteiisch ist, indem sie Hairadin sogar zu einem heiligen (Morabot) erheben mögte, dennoch auf jedem Blatte finden, daß derselbe ein äusserst thätiger mit einer sehr starken Seele begabter Mann gewesen seyn muß, dessen Namen der Christ gewiß mit eben so viel Hochachtung nennen müßte, als der Muselman, wenn er seine Kräfte zu etwas Edlerem als zur Gründung des furchtbarsten Raubstaates würde verwendet haben.

Lange Zeit hatte der türkische Sultan das Recht, alle drei Jahre einen Pascha als Statthalter nach Algier zu schicken, welcher ihm alsdann jährlich einen starken Tribut senden mußte; dafür war der Sultan Schutzherr über den Staat Algier,

und betrachtete denselben, wie eine seiner übrigen Provinzen. Der Pascha hatte dagegen das Recht Gesandte, welche Basch-Dei hießen, nach Konstantinopel, Smyrna und mehreren andern Städten des türkischen Reichs zu schicken, welche sowohl für den Pascha daselbst Handel trieben, als auch namentlich junge Türken für den Staat Algier warben, und dieselben unter dem Namen Jenitscherlari oder Joltaschlari nach Algier schiften. Da nun ein jeder in Algier angekommene Türke Soldat war und als solcher zu allen Ämtern und Würden und mithin zu Reichthümern gelangen konnte; und da auch ferner denselben viel mehr Freiheit gestattet war, als in ihrer Heimath, so hatte die Auswanderung nach Algier von jeher mächtigen Reiz für viele Türken, und ich möchte sagen, Algier war gewissermaßen für die Türken, was die Kolonien in Indien für die Europäer sind.

Wenn junge Türken in Agier angelangt sind, werden sie in das Schloß des Dei geführt, und nachdem sie derselbe gemustert, läßt er ihre Namen in das Janitscharenregister eintragen, sie selbst aber in irgend eine der sieben Kasernen (Gischle) führen. In jeder derselben befinden sich mehrere völlig getrennte

Zimmer, welche die einzelnen Compagnien (Otta) bilden und deren jede unter einem besondern Wekilhartsch steht. Diese Otta's werden nach den Ministern, Bei's oder sonstigen Großen genannt, die daraus hervorgegangen und eben ihre Otta wie ihr väterliches Haus betrachten.

Jeder der Angekommenen erhält dort ein schlechtes Bett, und diesem analog einige Kleidungstücke. Von der Regierung bekommen sie ferner vier kleine Kornbrode, welche die Form und Größe einer vier und zwanzigpfündigen Kanonenkugel haben und zusammen ungefähr drei Pfund wiegen. Ausserdem noch zweimal des Tages eine höchst frugale Mahlzeit.

Alle zwei Monate erhalten alle Janitscharen ihren Sold ausbezahlt. Der neu angekommene Joltasch erhält am ersten Termin vier Budun, *) welchen alle zwei Monate einige Achtschi (Heller) zugelegt werden, bis endlich die Summe von sechszehn Budun voll wird, wo alsdann ein solcher Kemel-Joltasch (fertiger Joltasch) genannt wird. Von diesem geringen Solde müssen sich die Janitscharen nicht

* Budun ist ein Geldstük in Algier geprägt, welches nach hiesigem Gelde ungefähr acht und vierzig Kreuzer beträgt drei derselben machen einen spanischen Dollar.

nur ihre Schuhe und Kleider, sondern auch ihre Waffen anschaffen.

Die Ausbezahlung des Soldes geschieht auf folgende Weise. Vor dem Throne des Dei, der auf einer steinernen Bank, mit einer Löwenhaut bedekt, unter der Halle, die den Hofraum umgibt, dem Eingange gegenüber sizt, steht ein Sofra, eine runde kupferne Platte anstatt des Tisches, um diesen herum sitzen der Hassenatschi-Efendi vor dem Dei und ihm gegenüber der Saitschi, ein Arabi unter der Aufsicht des Hassenatschi, der Geldzähler; auf beiden Seiten stehen die zwei Sofra-Wekilhatschlari, die ersten Kammerherrn des Dei, die rechte Hand am Jatagan, dem langen Dolche im Gürtel, haltend. Neben dem Dei sitzt der Jenitscheri-Aga, der älteste Janitschar im Divan, dem Rathe der Alten, und somit der älteste im ganzen Lande, jezt nur ein Schatten des Dei, früher ihm gleich an Einfluß. Der Divan selbst sitzt zur Linker unter der Halle, zur Rechten der Basch-Hotscha mit seinen drei Unterhotscha's (Hoffekretäre des Dei und des Hassenatschi) an Pulten, worauf die dicken Janitscharenkataloge liegen. Schräg vor diesen stehen der Basch-Tschausch mit den Tschauschlari (Gensdarmen) in zwei Reihen, und hinter die-

sen am der daranstoßenden Seite des Gebäudes hinter Drahtgittern die Renegaten des Dei mit gespannten Büchsen. Von da an bis zur Mitte der dem Sofra gegenüber stehenden Seite ziehen sich die Jenitscheri, einer Kaserne nach ihrer Otta geordnet, alle unbewaffnet. Längs der zweiten Seite, die sich gegen die Sitze des Divan's hinzieht, stehen oder sitzen die Gaspatschilari (Polizeisoldaten) den Jatagan fassend.

Der Basch-Hotscha lies't nun den Namen eines Janitscharen nebst dem seines Vaters und Geburtsortes ab und der Basch-Tschausch schreit ihm nach. Der Aufgerufene tritt mit den Worten: Bujur-Efendim (Was ist gefällig mein Herr?) aus der Reihe, der nächste Tschausch gibt ihm einen Stoß, so daß er bis zum Sofra hinfährt, wo ihn ein andrer Tschausch hinten am Kragen festhält. In seine ausgestrekte Hand bekommt er nun seinen zweimonatlichen Sold (Lufa), der Tschausch gibt ihm wieder einen derben Stoß, und er läuft, was er kann, davon. So kommt einer nach dem andern den ganzen Vormittag hindurch. Den andern Tag wird mit einer andern Kaserne dasselbe vorgenommen, und so mit allen sieben.

Beim Wechsel des Dei und im Krieg wird allen Janitscharen die Lufa vollgemacht. Nur wer ein Hof-

amt begleitet, bekommt vier und zwanzig Budun, und so viel bekommt daher auch noch der Dei, die Minister, Bei's u. s. w. als Janitscharen, und zwar ist dieß die einzige Besoldung, welche die letztern vom Staate erhalten.

Durch dieses Sparsystem erreicht der Dei seinen Zwek vortrefflich, indem dadurch nicht allein der Staatsschatz unendlich geschont wird, sondern auch die Janitscharen nothgedrungen, aus Armuth und Mangel aller Art, ihre Kasernen verlassen, und sich mit allem Fleiße auf's Stehlen legen, indem sie sich nur dadurch eine bessere Existenz verschaffen können.

Diese Methode, die trägen Kerle zur Thätigkeit anzufeuern, scheint für einen Raubstaat die beste zu seyn. Sie rührt wahrscheinlich noch von Hairadin-Pascha her. Durch andere Mittel wird man schwerlich die Türken zur Thätigkeit anfeuern können, denn so lange dieselben nur noch einigermaßen leben können, werden sie nicht arbeiten, sondern lieber faullenzen wollen.

Ein Theil der Janitscharen verläßt nun die Kaserne, um sich auf die Kursanschiffe zu begeben; ein Anderer begibt sich in das Innere des Landes, um in der Nähe der verschiedenen Statthalter die wehrlosen Af-

rikaner plagen, um ihnen viel Geld abpressen zu können. Da in Algier kein ordentlich geregelter Militärdienst statt findet, so geht ferner ein jeder seiner eigenen Nahrung nach. Als Neulinge in der höchsten Dürftigkeit umherirrend, haben sie dennoch stets das Ziel vor Augen: reich und mächtig zu werden.

In den drei ersten Jahren haben sie keinen Dienst, können jedoch für ältere verheirathete Türken einstehen oder auch durch Seereisen (Safére) Geld verdienen. Viele bleiben auch immer auf der See. Im Frühjahr des vierten Jahrs müssen sie ihren ersten Feldzug (Maschale) machen, und werden zum Bei von Konstantine geschikt, wo sie ein halbes Jahr bleiben. Dann haben sie wieder Ruhe, bis sie im Frühling des fünften Jahres zum Bei von Oran ziehen. Auch hier, so wie im sechsten Jahre beim Bei von Titteri dienen sie ein halbes Jahr und haben die andere Hälfte wieder keinen Dienst. Die Hälfte des siebenten versehen sie als Nobek (Wachtdetachement) den Dienst auf einer der Batterieen im Lande, worauf sie wieder drei Jahre frei haben. Haben sie nach Ablauf dieser noch kein Amt oder Harem, so müssen sie wieder alle drei Jahre einmal zu den Bei's.

Wenn sie ein Amt oder sonst auf irgend eine

Weise Geld erworben haben, verheirathen sie sich. Jungen, schönen Türken gelingt es nicht selten, eine reiche Frau zu bekommen und durch ihr Geld zu Ämtern zu gelangen. Die verheiratheten Janitscharen kaufen sich gewöhnlich für ihre Dienstzeit Einsteher; haben sie dagegen ein Amt, so hört dieselbe von selbst auf. Ämter sind einzig durch Gunst zu erlangen, und es suchen sich daher die ärmern Türken auf alle mögliche Art bei den Reichern einzuschmeicheln, und lassen sich zu allerlei Geschäften meist zu den allerabscheulichsten gebrauchen, bis ihnen endlich der Weg zum Glük gebahnt ist. Dann schämen sie sich meistens ihrer Wohlthäter und diese ernten den schnödesten Undank. Einer sucht den andern zu stürzen, jeder, auch der Niedrigste kommt in der Absicht nach Algier, reich und mächtig zu werden und kein Mittel scheint hierzu verwerflich. Dieß sind die Hauptgrundlagen der Türkenherrschaft in Algier.

Zu Handarbeiten bequemen sich die Türken äusserst selten; mehr aber legen sie sich auf die Kochkunst; und wem es gelingt sich in dieser Kunst recht zu vervollkommnen, dessen Glük ist gemacht. Die reichen Türken essen gern viele und gute Speisen, und lieben sehr die Veränderung bei deren Zubereitung. Die Köche geben sich daher alle Mühe ihrem Geschmacke zu entsprechen und wissen sich auf diese Art leicht in Gunst zu setzen und unentbehrlich zu machen. Daß sie sich dabei nicht schlecht stehen, versteht sich von selbst; aber damit bald nicht mehr zufrieden, strebt er

höher. Auch sieht der Herr wohl alsbald ein, daß sein gewürfelter Koch vielleicht auch zu andern Geschäften gebräuchlich wäre und weiß ihm leicht irgend ein Ämtchen zu verschaffen. Der Koch aber, der inzwischen merkt, der von der nächsten Umgebung seines Herrn erfährt, was wegen ihm vorgeht, unterläßt nicht die Aufmerksamkeit seines Herrn auf einen andern Koch zu lenken, er empfiehlt denselben, und preißt dessen Geschiklichkeit. Jener bekommt seine Stelle in der Küche, er selbst aber erhält ein einträgliches Amt; und es geschieht sehr häufig, daß er durch einen Schritt Minister wird. Beispiele dieser Art hat man an den beiden Ministern des Hussein Dei. Hassenatschi-Efendi (Finanzminister) des letzten Dei, bei dem ich volle fünf Jahre zubrachte, und der letzte Aga-Efendi (Kriegsminister) waren beide Köche; ersterer bei dem Bei von Konstantine, letzterer bei irgend einem der Minister. Beide wurden Tschausch Baschi (Obrist beim Gensdarmen-Korps). Jener aber fiel sehr bald wegen Intriguen in Ungnade bei seinem Bei, und sollte hingerichtet werden, floh aber noch zu rechter Zeit nach der Residenz Algier, ging zum Dei, verrieth seinen Herrn den Achmed-Bei, und wurde vom Dei als Hassenadar (Oberhofmarschall) in der Kassaba angestellt. Hier stürzte er Achmed-Bei, bewirkte seine Hinrichtung, und ward zur Belohnung Hassenatschi-Efendi.

Der andere war einige Zeit bei dem Aga-Efendi (Kriegsminister), welcher ihn dann zum Jerjewekil-

Hartsch-Efendi (Marineminister) beförderte. Der Dei gewann ihn so lieb, daß er ihm seine älteste Tochter zur Frau gab, worauf er ebenfalls üppig wurde, mit seinem Wohlthäter, dem Aga-Efendi in Zwist gerieth und in seinem Hasse so weit ging, daß er ihn bei seinem Schwiegervater anschwärzte und ihn solcher Verbrechen beschuldigte, daß der Dei ihn hinrichten ließ. Seinen verrätherischen Schwiegersohn aber erhob er zum Aga-Efendi.

Die Macht des Dei hat sich, seitdem Ali-Dei 1817 seine Residenz in die Kassaba verlegte, ausserordentlich vergrößert. Es beginnt damit eine neue Periode in der Geschichte Algiers. War früher der Dei in seinem freien, unbefestigten Schlosse ganz den Launen der aufrührerischen Janitscharen unterworfen, die ihn jeden Augenblik ermorden konnten, war früher seine Gewalt ganz unter dem Willen des Divans gestellt, so konnte er jetzt in seiner Citadelle dem Aufruhr trotzen und ein vollständiges System des Despotismus begründen, er konnte die wilden Janitscharen, die oft grausamerweise in die Hütten der Fellach-Arabi einbrachen, plünderten und mordeten, besser zügeln, die unter seiner Obmacht stehenden Völker in Schutz nehmen und so das Ganze kräftiger zusammenhalten. Alle Verhältnisse nahmen durch diesen wichtigen Schritt Ali's eine andere Richtung; allein er selbst blieb nur sechs unruhige Monate im Besitz des Thrones und hatte für seinen Nachfolger Hussein (sein Sekretär und Liebling, vielleicht sein Mörder!)

gearbeitet, der über zwölf Jahre hindurch die höchste Gewalt ziemlich ungestört genießen konnte.

Übrigens war Hussein = Dei kein Tyrann, der sein Volk bedrükte, sondern er suchte nach besten Kräften und Einsichten den Wohlstand seines Landes zu befördern. Er war ein thätiger Mann, der die geringen Spuren von Wissenschaften und Künsten bei seinen Unterthanen gerne begünstigte und sogar selbst mancherlei studierte.

Nun noch das Verzeichniß der öffentlichen Beamten.

Das Ministerium besteht aus fünfen dem Range nach folgenden: 1) Der Hassenatschi-Efendi, Finanz-Justiz= und Polizeiminister. 2) Der Aga-Efendi, oder Sidi-Arab, der Kriegsminister, unter welchem die Bei's, Kaid's der Araber und mehrere Schech's stehen. 3) Der Hotscha-Efendi, oder Ad-Hotscha, wörtlich Pferdsschreiber, d. i. der Domainenminister. 4) Der Jerjewekil-Hartsch-Efendi, der Marineminister, unter welchem der Kait-Marsa, oder Liman-Rais, der Hafenkapitain und alle Kursankapidanlari, (Schiffskapitaine stehen. 5) Der Bei-Damal-Efendi, der Erheber der ausserordentlichen Steuern, des Vermögens der Hingerichteten, der ohne Leibeserben Verstorbenen u. s. w.

Ausser dem Hotscha-Efendi, können alle weder lesen noch schreiben. Jeder hat seine Sekretäre und gibt seine Unterschrift durch sein Siegel.

Wer lesen oder schreiben kann, wird in das Hot-

scha-Korps aufgenommen, auch ohne Begünstigung durch Hinterlegung von 33 Zechinen. Unter den vielen verschiedenen Hotscha ist dem Range nach der erste der Bug' de-Hotscha oder Tschinin-Hotscha (der Getraideverwalter). Unter andern sind ausserdem hier zu nennen, der Dus-Hotscha (Salzverwalter), Kumür-Hotscha (Kohlenverwalter), Edmek-Hotscha (Brodverwalter), Kirïtsch-Hotscha (Kalkverwalter, Sirke-Hotscha (Essigverwalter), Sabon-Hotscha (Seifenverwalter), u. d. gl., ferner der Gischle-Hotscha (Kasernenlehrer oder Schreiber), Machale-Hotscha (Regimentsschreiber) Jerle-Hotscha (Marineschreiber), Dekne-Hoscha (Schiffsschreiber) u. a. Jeder derselben hat wiederum seine Unter-Hotscha.

Bei Civilsachen ist der Arab-Kadi competender Richter der Arabi, und der Türk-Kadi der Türki und Kuloli; jedoch ist ersterer dem letzteren in vielen Fällen untergeordnet. Jeder Kadi hat seine Hotscha und seinen Tschausch, der die Strafen, welche der Kadi nach dem Kur-ahn diktirt, sogleich vollzieht. Schlägereien und dergleichen kommen vor den Kähia, der vor dem Thor der Kassaba sitzt. Größere Criminalfälle richtet der Hassenatschi-Efendi, oder auch der Dei.

Die Befehle der drei letzteren vollzieht der Muswar oder Tschelad, der erste Scharfrichter der Stadt, ein Arabi. Er läßt durch seine zwanzig Schindersknechte die öffentlichen Strafen vollziehen, die Türken

bei Nacht im Gefängniß erdrosseln und die Juden oder Araber öffentlich bei Tage. Auch stehen unter seiner Direktion unmittelbar die Freudenmädchen. Jeder Minister richtet eigentlich selbst in seinem Departement. Wer am meisten Geschenke bringt, hat das meiste Recht.

Die Polizei bilden die Gospatschi, meistens alte verehelichte Janitscharen, die auf ein Jahr lang gewählt sind. An ihrer Spitze steht der Gol-aga, der sobald die Kassaba Abends geschlossen ist, unumschränkter Herr der Stadt ist. Ein anderer städtischer Beamter ist der Mordasib, der die Steuer von allen Produkten erhebt, welche die Landbewohner zum Verkaufe in die Stadt bringen.

Die bedeutendsten Schloßbeamten sind die beiden Hassenadar (Verwalter des Privatvermögens), die beiden Sofra-Wekilhartschlari (die Kammerherrn), Kapi-Hotscha (der Kassabathorschreiber), Dertschiman (Dolmetscher der Türken und Araber und erster Kammerdiener), Aemin-Sike (Münzmeister, unter seiner Leitung münzen die Juden), Achtschi-Baschi (Oberkoch), Kawatschi-Baschi (erster Kaffeekoch), Tschamie-Hotscha (Hofpriester), die Toptschilari (Artilleristen) unter dem Toptschi-Baschi, die Tschauschlari welche einzig Türken arretiren dürfen), die Nobekschilari (die Thorwächter, verheirathete Männer, vom Dei selbst auf ein Jahr gewählt), die Daultschilari (die Hofmusikanten, welche Morgens und Abends vor dem Dei spielen) u. s. w.

An der Spitze des öffentlichen Gottesdienstes steht der Mufti-Efendi. Er wacht darüber, daß die Religion rein gehalten wird, daß die Tschamie-Imamslari gehörig den Gottesdienst verrichten, und daß die Muechsinlari regelmäßig zu den fünf Tageszeiten (Eresin, Morgens 2 Uhr, Oilen, Mittags 1 Uhr, Elkindi, 4 Uhr, Agschan, 6 Uhr mit Sonnenuntergang, Jadsi, halb 8 Uhr) von den Minaré herab zum Gebet rufen. Auch bestimmt er nach Monden das Jahr und die Festtage der Muselman's, und hat die Aufsicht über die Schulen. An Festtagen und im Ramasan täglich erklärt er Stellen aus dem Kur-ahn, was einzig dem Mufti erlaubt ist. Auch kann er die Gotteslästerer und diejenigen, die sich an Wein oder Brandwein berauschen, züchtigen lassen.

Soviel von den türkischen Beamten in der Stadt. Die Statthalter in den drei Provinzen heißen Bei. Der Bei von Titteri ist der erste, weil seine Provinz zuerst von den Türken erobert ward; dann Constantine und zuletzt Oran. Sie heißen auch Schimschie, Scherk und Garb (Mittag, Morgen und Abend) von ihrer Lage. Jeder Bei hat einen Chalif, welcher der erste nach ihm ist, und dann fast dieselben Beamten, wie der Hof des Dei. Wenn er nun dem Dei seinen Tribut und die gehörigen Geschenke liefert, kann er in seinem Distrikt ganz nach Willkühr verfahren. Er kann von den unterworfenen Völkern Tribute erpressen, wie er will, sie überfallen, morden, plündern, mißhandeln und dadurch sich bereichern, so viel er

nur kann. Dagegen muß er aber alle halb Jahr mit der abziehenden Machale seinen Chalif nach Algier schicken mit einer bestimmten Summe in die Staatskasse und selbst alle drei Jahre mit einem noch größeren Tribut dahinziehen.

Diese Einzüge sind ein wahres Fest in Algier. Zuerst kommt der Chalif von Titteri, der wegen der Armuth der Provinz am wenigsten bringt. Er zieht mit einem langen Zug von Gefolge und beladenen Maulthieren unter Kanonenschüssen und Musik ein, liefert den Tribut in die Schatzkammer, bringt den Dei mehrere Beutel voll Gold unter dem Namen Aded oder Auweid (fester Gebrauch) und trinkt mit ihm Kaffee. Das ganze Gefolge des Dei steht in zwei Reihen am Eingang und wartet auf seinen Abschied, wo er einem jeden sein Geschenk vom Bei bringt. Sogar die Sclaven werden bedacht. Ebenso geht es den folgenden Tag beim Hassenatschi, und so fort bei den übrigen Ministern. Man kann sich denken, welche Summen er auf diese Art los wird und wie die armen Arabi gedrükt werden müssen, um ausser diesen Summen noch den Bei selbst so ungeheuer zu bereichern. Je mehr dieser schikt, desto angenehmer macht er sich und desto sicherer ist seine Stelle und sein Leben. — Nachdem der Chalif von Titteri die Stadt verlassen, zieht alsbald der von Constantine ein, und nach ihm der von Oran. Noch großartiger sind die Einzüge und Geschenke der Bei's selbst. Wie gut sich dabei die Beamten stehen, läßt sich leicht beurtheilen.

Bo

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfeiffer, Simon Friedrich / Schmitthenner, Friedrich, / Pfeiffer, Simon Friedrich

Meine Reisen und meine fünfjährige Gefangenschaft in Algier

Giessen 1834

Biogr. 889 fy
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065807-2